

I. Anzeigen neuer Schriften.

Freimüthig patriotische Beobachtungen und Bemerkungen über die gegenwärtigen öffentlichen Angelegenheiten in Teutschland. Leipzig bei Steinacker. 1818. gr. 8. (Preis 4 fl.)

Unter diesem sehr allgemeinen Titel, statt dessen die Aufschrift: *Neuester Versuch, die Franken zu entbairern*, viel passender gewesen wäre, ist ein anderthalb Alphabete starkes Buch erschienen, von welchem der Verfasser selbst eingesteht, daß es auf die gegenwärtigen Verhältnisse nicht mehr passe, indem die hier vorgetragenen Wünsche, insofern ihre Unzweckmäßigkeit oder Nichtausführbarkeit sich nicht von selbst geoffenbart hat, größtentheils schon in Erfüllung gegangen seyen. Wenn der Verf. sich dessen ungeachtet entschließen konnte, ein so weitläufiges und selbst als überflüssig unbekanntes Werk, in den Druck zu geben, so mußte er wohl die geheime Hoffnung haben, dennoch einige Anhänger oder wenigstens Käufer zu finden.

Da nur wenige bayerische Geschäftsleute sich die Zeit nehmen werden, das eben nicht sehr einladende Buch zu durchlesen, der behandelte Gegenstand gleichwohl auf ihre Aufmerksamkeit einigen Anspruch hat, so wollen wir einen getreuen Auszug davon liefern, und hie und da Bemerkungen beifügen, die wir unmöglich ganz zurückhalten konnten.

Auf das Vorwort, welches die bekannten Vortheile der Pressfreiheit schildert, folgt eine Zueignung an die durchl. teutsche Bundesversammlung, dann eine »höflichste Bitte« an die Leser, beim Lesen der ersten und zweiten Abtheilung, welche beide schon seit geraumer Zeit gedruckt sind, sich immer in das Frühjahr von 1817 zu versetzen! — (eine solche Zumuthung ist in der Literatur wirklich ganz neu) — Nun spricht der Verfasser an die Teutschen, und erzählt ihnen, daß an den Ufern der Ostsee, wie an denen des mittelländischen Meeres, im Lande der Brennen, der Gallier, der Italiener, der Helvetier, selbst auf ungarischem Boden stehend, sein Geist doch immer mitten unter uns war. Zuletzt wendet sich der Verf. auch an die Franken, — so wie an die Baiern, Schwaben und Rheinländer, als an seine auch mit ihm unter einer gemeinschaftlichen Regierung verbundenen lieben Landsleute. Hier läßt er zwar der bayerischen Verfassungsurkunde (bei deren Ausarbeitung man leider seine erste und zweite Abtheilung nicht benutzen konnte) gerechtes Lob widerfahren, doch mit folgendem Beisatz, den wir zugleich als Probe der Schreibart ausheben wollen:

»Auch der Verf. schließt sich hiermit an jene an, die es für heilige Pflicht, sowohl des Unterthans als auch des Patrioten halten, Sr. Maj. unsern geliebtesten König, S. R. H. unsern geliebtesten Kronprinzen, den königl. Staatsrath — und die ganze Nation auf jene Gegenstände in der neuen Staatsverfassung aufmerksam zu machen, die eine Abänderung erheischen. —

»Dieses Buch mag vielleicht Schiffbruch leiden, wenn nur aus den Trümmern desselben ersehen werden kann, daß es ein teutsches Produkt ist, und daß der Hafen, aus welchem es ausgelaufen ist, teutscher Patriotismus heißt. Dieß ist das einzige Verdienst, welches der Verfasser seinem Werke nicht gern absprechen möchte.«

Die erste Abtheilung: geschichtliche, rechtliche und politische Beleuchtung des ehemaligen und gegenwärtigen Zustandes von Franken, — fängt wieder mit einer Vorerinnerung an. Man sieht aus derselben, daß der Verf. sein Werk bereits vor dem 2. Febr. 1817 geschrieben, und daher schon damals, da er die Vorerinnerung beifügte, (nach dem 2. Febr.) seine Verpöschung entschuldigen mußte! Auf die Vorerinnerung folgen »allgemeine Gesichtspunkte«, eigentlich Klagen über das Aufhören des Namens der Franken, »welcher (der Name?) gewaltsam zum Baiern umgeschaffen werden soll.« Der Verf. scheint übersehen zu haben, daß es schon seit vielen hundert Jahren keine Franken mehr gab, sondern nur Würzburger, Bamberger, Nürnberger, Ansbacher, Baireuther &c. Wie kann er also der bayerischen Regierung vorwerfen, daß die fränkische Selbständigkeit vernichtet sey? Wie von einer fränkischen Nationalität, von Kränkung jedes fränkischen Patrioten, von Zeiten der Noth, des Jammers und der Schmach sprechen? S. 11 rückt der Verf. seinem Ziele näher, er will, daß S. M. dem König eine Adresse übergeben, daß auch S. R. H. der Kronprinz davon in Kenntniß gesetzt werde; in dieser Adresse soll ein treues Gemälde von der schmach- und leidenvollen Lage der Franken niedergelegt werden. In der »Fortsetzung der allgemeinen Gesichtspunkte« lesen wir nichts als überflüssige Wiederholungen. Der Abschnitt: Franken und die fränkische Nation, was sie war, schildert ganz kurz den bekannten Zeitraum, in welchem die alten Franken als besondere Nation erschienen. Nun springt der Verf. schnell auf die Kreiseintheilung über, der fränkische Kreis war natürlich der erste, wichtigste und getreueste; die fränkische Kreisverfassung die zweckmäßigste und vollständigste. Es gab nicht nur (man denke!) eigene fränkische Kreisgesandte zu Nürnberg, sondern auch ein kaiserlicher und sogar ein preussischer Gesandter waren bei dem Kreis förmlich accreditirt. Franken hatte seinen eigenen Münzfuß! Die salischen Gesetze sind, wie gesetzlich bewiesen ist, fränkischen Ursprungs; das bamberger peinliche Recht war der Vorläufer der trefflichen Carolina. Auch in den neuern und neuesten Zeiten hatte sich Franken durch sein fränkisches Landrecht (?) einer guten Gesetzgebung zu erfreuen. Endlich ist die fränkische Kreis-Militärverfassung weltbekannt (ja wohl!). In Bildungs- und Lehranstalten ist viel geschehen, sogar eine jüdische Akademie (zu Jülich) hatte Franken aufzuweisen, die 4 christlichen, und den Pegnizer Blumenorden ungerechnet. Nürnberg war nicht bloß der Sitz kaiserlicher Majestät, sondern auch der Künste und Wissenschaften. Wer verkennet die Tugenden der fränkischen Reichs-Ritterschaft? War der verdienstvolle Götz von Berlichingen nicht ein Franke? Und welche Helden Franken war nicht der jeweilige Hoch- und Teutschmeister zu Mergentheim? So war Franken! Aber jetzt, klagt der Verf. in dem Abschnitt: »was Franken und die fränkische Nation jetzt ist« jetzt soll Niemand mehr das berühmte Frankenland lieben dürfen, es soll gewaltsam zum Baiernland, und der freigeübte Franke muß ein Baiern werden. Zwar sind die Baiern hieran unschuldig, und doch ist die Ursache nur einzig und allein in Baiern aufzufuchen. Daher wirft der Verf. im nächsten Abschnitt seine »Blicke (soll vielleicht heißen: Blitze) auf Baiern.«

Originell ist die vorausgeschickte historisch-psychologische Notiz, welche uns eine ganz neue Geschichte von Baiern liefert. Möchte es dem Verf. doch gefällig seyn, uns die Märeesen und Weichtöter zu nennen, welche Baiern beherrscht haben. »Die Wirkungen der Pfaffen- und Märeesenregierung in frühern Zeiten giengen ins Unglaubliche. Der krasseste Aberglauben, die bigotteste Intoleranz und die stumpfste Indolenz paarten sich mit dem höchsten SittenVerderb. Einen Fürsten, Prinzen des Hauses oder sonst einen Vornehmen und Großen ohne eine oder mehrere Märeesen zu wissen (?), Staatsbeamte, die nicht bestechlich waren, Städte und Individuen, die nicht oft mit den empörendsten Privilegien versehen waren, die sie häufig verkauft oder durch Märeesen zuerst erschlichen hatten — diese und ähnliche Erscheinungen gehörten zu den Seltenheiten in Baiern.« Dies führt den Verf. auf »die Illuminaten und ihre Faction.« Die IlluminatenBrüder, sagt der Verfasser, waren so schlecht und so verdorben, daß sie ihres gegebenen Ehrenworts und Eides ungeachtet ihren eigenen Orden selbst verriethen, ja gegen ihre eigenen Freunde und OrdensBrüder heimliche Aufpaffer und Unkläger machten. Dieses geschah nicht aus Liebe zur Tugend und Wahrheit, nein, sondern um den Lohn, von welchem noch jetzt einer und der andere seiner Angeber große Reichthümer genießt. — Der Orden wurde nun förmlich von der Regierung entdeckt und aufgehoben. Die Illuminaten aber verbanden sich mit den Jacobinern, daher die leidenschaftliche Vorliebe gewisser Baiern für alles Französische. Mit Maximilian Joseph kehrten die Illuminaten nach Baiern zurück. Plötzlich erschien Napoleon, ein Comet mit einem langen verhängnisvollen Schweif, und begünstigte vorzüglich die Illuminaten, welchen allein Franken seine Schmach zu danken hat.« Nun folgt: »weitere Entwicklung, was Franken jetzt ist.« Der Zeitpunkt des bayerischen Bündnisses mit Frankreich, dieser Zeitpunkt, über welchen der patriotische Deutsche nur einen Trauerflor ziehen möchte, war es, mit welchem Frankens Vernichtung anfieng. Nun gab es kein fränkisches GeneralCommissariat, keine fränkischen Behörden, kein fränkisches Regierungsblatt mehr, sondern nur bayerische — die Franken mußten sich in allen Ausschreiben als Baiern anreden lassen (horrificum dictu!). Nürnberger Künstler werden Baiern genannt! zum klaren Beweis, wie man das mühsam errungene Verdienst der Franken vernichten will. — Der Verf. kommt sodann in einem grauesten Adel muß nun demüthig um die Gnade bitten, unter die Zahl des neugeschaffenen (?) bayerischen Adels aufgenommen zu werden, neben getauften und ungetauften Juden und Judengenossen (?). In dem Abschnitt: »noch einige Worte über das Edikt über den Adel vom 28. Jul. 1808« wird der Regierung das Recht bestritten, einen Beweis des Adels zu fordern. Dann wird das Motiv untersucht, und der Abschnitt mit diesen Worten geschlossen: »Oder sollte vielleicht eine FinanzSpeculation für Privatpersonen der eigentliche Zweck hiervon seyn?« Hier fällt unwillkürlich dem Verfasser die Feder aus der Hand (hätte er sie doch lieber trauernd aus: O Vaterland! o Nemesis! und geht wüthend ab.)

Unter der Rubrik: »die fränkische katholische Kirche, fränkische Geseze, bayerisches Maas, Elle und Gewicht« wird nur gesagt, daß man einen fränkischen, nicht einen bayerischen Bischof erwartet, daß nach mathematischer und polizeilicher Prüfung das bayerische Maas und Gewicht nicht um ein Haar besser ist, als das fränkische, daß man lieber nach reinem und geläutertem Grundsatz abgemessene Ellen und Gewichte wählen soll.

Der Abschnitt: »ehemalige fränkische Freiheit und jetziger Zwang« enthält Klagen über Beschränkung des Auswanderns und des Studirens im Ausland. »Vom fränkischen Handel« weiß der Verfasser nur wenig zu sagen, er tadelt die »bayerische Mauth«, klagt über »reinst geringe, sehr hohe Abgaben«, wobei er die Erhöhung ganz allein der bayerischen Regierung zur Last legt. Was er in den Abschnitten »vom Lotto« und »vom Postwesen« sagt, ist das Allbekannte, und verdient Beherzigung, so wie die Klagen über die Juden. An der Verwaltung der öffentlichen Anstalten tadelt der Verf. das unselige Bureauwesen, den zu großen Umfang der Landgerichte und ihres Geschäftskreises, das Tabellenmachen u. s. w. Auch erklärt er sich gegen die Centralisirung der StiftungsAdministrationen, und theilt eine weitläufige (jetzt nicht mehr passende) Stelle aus Brendels Abhandlung mit. In der Vergleichung der fränkischen Finanzen mit den bayerischen wird behauptet, daß erstere bloß darum besser stünden als die letztern, weil sie nicht centralisirt worden, sondern fränkisch geblieben sind, wodurch sich am besten beweise, was größtentheils in die Hände der Juden gekommen, der Staatscredit unter Montgelas Ministerialräthen soll nachtheilig gewirkt haben. (Auch diese Beschwerde ist jetzt gehoben.) Der Abschnitt: »Krisokratismus, enthält Klagen über Eingriffe in die Rechte des Adels, und Einführung eines besoldeten Staatsdieners: oder auch AmtsKrisokratismus. Die bayerischen Beamten sollen der Regel nach Bekehrer Bonaparte's seyn. — (Wenn in Baiern BeamtenKrisokratismus herrscht, wie läßt sich dann die Erscheinung erklären, daß die städtischen Gemeinden vorzugsweise Staatsdiener zu Bürgermeistern wählten?) Unter der Rubrik: Nationalrepräsentation beklagt der Verf. die Aufhebung der Domkapitel, dieser herrlichen VolksVertreter, und der reichstädtischen Magistrate und Anschläge, insbesondere auch der Consulanten der ehemaligen Reichsdörfer Sennfeld und Gochsheim. Der Abschnitt: feste und schwankende RegierungsGrundsätze, viele Verordnungen, beschließt die erste Abtheilung. Der Verf. hat sich hierbei nicht gescheut, zu Klatschereien und JudenAnekdoten seine Zuflucht zu nehmen.

Die zweite Abtheilung führt die Aufschrift: Patriotische Wünsche, Bitten und Vorschläge über die Staatsverfassung des Königreichs Baiern. Hier ist gleich der erste Vorschlag: ein neues Königreich. Der Verf. meint es aber nicht so böse, er will nur einen neuen Namen. Da nämlich, wie er sagt, bisher nur die Rede war von gewaltsamer Unterdrückung, Auflösung und Vernichtung aller fränkischen Volkshümmlichkeit, mithin des wohlhergebrachten fränkischen Rechtszustands, bloß um Baierns Wohl, Baierns Ansehen und Ehre zu vermehren, und um das Bayerische und nach Baiern zu ziehen, Baiern zu vergrößern, Baiern wichtig und selbstständig zu machen, so soll eine ganz abgesonderte ProvinzialVerfassung für Franken eingeführt werden, der ungerechte Name Baiern aber einem andern Namen Platz machen, in welchem auch die übrigen Volkstämme des Königreichs ausgedrückt, oder begriffen seyn sollen. (Wenn Graf

Montgelas Altbaiern als den Mittelpunkt ansah, von wo aus die vaterländische Kraft und Gesinnung auf die später hinzugekommenen Russenländer verbreitet werden mußten, so hat er vielleicht einen richtigen politischen Tact gezeigt.) Folgt nun ein unmaßgeblicher Vorschlag zu einer Constitution für das neue süddeutsche Königreich. Sie soll den Namen führen: neue goldene Bulle, und ein Vertrag seyn, welchen der König mit seinen Vätern abzuschließen für gut finden wird. Die Leser werden uns nicht zumuthen, das Widersprechende, Unzusammenhängende, und überhaupt Undurchdachte dieser goldenen Bulle nachzuweisen. Der Verf. setzt beiseite hinzu: Alle diese Sätze sollen jedoch, wie wir ausdrücklich, laut und öffentlich bemerken wollen, durchaus für nichts anders als für unmaßgebliche Vorschläge, und für bloße Ideen gelten (vermuthlich befürchtete er, man würde sie sonst sogleich als Gesetz befolgen). Er giebt endlich die Ursachen an, warum er bei seinem Vorschlage vorzüglich die großbritannische Verfassung (von welcher er übrigens so wenig, wie von andern Gegenständen, einen richtigen Begriff zu haben scheint) sich zum Muster genommen habe, und erwähnt den König, aus 8 HauptGründen, seinen Vätern eine Constitution zu geben, wovon wir erfahren, daß stets lebendige Naturgesetz sey:

glücklich zu werden,
glücklich zu seyn,
glücklich zu bleiben.

(kann man nicht schon aus dieser Stelle allein, den logischen Kopf des Verf. erkennen?) »Wenn das neue Königreich zu einem Ideal der gesetzlichen Freiheit, der Gerechtigkeit, der Humanität, des Wohlstandes und der NationalGlückseligkeit emporgehoben seyn wird, so wird als unausbleibliche natürliche Folge zwischen Ursache und Wirkung (credite posteri) — bei unsern Nachbarn unsere Verfassung die Aufmerksamkeit auf sich ziehen!« Wenn endlich der König die Franken, Schwaben, Rheinländer mit schonender Rücksicht behandelt, so wird dadurch der politische Schlandrian, ein Ueberbleibsel des alten Faustrechts gänzlich verbannt werden.

Mit der III Abtheilung: Ueber den Adel und an den Adel in Deutschland, beginnt ein ganz anderes und neues Werk. Hier giebt (abermals in einem Vorwort) der Verf. Nachricht von einer alten Freundschaft mit dem Sachsen=fürstlichen geheimen Rath Hendrich, der sich über diese öffentliche Expectoration eben nicht sehr erfreuen wird. — Der Verf. sagt voraus, es werde ihm unausbleiblich Spott und Haß von Adelslichen und Unadelslichen (also von allen Lesern) zu Theil werden. Die Abhandlung beginnt mit der wichtigen Bemerkung, daß wo immer noch ein Adel sich zeigte, er bei Einigen Lob bei Andern Tadel fand. Demnach lassen sich die Meinungen füglich in 3 Klassen einteilen: 1) in parteiliche Vertheidiger des Adels, 2) in Gegner desselben 3) in Gemäßigte. Daß sich der Verf. zu den Gemäßigten bekennt, versteht sich von selbst. Als solcher widerlegt er die dem Adel entgegengesetzten Vorurtheile (er fängt mit 1. an, (ohne mit 2 fortzufahren) und zeigt sodann, daß der deutsche Adel nicht durch die LebensVerfassung, sondern durch ein Postulat der menschlichen Natur erschaffen worden, so wie auch, daß man ihm gestatten müsse, sich seine ehemaligen RitterHauptleute, Ritterräthe und Ausschüsse wieder zu erwählen, und daß er mit Freuden bereit sey, Vermögen, Gut, Blut, und Leben dem geliebtesten deutschen Vaterland, seiner Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, kurz, der deutschen Freiheit zu opfern. Der Haß gegen den Adel, so schließt der Verf. diesen Abschnitt, ist irrig, trügerisch, falsch, einseitig, engherzig und kleinlich, unbillig und ungerecht, unethisch, nachtheilig und schädlich, und unpatriotisch.

Um sich von dieser Anstrengung zu erholen, wendet sich der Verf. in einem neuen Abschnitte wieder an seine Leser, und sagt ihnen, seine Ansichten seyen nicht aus der Theorie, noch viel weniger aus den natürlichen Begriffen, sondern bloß aus dem praktischen Leben genommen, aus der Anschauung unserer Generation, und unserer Einrichtungen — alles, wie es wirklich ist. Aber wie es werden kann und soll? Diese Fragen sind der höchsten Anstrengung, Aufopferung, ja selbst des Schweißes der Edlen werth.

Eine neue Abtheilung beginnt: An den Adel in Deutschland mit Materialien zu einer Adels-Constitution. (Gutgemeint, aber schon von hundert Andern besser gesagt)

IV. Abtheilung. Beobachtungen und Bemerkungen über Deutschland und die deutsche Nation. Zurk: »Allgemeine Gesichtspunkte.« Der Rechtszustand der deutschen Nation ist noch nirgends und am allerwenigsten als deutsche Nation bestimmt. Man muß hier die Fragen erörtern, gab es ein deutsches Reich, und giebt es noch ein deutsches Reich? gab es eine deutsche Nation? — DeutschlandsEinheit versagt die öffentliche Meinung, auch unter dem Namen Zeitgeist bekannt. In Rücksicht dieser Meinung kann man die Deutschen einteilen: — in die Unwissenden, die Gleichgültigen, die Egoisten, die Furchtsamen, die Zweifler, die Schreier, die Tadeln und Widersprecher, die Oppositionsmänner, die Hof- und Ministerialpartey, die Jakobiner, die Obscuranten, die Schmalzgesellen, die deutschen Patrioten, oder noch eigentlicher in 4 Hauptparteyen, Gleichgültige, Hoffende, Zweifelnde und Effektier. — Diese 4 Hauptparteyen werden nun einzeln beleuchtet, und zwar die ersten beiden sehr kurz. Am längsten hält sich der Verf. bey dem Zweifeln auf. Als Resultate derselben stellt er auf — 1) Deutschland befindet sich im staatsrechtlichen Sinn dormalen verfassung- und gesetzlos. 2) Die einzelnen deutschen Staaten werden weder im Innern, noch gegen Russen gesichert seyn, solange dieser verfassungslose Zustand fort dauern wird. 3) Nur durch Einschränkung der uneingeschränkten Souveränität kann geholfen werden, was um so leichter angeht, als jetzt das Opferbringen an der Tagesordnung ist. Hier ein Gespräch, (vielmehr ein Monolog) eines Fürsten über die nöthigen Einschränkungen bey der Hofhaltung. Von Deutschlands dormaliger Lage ist mit vieler Wahrscheinlichkeit, fast möchten wir sagen, mit voller Gewissheit vorher zu sagen: es kann nicht immer so bleiben. Als Effect liefert der Verf. rhapsodische Vorschläge zu einer Constitution für Deutschland. Er verlangt einen Reichstag, bey welchem jeder Volkstamm, sey er auch mehreren Regierungen zugetheilt, selbstständig erscheinen soll; vor allen aber eine vollziehende Gewalt als politischen Heiland. »Wenn die holde Teutschheit aus Baiern, Oesterreichern, Sachsen und Brandenburgern achte Teutsche macht, dann umschlingt Alle ein nationales Band.«

Zulezt, nach einer Strafrede an die deutschen Republikaner, empfiehlt der Verf. 1. die National Erziehung der alten klassischen Welt, besonders der Griechen. 2. Die deutsche Sprache 3. die philosophischen Schulen und die Mythen der Alten. 4. den thierischen Magnetismus. Das Naotiren des Verf. wird hier so arg, daß jeder Leser, den die Geduld bisher noch nicht verlassen hat, das Buch gewiß hier wenigstens voll Unwillen oder Schlaf aus der Hand fallen läßt.

Damit es nicht auch uns mit unsern Lesern eben so ergehe, wollen wir den ohnehin schon zu langen Auszug schließen. — Wir glauben, das Werk hinlänglich charakterisirt zu haben, und zwar mit den eigenen Worten des Verfassers, der wohl ein wunderlicher Heiliger seyn mag.

Kritische Zusammenstellung der bayerischen Landkultur-Gesetze von Karl Fr. v. Closen. K. B. K. Regierungsrath bei dem königl. bayer. Staatsministerium des Innern, korrespondierendem Mitglied der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft in Wien. München bei Hübschmann. 1818. 8. S. 359.

Seit dem Tode unsers verdienstvollen Rottmanner ist in dem Felde unserer landwirtschaftlichen Literatur beinahe gänzlicher Stillstand eingetreten. Eine rühmliche Ausnahme hierin verdient Schönlechner, der durch ausgezeichnete theoretische und praktische Kenntnisse allmählig eine gänzliche Revolution in der bayerischen Landwirtschaft zu bewirken scheint, aber leider durch Amtsgeschäfte verhindert ist, seine höchst wichtigen Erfahrungen fortdauernd zur Kenntniß des Publikums zu bringen. Was außerdem seit Jahren erschienen ist, enthält beinahe nur überspannte und ausschweifende Begriffe über Aufhebung grundherrlicher Rechte, und der Zehnten, oder Wiederholungen längst besser gesagter und allgemein bekannter Dinge.

Selbst die zwei gekrönten Preisschriften über Güter- Arrondirung, von denen man sich bei der Beträchtlichkeit der Preise große Erwartungen machen konnte, sind nicht ganz genügend, und enthalten überdies viele Vorschläge zu willkürlichen und ungerechten Maasregeln.

Die vorliegende Schrift ist daher eine um so angenehmere Erscheinung, als sie sich nicht nur gegen gewaltsame Maasregeln bestimmt erklärt, sondern auch mit Bescheidenheit, Ruhe und seltner Sachkenntniß verfaßt ist. Fr. v. Closen zeigt zuerst den Zusammenhang der Kulturbedingungen mit den Gesetzen über Gemeinde-, Finanz- und Forstwesen, dann mit den bürgerlichen, polizeilichen und peinlichen Gesetzen. Hierauf folgt eine kritische Geschichte der bayerischen Landkulturbedingungen, die beste und vollständigste, welche bisher erschienen. Er unterscheidet vier Hauptepochen, der Kultur. In der ersten, welche bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts dauerte, hatte Jagdliebhabelei der Grossen alle Rücksichten auf Kultur verdrängt. In der zweiten glaubte man, Kultur durch Befehle bewirken zu können, weil man aber übrigens Eigenthumsrechte auch gegen Entschädigung nicht anzutasten wagte, blieben die meisten Befehle unbefolgt. (Nach unserer Meinung war es nicht Schonung der Eigenthumsrechte, weil diese sogar durch mehrere Verordnungen empfindlich angegriffen wurden, sondern Beibehaltung der streng rechtlichen Formen bei den Gerichtshöfen, und auch öfter die Unterstützung mächtiger Kultursfeinde durch die ehemalige landschaftliche Verordnung, welche die Kultur noch nicht aufzuheben ließ.)

Die dritte Epoche beginnt am Anfange des jetzigen Jahrhunderts. Ihr Charakter ist Hinwegräumung der Kulturhindernisse, stetes Hinarbeiten zu diesem Zweck, ohne die Mittel mit aller Genauigkeit auf der Wage des Rechts abzuwägen. Die vierte soll durch ein neues Kulturgesetz eintreten, und ihr Charakter soll der der gesetzlichen Freiheit seyn. (Nach unserer Meinung ist die vierte Epoche diejenige, in welcher wir jetzt seit dem Jahr 1808 stehen, seit welchem ein förmliches Rückschreiten der Regierung unverkennbar ist und welche selbst Fr. v. Closen S. 56. deutlich genug bezeichnet hat. Möchte bald die fünfte glücklichere Kulturperiode eintreten!)

Im dritten Abschnitt liefert der Verfasser einen Entwurf zu einer neuen Kulturbedingung, der im Ganzen genommen Alles, was hierin bisher geleistet worden ist, bei weitem übertrifft, und daher den Beifall aller Kulturfreunde und Sachkenner zuverlässig erhalten wird. Indessen wäre sehr zu wünschen, daß Fr. v. Closen bei allen jenen Gegenständen, wovon er sagt, daß sie durch besondere Verordnungen näher bestimmt werden sollen, auch die Entwürfe zu diesen besonderen Verordnungen selbst beigelegt haben möchte, indem es ohne dieselben unmöglich ist, den Werth des Ganzen zu beurtheilen. Wir wünschen, daß dieses in einem besondern Nachtrage geschehen möchte, was auch nicht außer dem Plan des Fr. v. Closen liegen dürfte, weil er selbst den Wunsch äußert: daß dieser Entwurf einige Jahre dem öffentlichen Urtheil ausgestellt bleiben und von allen Seiten geprüft werden soll, ehe ein allgemeines umfassendes Kulturgesetz erlassen wird.

Die vollständige Beurtheilung der in diesem Entwurfe gemachten Vorschläge würde die Gränzen einer Recension bei weitem übersteigen. Sie wird aber den Gegenstand einer eigenen Abhandlung ausmachen, welche wir zum voraus darüber ankündigen können. Nur vorläufig müssen wir bemerken, daß auch Fr. v. Closen in seinen Vorschlägen hie und da Einnischung von Seite der Regierung, und selbst Eingriffe in Eigenthumsrechte erlaubt findet, ungeachtet er im Ganzen nur den Grundsätzen von Recht und Billigkeit zu huldigen scheint.

Der vierte Abschnitt enthält Bemerkungen und Entscheidungsgründe zu dem vorstehenden Entwurfe, und eine kurze Schilderung der Kulturbedingungen in den verschiedenen Theilen des Reichs. Den Beschluß macht ein chronologisches Verzeichniß der bayerischen Kulturbedingungen, welche in der Sammlung der Landesverordnungen enthalten sind.

Da übrigens bei dieser Schrift, welche sich auch durch gute Schreibart auszeichnet, sichtbar officiële Quellen benützt worden sind, so scheint sie etwas mehr als bloße Privatarbeit zu seyn.

II. Alte und neue Urtheile über Baiern.

Aus Heinrich Steffens: die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden. Berlin bei Reimer. 1817. 8. Seite. 606. ff.

Baiern ist in Süddeutschland ein höchst merkwürdiges, und zugleich im hohen Grade eigenenthümliches Land. Die alten Bogen (später Bojaren) sind ohne allen Zweifel ächte Germanen, und wie die Alemannen bilden sie einen eigenen Stamm. Etwas Rauhes und Hartes haben sie behalten, wie ihr Land, welches, eine erhabene Ebene mitten in dem südlichen, mildern Deutschland, ein nördliches strenges Ansehen hat (?) Wer erinnert sich nicht der Klagen des alten Baldus, (Balde?) der, von der angenehmen südlichen Rheingegend in dieses rauhe Land verschlagen ward? Klagen, die denen des Ovidius aus dem Lande der Geten nicht unähnlich sind.

(Fortsetzung folgt.)

I. Anzeige neuer Schriften.

Gutachten der k. preussischen ImmediatJustizKommission über das Geschwornengericht. Berlin bei dem geheimen (?) Ober (?) Hofbuchdrucker Decker. 1818. 151 Seiten in Folio, (auf schlechtem Druckpapier, für den hohen Preis von 3 fl.)

Wir werden nach und nach alle seit Kurzem über das Geschwornengericht, und über das öffentliche Rechtsverfahren erschienenen Schriften anzeigen. Den Anfang machen wir mit diesem Gutachten, welches man als das erste Hauptresultat des über diesen Gegenstand geführten Streites ansehen kann, und worüber wir um so ausführlicher seyn zu müssen glauben, als jene altteutsche Institute nicht nur in einem Theile Baierns bereits bestehen, sondern auch die Rede davon seyn soll, sie mit gewissen Modificationen in ganz Baiern einzuführen.

Daß sich die von der preussischen Regierung ernannte ImmediatJustizCommission für das öffentliche Verfahren erklären würde, haben Viele erwartet, doch glaubten sie nicht, daß sie das Geschwornengericht ganz ohne alle Beschränkung annehmen würde, wie sie doch in ihrem Gutachten gethan.

Sie hat das jetzt in Deutschland übliche Criminalverfahren aus philosophischen Gründen angegriffen, indem sie die bisherige BeweisTheorie und alle außerordentlichen Strafen als unzulässig verworfen hat.

In Bezug auf die BeweisTheorie führt sie (in der ersten Abtheilung) den Grundsatz durch, »daß die ächte juristische Gewissheit in ihrem Wesen von der moralischen Gewissheit nicht verschieden seyn dürfe.« »Unsere Ansicht,« sagt sie, »schließt die angeblich aus der objektiven Wahrheit geschöpften allgemeinen Regeln über den Beweis gänzlich aus, und verweist vielmehr die richterliche Ueberzeugung lediglich auf die Individualität der Begebenheiten, sie leitet folglich auf die öffentliche mündliche Verhandlung, durch welche das erkennende Gericht selbst, ohne Zwischenorgan eines Inquirenten und Referenten, unmittelbar die Individualität des Falls möglichst vollständig kennen lernt.«

»Wenn man diesem natürlichen ursprünglichen Wege immer treu geblieben wäre, immer aus dem frischen Born des Lebens geschöpft, und ihn nicht als die Quelle der sogenannten gesetzlichen Kenntniß verschmähte hätte, so würde man auch nicht das Bedürfnis gefühlt haben, die künstlichen Beweisregeln aufzusuchen, zu gestalten und auszubilden, oder eigentlich zu verwerfen. Eben weil man nicht länger die unmittelbare Anschauung bezaubern wollte, und das Objekt von den Urtheilen immer weiter entfernte, so mußte der Eindruck der sinnlichen Empfindung, durch welche doch am Ende alle historische Kenntniß zu erlangen ist, um so stärker von seiner Lebhaftigkeit, und folglich von der entscheidenden Wirksamkeit verlieren.

»Je mehr man der Sinnlichkeit von ihrer Kraft entzog, je zahlreichere Zwischenorgane man einschob; so wie man das individuelle Wort in todte Schrift verwandelte, und sich absichtlich dem individuellen Zusammenhange entzog, so ward die Möglichkeit, sich zu täuschen und zu irren, welche man eben vermeiden wollte, immer größer; man traute, nachdem man allmählig einen Zugang nach dem andern verschlossen hatte, seinen Sinnen nicht länger, die Zweifel erhoben sich, die eigene gewisse Erkenntniß verschwand, und man sah sich nunmehr nach künstlichen Hilfsmitteln um, um das verschmähte natürliche Recht zu ersetzen.

»Nimmer aber kann die Demonstration in das Feld der historischen Kenntniß übertragen, nimmer der sinnliche Eindruck der Empfindung durch Reflexion erlangt werden. Bergleich wird man dem Blindgebohrnen das Sehen, dem Taubgebohrnen den Schall demonstrieren. Man öffnet ihm Auge und Ohr, und unmittelbar und einfach zieht die Wahrheit ein, und die Ueberzeugung ist gewonnen. Alle Zweifel und Bedenken über die Möglichkeit, ohne künstliche Neugier, auf dem bloß einfachen Wege des unmittelbaren sinnlichen Auffassens der Individualität, zuverlässig Wahrheit und gewisse Erkenntniß zu gewinnen, selbst zu sehen und selbst zu hören, und schon mit mehreren Jahrhunderten es verschmähte hat, selbst zu sehen und selbst zu hören, und nur gewohnt, aus den Urten die schwachen, verbleichten, unvollständigen und unsichern Züge der wahren Gestalt zu schöpfen, die mündliche Verhandlung aus eigener Uebung und Erfahrung nicht mehr kennt. So wie in den einzelnen Rechtsfällen jene rationales dubitandi über das Factum meist erst durch die Akten, und durch den Mangel der unmittelbaren Wahrnehmung sich bilden, und sich durch keine Demonstration widerlegen, sondern bloß durch die lebendige Anschauung, aber dann auch sofort und sicher heben lassen; so können und müssen wir das Nämliche behaupten von den Zweifeln und Bedenken: ob überhaupt auf dem Wege des mündlichen Verfahrens, ohne alle künstliche Beweisregeln, mit Gewissheit und Beruhigung für den Staat, die Wahrheit erlangt werden kann.

»Der für die Gerichte in den Rheinprovinzen schon seit 20 Jahren geltende Untersuchungsprozeß kennt keine künstliche Beweisregeln, und nicht bloß hat die Erfahrung jene theoretischen, bloß aus der logischen Möglichkeit entnommenen Zweifel widerlegt, sondern auch die bei weitem meisten Sachverständigen und Laien, welche diesen Weg selbst erprobt haben, vollständig überzeugt, daß die eigene Empfindung das stärkste Beweismittel sey, daß das unmittelbare Eindringen in die ganze Zusammenhänge allein zureiche, die Wahrheit auszumitteln, und daß diese naturgemäße Weise nicht durch Demonstration und durch keine Beweisregeln ersetzt werden kann.«

Dieses macht den Gegenstand der ersten Abtheilung aus. Die darin aufgestellten Grundsätze bedrohen unsre bisherige Theorie und Praxis des peinlichen Prozesses mit einer gänzlichen Reform, welche ohnehin seit Abschaffung der Folter gewissermaßen vorauszu sehen war. In der zweiten Abtheilung beweist die J. J. Commission, daß alle außerordentlichen Strafen ungerecht sind. Diese Strafen waren eine notwendige Folge unsrer BeweisTheorie. Denn da nach derselben moralische Gewissheit ohne die juristische vorhanden seyn konnte, glaubte man sich in solchen Fällen zu einer außerordentlichen Strafe berechtigt, welche doch, gleich der Folter, nichts Anders war, als Strafe des Verdachts. Um consequent dabei zu seyn, müßte man die

Estrafe nach den Graden des Beweises in geometrischem Verhältniß vertheilen, wie dieses von Einigen bei den ordentlichen Strafen versucht worden ist.

Nachdem nun in der ersten und zweiten Abtheilung die Unhaltbarkeit der bisherigen Vertheilungstheorie und der außerordentlichen Strafen gezeigt worden ist, geht die J. J. Commission in der III. Abtheilung zum Geschworenengericht selbst über, giebt im ersten Abschnitt eine Geschichte der deutschen Schöffengerichte, im zweiten eine Darstellung der gegenwärtigen Geschworenengerichte in den Rheinprovinzen, im dritten eine Uebersicht der Gründe für die Beibehaltung dieses Instituts, im vierten endlich eine Widerlegung der Gegengründe.

Ein gedrängter Auszug dieser III. Abtheilung folgt in einem der nächsten Blätter.

Ueber die Gewerbe in Baiern aus einem höhern Standpunkte betrachtet, oder: über die Folgen einer unbeschränkten Gewerbe- und Handelsfreiheit. Von Joh. Nep. Frhrn. v. Pelkhoven. München 1818. 8. 219 S.

Unter diesem Titel beschenkt uns der, als Schriftsteller und Patriot, längst rühmlich bekannte Fr. v. Pelkhoven mit einer Abhandlung, die Niemand ohne Vergnügen und Belehrung lesen wird. Der Verfasser zeigt sich nicht allein als tiefer Denker und aufmerksamer Beobachter. Er verdient auch wegen Reinheit der Sprache, blühenden Vortrags und Deutlichkeit alle Empfehlung. Die vorzüglichsten Schriften über Staatswirtschaft und Geschichte sind ihm bekannt, und wenn schon seine Meinung der gewöhnlichen ganz entgegen gesetzt ist, verdient sie doch um so mehr strenge Prüfung, als ihr größtentheils wirkliche Thatfachen und Erfahrungen zum Grunde liegen.

Unter den XXI Abtheilungen dieser Schrift verdienen, nach unserer Ansicht, vorzüglich folgende gelesen und beachtet zu werden: Politik großer und kleiner Staaten (in Beziehung auf Gewerbe). Das Heil der deutschen Bundesstaaten. Baierns Gewerbestand. Handelsfreiheit, die Quelle der Armuth. Das Mauthwesen. Die Zünfte. Fabriken und Manufakturen. Die deutsche Bundesversammlung in Regensburg, (nämlich ein Vorschlag zur Verfassung nach Regensburg). Die bürgerlichen Magistrate. Skizze einer Geschichte des deutschen Handels.

Alle diese Gegenstände sind mit vorzüglicher Rücksicht auf Baiern bearbeitet. Das Resultat ist: daß, seitdem die Grundsätze von freier Konkurrenz und von unbedingter Handelsfreiheit in Umlauf gesetzt sind, die Gewerbe aller Orten in Verfall kommen. Der Verfasser preiset dagegen die alten bayerischen Polizeiverordnungen, wovon er Auszüge liefert, als der Größe und den übrigen Verhältnissen des Landes mehr anpassend. Er schildert die Vorzüge des älteren bayer. Mauthwesens vor dem neueren, (worin wir ihm herzlich gerne beistimmen). Er zeigt die Vorzüge der Zunftverfassung, findet zur Verbesserung des Gewerbestandes (mit vollem Recht) auch die Wiederherstellung der Magistrate für notwendig, und schließt mit sehr beherzigungswerthen Vorschlägen zu Wiederemporbringung des deutschen Handels vorzüglich nach Mörsers Ansichten. Freiherr v. Pelkhoven rühmt S. 187 mit Recht die vielfältigen Verdienste unsers ehrwürdigen Wesenrieder's, den er den bayerischen Möser nennt, um Baiern, und sagt dann weiter:

»Es fehlt nicht an tiefdenkenden Männern von großen, ausgebreiteten Kenntnissen, von klassischem Geiste und warmen Herzen in unserm Vaterlande. Aber ihre Stimmen verhallen vor dem rollenden Sichelwagen des Zeitgeistes, der alle Blüten älterer Weisheit in raschem Fluge niedermäht, und noch seine Versprechen besserer Einrichtungen zu erfüllen hat.«

Uebrigens scheint Fr. v. Pelkhoven in seiner Vorliebe für das Alte, und in dem Tadel alles Neueren (der übrigens mit der größten Bescheidenheit vorgetragen ist), manchmal zu weit zu gehen. So erklärt er sich S. 177 auch gegen die Ungebundenheit der Güter, welche doch entschieden die Grundlage aller ökonomischen Verbesserungen in Baiern ausmacht.

Ueber den Beitrag zum Behelf eines allgemeinen Maßstabes bey Güteranschlägen, in dem Wochenblatte des landwirthschaftlichen Vereins in Baiern. Jahrgang IX. No. 7. von 17. Nov. 1818.

Dieser für alle Landwirthe und Staatsbeamte sehr interessante Aufsatz hat den doppelten sehr verdienstlichen Zweck, und eines Theils die Vortheile der Neunfelderwirtschaft vor der in Baiern und in Europa üblichen Dreifelderwirtschaft darzustellen, und andern Theils einen Beitrag zur Begründung eines allgemeinen Maßstabes bei Güteranschlägen zu liefern.

Es verdient also der Aufsatz in dieser doppelten Rücksicht unsere Würdigung. Der Verfasser wählt zum Gegenstand seiner Untersuchung ein Kononomiegut von 225 Tagwerk Ackergründen, welche nach Tagwerken (also nicht nach geometrisch vermessenen Morgen) bebaut werden, und welche Fläche in Ansehung des Fruchtwechsels in 9 Abtheilungen, jede zu 25 Tagwerk Ackergründe, eingetheilt ist. Davon sind 5 Abtheilungen mit 125 Tagwerken mit den gewöhnlichen treidsorten von Weizen, Roggen, Gerste und Haber 25 Tagwerke, zusammen also 100 Tagwerke, und überdies noch eine fünfte Abtheilung mit 25 Tagwerken zu Weizen und Roggen bestimmt ist.

Die übrigen Eintheilungen sind theils zu Futterkräutern bestimmt, wovon der Ertrag bei der Viehnutzung angegeben ist, theils werden auf dieser Fläche noch zum Verkaufe 200 Schaffel Kartoffel, dann 33 Schaffel Wicken und 66 Schaffel Bohnen, Erbsen und Rüben erhalten. Da der Verfasser von 2 Mehen Ausfaat 16 Mehen Ertrag pr. 1 Tagwerk, durch alle Getreidsorten angiebt, so stellt sich der Ernteertrag mit 66 Schaffel Weizen, 66 Schaffel Roggen, 66 Schaffel Gerste, 66 Schaffel Haber, 33 Schaffel Wicken und 66 Schaffel Bohnen, Erbsen und Rüben, zusammen also mit 429 Schaffel, dann mit 200 Schaffel Kartoffeln dar.

Der Ertrag aus der Viehnutzung wird von dem Verfasser in der Art angegeben, daß von den 80 Stück Melkkühen auf jedes Stück täglich, über den Hausverbrauch, 3 Maß Milch übrig bleibe, komme noch der jährliche Verkauf von 50 Kälbern, das Stück zu 6 fl., und 12 Stück Mastvieh, jedes zu 36 fl., endlich die von 24 Schweinmüttern in 2 Würfen zu erhaltenden 288 Stücke, jedes Stück zu 2 fl.

Es beträgt demnach der von dem Verfasser berechnete Früchteertrag mit Einschluß von 1900 fl. für das Fabrikat von 80 Eimern Branntwein, die aus 200 Schaffeln Kartoffeln erzeugt werden, auf 6875 fl. 20 kr. und die Viehnutzung 3708 fl., der Gesamtertrag also 10,583 fl. 20 kr., Reinertrag aber nach Abzug von 2/5 Steln für Ausgabe und Betriebskosten 6350 fl.

Nachdem Ref. die Ertragsberechnung des Verfassers dargestellt hat, so erlaubt er sich, ohne in die ökonomische Prüfung der einzelnen angeführten Posten des Verfassers hineinzugehen, wo jedoch so Manches zu erinnern wäre, eine auf die vorgelegte Berechnung gestützte kurze Würdigung, und zwar in Rücksicht des vom Verf. sich vorgelegten doppelten Zweckes, nämlich:

1. In Rücksicht des Vorzuges der Wechselwirtschaft vor der Dreifelderwirtschaft bei dem vorliegenden Kononomiegut, und
2. in Rücksicht des vom Verf. auf seine vorgelegte Berechnung gegründeten Maßstabes bey Güteranschlägen.

Ad 1. Die Vortheile der Fruchtwechselwirtschaft nach Thaer'schen Grundsätzen, haben uns Thaer, *) insbesondere aber U. v. Esen, **) Hr. v. Schönleutner u. c. dargestellt; sie haben uns aber auch die Hindernisse gezeigt, welche die allgemeine Einführung derselben physisch unmöglich machen, da die dazu notwendige Intelligenz, Kapitalien, die hinlängliche Anzahl arbeitender Hände, die Arrondirung der Gründe, die notwendige Modifikation der Zehent- und Gültreue u. c. noch lange ein frommer Wunsch bleiben werden.

Da also die Einführung der Thaer'schen Fruchtwechselwirtschaft, außer bei den einzelnen zusammenhängenden zehent- und gültfreien Gründen des einen oder des andern Güter-Besizers, so viele allgemeine und örtliche Hindernisse findet: so ist es für den bayerischen Landwirth um so interessanter, diesen vom Verfasser angeführten Ertrag aus der Wechselwirtschaft mit dem Ertrage aus der Dreifelderwirtschaft zu vergleichen.

Nach der Angabe des Verfassers werden von der behauten Ackerfläche 330 Schaffel an Winter- und Sommer-Halmfrüchten, dann 99 Schaffel Wicken, Bohnen und Erbsen, endlich 200 Schaffel Kartoffel erhalten.

Nach dem Dreifelderwirtschaftssysteme hingegen würden 150 Tagwerke dem Winter- und Sommerhalmfruchtbau unterworfen, und da, nach des Verfassers Angabe, die Gründe sehr gut sind, 1/3 Stel des Brachfeldes zum Anbau von Futterkräutern, Kartoffeln u. c. benützt werden.

Da nun der Verfasser selbst angiebt, daß in dem Jahre 1817 auf manchem Tagwerke 3 bis 3 1/2 Schaffel eingeerntet wurden: so darf dieser Ernteertrag bei der Dreifelderwirtschaft, als die Wirkung der Brache um so mehr angenommen werden, als Thaer, ***) Rottmann ****) und andere bewährte Landwirthe die auf hinlängliche Erfahrung gegründete Behauptung unwidersprechlich aufgestellt haben, daß bei dem Anbau von Hülsenfrüchten und Futterkräutern immer ein bedeutender Abschlag des Getreides bemerkt bleibe, welchen Abschlag der Hoffmannsrath Zimmermann aus eigenen Erfahrungen am Wintergetreide auf 2 1/2 Samen angiebt, *****) und welcher deswegen, dann wegen der mit der Wechselwirtschaft verbundenen Zinsen eines größeren Betriebskapitals mit Einschluß der erforderlichen neuen Gebäude, wegen der größeren Kulturkosten, der geringeren Güte des Getreides neben dem bedeutenden Verlust desselben, wegen des größeren Risiko sowohl in Ansehung des größeren Viehstandes, als auch des öfter zu besorgenden Mißwachses z. B. bei späterer Ernte u. c. die großen Vortheile der Wechselwirtschaft vor der Dreifelderwirtschaft nicht ganz für entschieden hält.

Unter diesen, nicht ganz ungegründeten Voraussetzungen dürfte besonders bei dem gegenwärtig auf guten Gründen überhaupt häufiger eingeführten Weizenbau der Ertrag des Getreides bei der Dreifelderwirtschaft dem Ertrage des Getreides bei der vom Verfasser angenommenen Berechnung der Wechselwirtschaft keineswegs nachstehen, und bei einer strengen ökonomischen Berechnung kein ungünstigeres Resultat liefern.

Was hingegen die Viehnutzung betrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Wechselwirtschaft auf dieselbe sehr vortheilhaft einwirke. Da aber der Verfasser den Ertrag von 80 Stück Melkkühen mit Einschluß des Verkaufes der Kälber und des Mastviehes auf 3132 fl. angiebt, so kann ihm Ref. Landwirthe in Baiern entgegen stellen, welche die angegebene Ertragssumme mit 50 Stück Melkkühe von guter Qualität erreichen, welcher Ertrag sich auf die Käseproduktion, nicht also auf den viel vortheilhafteren Milchverkauf aus Mangel der günstigen Lokalität, aber auch nicht auf den am wenigsten erträglichen Schmalzverkauf gründet. Der Vorzug besteht also in der Qualität der Melkkühe, und in dem vortheilhafteren Verkaufe der Erzeugnisse aus der Milch.

Uebrigens will Ref. nicht in Abrede stellen, daß die Wechselwirtschaft, wenn sie durch die Lokalverhältnisse begünstigt ist, sowohl in Hinsicht des Getreideertrages, als auch des Ertrages aus der Viehnutzung nach der Behauptung Herrn Staatsrath Thaer *****) unter gegebenen Umständen als das absolut und idealisch Vollkommenste sich wirklich auspreche; woraus aber nicht folgt, daß es, wie Thaer selbst sagt, für jeden das relativ Beste sey, sondern daß sich die Verbindung mehrerer Wirtschaft- oder Feld-Systeme, besonders bei Verschiedenheit des Bodens (und anderer Verhältnisse) als das relativ vollkommenste Wirtschaftssystem bewähre.

Ad 2. Nachdem das bisherige Werthschätzungssystem ganzer Güterkomplexe und einzelner Grundstücke nach einem bloß eingebildeten, folglich auf keiner ökonomischen Basis gegründeten, sogenannten Currentpreise seine Unzulänglichkeit in dem praktischen Leben zu laut ausgesprochen hat: so haben es einige Staatswirthe versucht, den Werth der Landgüter und Grundstücke auf den reinen Wirthschaftertrag zu gründen, welches System auch der Verfasser des uns vorgelegten Aufsatzes adoptirt zu haben scheint.

*) Leitfaden zur landwirthschaftlichen Gewerbelehre. Berlin 1815 und dessen Annalen.

**) Thaer's Annalen des Ackerbaues 5ter Jahrgang 1809. S. 543-742.

*** Annalen 2. Jahrgang.

**** Offellus Institut. Landshut 1810.

*****) Ohnmaßgebliches Bedenken über die Wechselwirtschaft. Neubrandenburg 1809. S. 97., 101, 145.

*****) Thaer's Leitfaden zur allgemeinen landwirthschaftlichen Gewerbelehre. S. 294. S. 164. und S. 251. S. 166.

Da jedoch der reine Wirtschaftsertrag nicht bloß aus dem Ertrage von Grund und Boden oder von der vegetabilischen Produktion, sondern auch von der Viehhaltung oder der animalischen Produktion herabgeht, besonders aber dieser letztere Ertrag, bei der nämlichen Quantität und Qualität der Gründe, von der individuellen Intelligenz und dem individuellen Kapital eines jeden Besitzers, dann von den mannigfaltigen Lokalverhältnissen abhängt: so wird kein denkender Staatswirth die Wahrheit widersprechen, daß der bloß auf örtlichen und persönlichen Verhältnissen ruhende reine Wirtschaftsertrag kein allgemeiner Maßstab bei Güterschätzungen seyn könne, sondern daß ein anderer Maßstab aufgestellt werden müsse, der mit sorgfältiger Berücksichtigung des landüblichen Feld-Systemes eine allgemeinere Anwendung gestatte.

Sollte nun der Schätzungsmaßstab nicht nur bei den täglichen, sowohl gerichtlichen als auch außergerichtlichen Verhandlungen über Veränderung des Eigenthumes an Grund und Boden seine Anwendung finden, sondern auch dazu dienen, um das größte Capital der Nation, das im Grund und Boden liegt, durch das Credit- und Hypothekensystem mobil zu machen: so darf die Werthschätzung oder Grund-Kapitalbestimmung nicht, wie gesagt, auf konkrete Wirtschaftskreise sich beschränken, sondern sie muß sich individuell auf jedes einzelne Grundstück ausdehnen, aber der wahre Werth der Grundstücke und Güter darf nicht nach dem bloß subjektiven Wirtschaftsbetrieb bestimmt, sondern derselbe muß einzig und allein nach der wahren Bodenrente (folglich ungemischt mit dem zufälligen Wirtschaftsertrage) ausgemittelt werden.

Der Auflösung dieses, für das Staatsbürgerleben so interessanten Problems ist der verdienstvolle Staatsrath Thäer am nächsten gekommen in dem »Versuche einer Ausmittlung des Reinertrages der produktiven Grundstücke mit Rücksicht auf Boden, Lage und Vertikalität«.

Nachdem nun Thäer die Bahn gebrochen, und auch in Baiern angestellte neuere Versuche und Prüfungen bewährt haben, daß eine Tabelle über die Klassifikation der verschiedenen Bodenarten, nach den verschiedenen Notationen des Fruchtertrages, zur Ausmittlung des Ertrages der wahren Bodenrente nach Thäer'schen Grundsätzen allerdings konstruirt werden könne: so wird die baldige Erscheinung dieser Untersuchung, als ein Bedürfniß der Zeit, jedem denkenden Staatswirth und Staatsbeamten nicht unwillkommen seyn.

Ref. glaubt, daß wenn einmal diese Arbeit nach Thäer's Grundsätzen alle Stufen der öffentlichen Meinung passiert ist, und nach dem Urtheile der bayerischen Landwirthe und National-Ökonomen ihre Anwendbarkeit bewährt wird, alsdann der so ersehnte Zeitpunkt nicht mehr so ferne seyn dürfte, daß eine zweckmäßigere Werthschätzung der Gründe in das praktische Geschäftsleben übergehen möge, und auf diese Art die höchst wohlthätigen Folgen herbeigeführt werden, welche Thäer *) verkündet, da er sagt: »Indem nun der wahre Werth der Güter, abgesehen von dem Ertrage des Wirtschaftsbetriebes, erkannt werden kann, wird der Güter-Schacher aufhören, der Güterkauf aber sicherer und deshalb häufiger werden, weil nun Jeder sein Vermögen in Grundeigenthum ohne Besorgniß, gefährdet zu werden, anlegen kann.«

Und die landwirtschaftliche Industrie wird sich erheben, weil nun ein Jeder erkennen kann, was er durch dieselbe über die Bodenrente seines Guts gewinnt. Die Wechselwirkung zwischen Bodenrente und Wirtschaftsertrag werden aufhören, und die aus derselben entspringenden Täuschungen.»

Man halte aber dieses Werthschätzungssystem nach den Ertrage der Bodenrente keineswegs für ein Kind der kühnen Theorie, da wir die Anwendung dieser Grundsätze bei den Steuer-Systemen anderer Nationen, nämlich in Mailand seit dem Jahre 1750 **), dann seit Napoleon in Frankreich und Italien, endlich nach dem österreichischen Patente vom 23. Dez. 1817 in den deutschen und italienischen Staaten der österreichischen Monarchie ***) finden.

Den bayerischen Staatswirth bleibt also noch die Ehre übrig, dieses Werthschätzungssystem, dessen Grundsätze bei andern Nationen sich bisher bloß in den Steuer-Systemen ausdrücken, auch auf die nicht minder wichtigen privatrechtlichen Kontrakte und Verhältnisse des bürgerlichen Lebens anwendbar zu machen.

Gelingt ihnen ihr verdienstliches Unternehmen, dann darf man mit vollem Rechte die merkwürdigen Worte des französischen Staatsraths Regnaud de St. Jean d'Angely auch auf Baiern anwenden, wenn derselbe bey der Anwendung der geführten Grundsätze auf die französische Steuerregulirung sagt: »Dieses unermessliche Denkmal für den Nationalwohlstand besteht noch bei keinem Volke.«

C. H. Blumenbach's neueste Landeskunde des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns. 8. Wien. 1816, in der Rehm'schen Buchhandlung. 419 S. in 6 Heften.

Unter allen uns bisher über Unter-Oesterreich bekannt gewordenen Werken finden wir das vorliegende als das brauchbarste, gediegenste und geistreichste, und halten uns verpflichtet, dasselbe allen Denjenigen, welchen an genauerer Kenntniß dieses unseres Nachbar-Staates gelegen seyn kann, auf das Angelegenste zu empfehlen. Wenn man weiß, wer heute zu Tage die sogenannten allg. Litt. Zeitungen redigirt, wer recensirt und wie recensirt wird, so wird es nicht befremden, daß man von diesem höchst brauchbaren Werke im Auslande noch durch keine solche Zeitung Nachricht erhielt.

*) Thäer's Annalen der Fortschritte der Landwirtschaft in Theorie und Praxis. Jahrgang 1822. 4. Bandes 3te Stück Seite 361-516.

**) in angef. Annalen S. 369.

***) Beilage zur allgemeinen Zeitung vom Jahr 1818. Nro. 71 aus Wien vom 21. May.

****) Relazione del censimento dello stato di Milano, di Pres. C. Carli. Vid. Scrittori classici italiani. Tomo 14. part. 2. p. 238.

I. Anzeigen neuer Schriften.

Briefe eines Baiers über die Verfassungs-Urkunde, das Gemeindewesen, die gutherrliche Gerichtsbarkeit, die Landgerichts-Verfassung überhaupt, die privilegierte Instanz, und die Siegelmäßigkeit, als Beiträge zur Geschichte der bayerischen Gesetzgebung. 1818. 112. S. in 8. Mit dem Motto:

Si omnes Athenienses delectarentur tyrannicis legibus, num idcirco hae leges justae haberentur? Cic. de leg. Lib. 1. 15.

Diese Briefe, welchen nach einem ungewissen Gerücht das Votum eines hohen Staatsmannes zum Grund liegen soll, erhalten unter vielen, wie es scheint, zu weit getriebenen Behauptungen einige vielleicht Rücksichtswürdige Rügen der Edikte über das Gemeindewesen, über die gutherrliche Gerichtsbarkeit, und die Siegelmäßigkeit. Wir wollen von beyderley Gattung Beispiele ausheben.

S. 12. »Seit 1807 hat man dem Volke und den Gemeinden allen Antheil an der Verwaltung des Kultus, Stiftungs- und Erziehungs-Vermögens entzogen, die Gemeinden selbst aber vom Stande der Minderjährigkeit in den der Unmündigkeit versetzt.«

»Die geistliche und weltliche Cumulativ-Verwaltung der Stiftungen und Kirchen, worauf früher das Vertrauen des Publicums ruhte, wurde beseitigt, die ganze Verwaltung isolirt, und lediglich unter solche Obergewalt gestellt, die den Zweck nicht erfüllen konnten.«

»Das Ganze paßte zum Systeme des Despotismus, dagegen steigt die ige Einrichtung zum Demokratismus herab, und der früher bestandene weise Mittelweg, der nur einiger Nachhilfe bedurft hätte, wurde umgangen.«

S. 13. »Die Verordnung wegen künftiger Gemeinde-Verfassung erklärt Kap. 2. §. 24., daß der Abgang bey den Kultus-Stiftungen aus den Mitteln der Gemeinden ergänzt werden müsse.«

»Hier wird also angenommen, daß das Stiftungs-Vermögen des Kultus zugleich das Lokal-Stiftungs-Vermögen der Gemeinden sey, was häufig nicht der Fall ist, da die Pfarrei- und Filial-Gemeinden von den Dorfs-Gemeinden äußerst verschieden sind, und sohin den letztern eine Last aufgebürdet wird, zu der sie vorhin mehrere Konkurrenten zählten, und unter der sie nur allein zu Grunde gerichtet werden können.«

S. 14 u. 15. »Im J. 1808. wurde der adelichen Gerichtsbarkeit ein gänzlicher Untergang gedroht.«

»Da sie jedoch einigermaßen noch erhalten werden sollte, wendeten die Landgerichte Alles an, die Wirkungen derselben zu vereiteln und zu erschweren, oder wenigstens die Gemeinde-Vorsteher in die Landgerichtszurück zu ziehen.«

»Daher wurden bei der Bildung der Steuer-Distrikte häufig die Patrimonial-Gerichte oder Hofmarken so durchschnitten und ausgeschnitten, daß ihnen kaum der eine oder andere Ort als rein patrimonialgerichtlich übrig blieb.«

»Das damalige Edikt forderte, daß ein Steuer-Distrikt drey, zwey, oder wenigstens eine Gemeinde, und eine Gemeinde wenigstens 50 Familien in sich begreifen sollte, allein die Ungeschicklichkeit oder der böse Wille der Landgerichte bildete häufig Steuerdistrikte unter 50, ja unter 40 und 38 oder noch weniger Familien, die also nicht einmal eine Gemeinde, geschweige einen Steuer-Distrikt vorstellen konnten.«

S. 19. »Wohl hätten, wie ein eben so scharfsinniger, als gutunterrichteter Beurtheiler der Verfassungs-Urkunde in der Hanseatischen Zeitung bemerkt, solche Edikte wegleiben können, und wenn schon in dem Vorläufer der neuen Organisation, dem Gemeinde-Edikte nämlich, nichts dahin deutete, daß den Städten und Märkten ihre ehemaligen Gerichtsbarkeitsrechte wieder gegeben werden sollten: so konnten sie es doch von dem Edelmuthe des Königs, von der Verfassungs-Urkunde noch hoffen, besonders da das benachbarte Oesterreich in dem ihm wieder abgetretenen Innviertel dieses Gegenstandes halber bereits voriges Jahr mit dem Beispiele der Gerechtigkeit vorausgegangen war.«

S. 21. »Ich kann diesem nur beifügen, daß es bei fast allen Städten und Märkten eine unbeschreibliche Anhänglichkeit an den allverehrten Monarchen erzeugt hätte, wenn ihnen die ehemalige durch bloße Machtsprüche entwundene Gerichtsbarkeit und Polizey-Rechte wieder eingeräumt worden wären.«

S. 22. »Man lese nur, was den Gemeinde-Vorstehern, Stiftungs-Pflegern und Gemeinde-Ausschüssen anvertraut und überbürdet ist, und man wird erstaunen, wie es möglich gewesen, solche Edikte und Verordnungen zu Tage zu fördern, da sie den offenbarsten Beweis liefern, daß die Minister und Räte des Königs (abgesehen auch von den vielen Antastungen bisher bestandener Rechte) die Fähigkeiten des Volks nicht kannten, und dadurch das Wohl der Landgemeinden, Kirchen und Stiftungen auf das Spiel setzten.«

»Warum hat man eine solche wichtige allgemeine National-Angelegenheit nicht für die Ständeverammlung vorbehalten.«

S. 26. »Es ist unbegreiflich, wie man im 19. Jahrhundert im J. 1818., das römische Rechts-Prinzip, *cons omnis jurisdictionis est Princeps*, auf die deutschen Staaten, und hier auf Baiern anwenden will, da aus den herrlichen Gemüths-Eigenschaften Sr. Majestät des Königs und der höchsten Großmuth, womit Allerhöchstdieselbe die Verfassungs-Urkunde gegeben haben, noch leichter zu beweisen wäre, daß der erlauchte Stamm der Wittelsbacher von Titus oder von den Antoninen abstamme, als daß aus der, seit langer Zeit mit unwiderlegbaren Dokumenten aufgestellten Geschichte bewiesen werden kann, daß die Herzoge von Baiern die Quelle aller Gerichtsbarkeit gewesen.«

S. 28. »Aus besonderer Ermächtigung.«
»Sollte dieser Ausdruck, wie ihn bey dem ersten Anblicke Jedermann nehmen wird, den Sinn einer Vollmacht, Bevollmächtigung, oder des Auftrags haben: so ist klar, daß mit dem Eigenthum, die Patrimonial-Gerichtsbarkeit, nicht erst mittels Auftrages, oder einer Vollmacht,

übergeben werden kann, da mir vielmehr die Regierung, die je und allzeit Schutz des Eigenthums und der Rechte versicherte, mein Patrimonium nicht nehmen darf.»

»Der damalige Referent von 1812 muß im Ediktsentwurfs die begüterten Mitglieder des tag, oder aus Vollmacht, bedient haben. Dagegen protestirten die begüterten Mitglieder des geheimen Rathes, weil ein solcher Ausdruck dahin führen möchte, ihnen die Gerichtsbarkeit eben so leicht und sobald wieder zu nehmen, als jeder Auftrag und jede Vollmacht ihrer Natur nach widerruflich ist.»

»Nun wurde lange Zeit deliberirt, dieser Inkonsistenz auszuweichen, und endlich verfiel ein Mitglied auf das Wort Ermächtigung, welches sonach unbedenklich angenommen worden.»

S. 39. »Was bei den Landgerichten geschehen ist, und täglich geschieht, davon spricht Niemand, weil es schon so weit gekommen ist, daß man alle Lust, wie alle Wege zu beschwerden unterdrückt hat, dagegen ausposaunt, daß das Volk nur unter königlicher unmittelbarer Gerichtsbarkeit glücklich seyn könne.»

S. 44. »Wie kann es der Majestät des Königs, der Würde des Staats, der Regierung und dem Ansehen des Rentamtes nachtheilig seyn, wenn ein königlicher Urbarallunterthan seine Kontrakte bei einem Patrimonialgericht, als dem öffentlichen Notariat, errichtet? Auch der Herrschaftsrichter ist kein königlicher, sondern privatguthsherrlicher Beamter, und doch soll bey den Herrschaftsgerichten auch der königliche Grundhold seine Kontrakte errichten.»

»Das Unrecht der Disposition dieses §. (S. 28. des Edikts über die guthsherrliche Gerichtsbarkeit) und die Inkonsistenz liegt also vor Augen.»

S. 46. »Majestät der Kaiser von Oesterreich hat es, wie ich Ihnen schon erzählte, nicht unter seiner Würde gefunden, den Inviertelischen Gerichtsherrn, wie den Städten, Märkten und Stiftungen, die ihnen unter der bayerischen Regierung entzogene Gerichtsbarkeit, sowohl die freiwillige, als die kontentöse, unter weit liberalern Bedingungen wieder zurück zu geben, ohne Unterschied, ob kaiserliche Grundholden sich darunter befinden oder nicht.»

»Der zweite Theil dieses §. ist mir unverständlich, weil ich nicht begreife, wie ein Patrimonialgericht seit 1806 aufgelöst worden seyn, noch warum es zu Wiederherstellung desselben den Austausch anderer Grundholden nöthig haben sollte; dieß müssen mir unbekannte Fälle seyn, was ich auch gerne zugebe.»

S. 47. »Unsere Vorfahren dachten anders und natürlicher, da sie Gerichtsbarkeit Vererbung, als für sich bestehend, auch ohne Grundherrlichkeit an einen Dritten abtreten (cediren) ließen.»

S. 54. »Es ist ganz sonderbar, daß selbst in dem Edikt vom 26 Mai 1818 solche Ausdrücke vom Vertauschen der Grundholden, welchem der Verkauf ganz gleich seyn muß, vorkommen (ien Beweis, daß man sich bei der Eile, die das Werk überall verräth, der juristischen Sprachrichtigkeit nicht sehr beflissen habe.)

S. 56. »Zweifels ohne sind die Holzschuhbauern in Frankreich nach Abschüttelung aller Zehnd (?) und sogenannten Feudalpflichtigkeiten, noch die nämlichen Holzschuhbauern wie zuvor (?), und wir haben vermögliche Grundholden, wie verdorbene und verschuldete Grundeigenthümer.»

S. 65. »Man erzählt, daß der Regierungsrath Fellner in Linz, ehevor in Salzburg, und andere seiner Gehilfen gerne alles nach den im künftl. bayerischen Dienste aufgegriffenen früheren Principien organisiert hätten, aber der kaiserliche Hof dachte über diese gewaltthatigen und alle Rechte zerstörenden Neuerungen viel klüger, und stellte dießfalls alle Gerichtseigenthümer, die es 1808 waren, vollkommen zufrieden.»

S. 85. »Die Ungleichheit des Zustandes des stabilen Beamten und des an ihn gebundenen Gutsherrns muß nothwendig Jedem erleuchten.»

»Auch in dieser Hinsicht ist die von Oesterreich geschehene Zurückgabe der ständischen Gerichtsbarkeit weit liberaler, da sie zwar von den Gerichtsherrn die Aufstellung wohlhabiger Richter fordert, die Dienstverhältnisse selbst aber und die Besoldung dem beiderseitigen Uebereinkommen überläßt.»

»Ich weiß wohl, daß man der österreichischen Verfassung die geringe Bezahlung ihrer Staatsdiener vorwirft, und daraus auf die gleichsam durch die Finger gesehene Bestechlichkeit derselben schließt; allein so gerne ich auch den österreichischen Beamten bessere Besoldungen wünsche: so kann doch dieses keinen Einfluß auf die Stabilität der Beamten selbst haben, oder deshalb nicht gefolgert werden, daß der Beamte inamovibel (v) seyn müsse, weil sein Dienst so und so viel einträgt.»

S. 90. »Welche Inkonsistenz liegt nun aber auch, abgesehen von den Verletzungen hergebrachter, und mit dem Wohle der Unterthanen so innig verbundener guthsherrlicher Rechte hinsichtlich der Polizeisachen in allen Bestimmungen, wenn man sie mit jenen über die Justizpflege vergleicht?»

»Der Patrimonialrichter 1ter Klasse kann und muß in erster Instanz über alle CivilStreitigkeiten, wenn sie auch viele 1000 Gulden, das ganze Vermögen des Unterthans betreffen, Recht sprechen, hat die Leitung des ganzen Prozesses, des Beweisverfahrens, der Beeidigung und Vernehmung der Zeugen, und dieß ganz natürlich, denn er muß durchgehends die Eigenschaften eines Landrichters haben, und als Richter auch die Stabilität: und dieser nämliche gelehrte und gebildete, für seinen Stand gesicherte Richter, soll nicht im Stande seyn, den geringsten Polizeihandel aus eigener Macht zu schlichten, nicht einmal wegen einer vom Besagten abgelegenen Ohrfeige oder Mauschelle, oder eines Schimpfnamens die gegenwärtig stehenden Zeugen auf Handgelübde an Eidesstatt zu vernehmen, damit ja der Beleidigte kein Recht mehr suchen möge, wenn ihm der Weg zum Landgerichte zu weit, und die weitere Instanzmachung zu kostspielig erscheint. Welches moralische Verderbniß muß daraus unter dem gemeinen Volke entstehen, wenn das Ehrgefühl dadurch erstickt werden muß, daß der Beleidigte die Leichtigkeit erkennt, der Ahndung der ihm zunächst vorgesetzten Obrigkeit zu entgehen, und der Beleidigte aus Mangel an näher und schneller Hilfe sich lieber alles Unrecht gefallen läßt.»

»Ein Patrimonialrichter, weder erster noch zweiter Klasse, kann auf Schadenersatz erkennen, während diese Befugniß den Gemeinde-Ausschüssen bis auf 5 fl. eingeräumt ist.»

S. 98. »Es haben die Fürsten Deutschlands oder des Rheinbundes durch die Souveränität nur die Losagung vom deutschen Reiche und dessen oberste Lehenherrlichkeit gewinnen kön-

nen, aber nicht das Recht, sich von allen Verbindlichkeiten gegen ihre Völker, die auf innerlichen Staatsverträgen, oder auf alten Herkommen beruheten, schlechterdings loszuzahlen.»

»Sachsen hat es bisher in keiner Hinsicht gethan, und so viele Neuerungen auch in Baiern, welchem größtentheils der vorige König von Württemberg und andere mit absoluter Gewalt vorausgegangen, seit 1806 unternommen worden: so blieb doch das Recht der Stände und eine von der Nation ausgehende Beschränkung der königlichen Macht immer anerkannt. Nicht die Stände, oder das Recht zur ständigen Verfassung, sondern nur die dieselbe repräsentirenden Landschaftskörper wurden 1808 aufgehoben, zugleich aber auch eine neue Repräsentation versprochen.»

S. 107. »Der Adelige verlangt wegen seiner angeborenen, und der Siegelmäßige wegen seiner persönlichen, jenen im Range gleich gestellten Vorzüge, nicht nur einen ihm gleichen Richter, sondern weil er die erste Instanz entbehren will, eine solche kollegialische höhere Instanz, deren längere Ausbildung und Erfahrung, dann reifere Ueberlegung, ihn vor jenen ungleichen Behandlungen, und jenen oft nicht genug überlegten Verfahrens- und Entscheidungsweisen zu schützen vermag, die den Untergerichten gewöhnlich eigen sind.»

»Sind nun die Stadtgerichte, wie die Landgerichte meistens nur mit Individuen besetzt, die da ihre erste richterliche Laufbahn betreten, so ist klar, daß auch bey der mehr oder minder eingeführten kollegialischen Gerichtsform, jener Zweck nicht erreicht wird, welchen die ehemaligen privilegierten Instanzen bey den Appellationsgerichten (ehemal. Hofrath, Hofgericht — Regierungen genannt) dargeboten haben.»

»Ich betrachte die Ueberbehörden, wenn sie auch kollegialisch sind, immer als eine Bildungsschule für die höheren Stellen, und wenn daher eine privilegierte Instanz dem Zwecke entsprechen sollte: so muß sie nicht bey der Schule, sondern bey den Meistern begründet seyn.»

»Das Edikt über die Siegelmäßigkeit gehört ebenfalls unter jene Ausbrüche der Willkür, welche die bestehenden Rechte verletzen, da es am Schluß des §. 18. ausdrücklich heißt, daß nach den vorgängigen Bestimmungen andern Personen dieselbe von nun an nicht mehr zustehet. — Daraus folgt, daß alle jene, welche in der noch zu erwartenden Bekanntmachung nicht in die Klasse der höheren Beamten gesetzt werden, und nicht von Adel oder Kollegialräthe sind, ihrer bisherigen Siegelmäßigkeit, und der damit verbundenen Vorrechte beraubt werden sollen.»

»Diese Verfügung, welche die Verfassungsurkunde nicht so deutlich, und wenigstens nicht zurückwirkend ausgesprochen, ist eben so hart als ungerecht.»

S. 111. u. 112. Es ist allgemein bekannt, daß die Edikte, als Beilagen der Verfassungsurkunde übereilt und eher die Verfassungsurkunde beschworen worden, als jene ganz fertig waren. Die Eile machte die Vollkommenheit der Arbeiten unmöglich, was aber unmöglich war, kann ja wohl entschuldigen, und wie müssen die Gerichte in Verlegenheit kommen, wenn von den Gerichtsherrn und von den Siegelmäßigen auf die durch Nachsprüche entzogene (u) Rechte geklagt wird.

»Sie können die Klagen nicht ohne Vorwurf verweigerter Justiz zurückweisen, weil sie nur auf die Verfassung, aber nicht auf die noch unbekannten Edikte geschworen haben.»

II. Miscellen.

a. Rüge einer Rüge.

Die Num. 317. des allgem. Anzeigers der Deutschen vom 20. Nov. 1818 enthält eine f. g. »literarische Rüge«, die gegen das, nicht bloß »hauptsächlich«, wie dort gesagt wird, sondern einzig und allein über die Revolutionirung des Münchner Gottesackers erschienenen Sendschreiben des Philadelphos Prokyrios, Todengräbers und Verschönerers in der Kaufenhauptstadt, an seinen Freund und Confrater, den Todengräber, zu Cairo, »so wie gegen die im 3ten August: Stück der literar. Monatsberichte für bair. Staats- und Geschäftsmänner befindliche günstige Recension dieser Schrift gerichtet ist.

Der Verf. dieser Rüge hat keineswegs den Vorwurf der schonungslosen Verletzung des Rechts, der Sitte und der religiösen Begriffe, der gegen jene, buchstäblich so zu nennende, Umwälzung des Gottesackers zu München erhoben worden, widerlegt, wie er dieß denn auch nicht vermochte, da hier Thatfachen sprechen; er hat sich damit begnügt, auf seine Gegner zu schimpfen, und sich selbst, wie er seit einiger Zeit in allen Blättern, die ihm zu Gebote stehen, thut, mit gar lebenswürdiger Bescheidenheit tüchtig zu loben. Der Ton, der in seinem Aufsatze herrscht, giebt die niedrige Rohheit und größte Gemeinheit eben so sehr kund, als der Stil die reine Unfähigkeit, ordentlich deutsch zu schreiben, und das Ganze spricht die Eigenthümlichkeit einer in den Herbergen von Maurergesellen einheimischen Natur aus. Es dürfte daher einem Manne von Ehre und Bildung kaum zuzumuthen seyn, sich mit einem Gesellen dieser Art, der alles feinere Ehrgefühl so sehr entbehrt, auf irgend eine Weise im Ernste zu befaßen, und Alle, die ihn und seinen Gegner, so wie die Sache näher kennen, würden wohl von Seite des Verfassers dieser Gegenerklärung ein verachtendes Stillschweigen am angemessensten gefunden haben. Allein, da Vielen die Verhältnisse und Persönlichkeiten nicht ganz richtig und genau bekannt seyn dürften, so hat er um dieser, nicht aber um seines Gegners willen sich dennoch erklären zu müssen geblaut.

Als der unseelige Verschönerer des Münchner Gottesackers dem religiösen Glauben und Gefühl eines achtungswerthen Volkes, unter dem und von dem er lebt, wie dem wohlbegründeten Recht und allen Einwendungen derer, die die Gräber ihrer Angehörigen als erkaufte Eigenthum betrachten konnten, Hohn sprach; als Grabhügel eingeschleift, Denkmale willkürlich verrückt, halbverweste Leichname aus der Ruhe ihrer Gräber, zur Verpestung der heißen Sommerluft, herausgerissen wurden; als man einen Theil des geweihten Bodens, viele Grabstätten frommer Mitbürger, einer eben so grund- als rücksichtslos anaenommenen eiteln Regelmäßigkeit der Form wegen, aus dem heiligen Bezirk und der Gemeinschaft der Gläubigen ausschloß, und endlich gar die alt-ehrwürdige, tief-bedeutende Benennung: »Gottesacker« durch die affektirte-sentimentale: »Garten der Ruhe« verdrängen wollte, da glaubte der Verf. jenes Sendschreibens, seine tiefe Indignation, seinen lebendigen Unwillen über so ruchlosen Frevel nicht zurückhalten zu dürfen; er gahnte dem immer lauter werdenden Murren des empörten Volkes Stimme geben, und im Ma-

nien aller Besseren sprechen zu müssen, deren einzeln und leiser erhobener Tadel bisher unberachtet verhallt war. Er wählte die Form des Scherzes, theils noch aus unverdienter Schonung für den unwürdigen Ruhestörer der Todten, theils weil er auf diesem Wege der Sache leichteren und besseren Eingang zu verschaffen hoffen durfte.

Die lebhafteste Theilnahme, mit welcher seine Schrift von dem großen Publikum aufgenommen wurde, der ihm verschiedentlich geäußerte Beyfall der Besseren sind ihm ein erfreulicher Lohn gewesen, dem das Schimpfen eines so gemeinen Gegners keinen Abbruch zu thun vermag. Auch sah sich bald der moderne Gottesacker-Reformator, wahrscheinlich durch die aufmerksam gewordenen höheren Behörden, genöthigt, bisher schände zurückgewiesene Rücksichten, wo es noch möglich, zu achten, und besonders seine erbauliche Ueberschrift wieder abzunehmen, was ihn wohl begreiflicherweise verdrießlich gemacht haben mag. Sehr glücklich aber würde sich der Verf. des Sendschreibens schätzen, wenn er sich schmeicheln dürfte, etwas zu diesem Erfolge beygetragen zu haben.

Nach allem diesen muß es nun gewiß Erstaunen, auch in dieser Zeit sogar, erregen, daß ein Mensch, dessen freventliches Unternehmen, zu anderer Zeit und bey milderer Unterdrückung und Erstöckung des religiösen Sinnes, ihn wohl vor ein ganz anderes Gericht als ein literarisches und zu anderer als bloß literarischer Rüchtigung geführt hätte, es noch wagen kann, gegen den so verdienten und mäßigen Tadel seiner Verfehrtheit mit grober Annäherung aufzutreten, und sein Unwesen noch herauszustreichen und als Muster anzupreisen. Wen trifft nun wohl der Vorwurf der Unverschämtheit und Frechheit, einen Menschen dieser Art oder seinen gerechten Tadel? Wenn übrigens der Schreiber seiner Nüge von der Wahrscheinlichkeit des »Gedungen« Seyns spricht, so muß dieß jedem, der den Verf. des Sendschreibens kennt, nur höchst lacherlich erscheinen. Freylich wohl mag der Nügeschreiber selbst, vermuthlich von Jugend auf gewöhnt, nur im Tagelohn zu arbeiten, nicht begreifen können, wie man sich für rechtliche, sittliche und religiöse Ideen (die ihm eben so fremd sind, als eine feinere Erziehung) mit wahrhaft innerem Eifer, uneigennützig, erheben könne, und darum die eigene Nichtswürdigkeit auch bey Andern vermuthen. Was aber läßt sich hierauf anders antworten, als jene wenigen Worte des bekanntesten Lichtenbergischen Antwortschreibens: »Wenn sich Prügel schreiben ließen, wahrhaftig! du würdest diesen Brief mit dem Rücken lesen!«

Indem nun der Verf. dieser Gegenerklärung hiermit seine ernste Gesinnung über den Schreiber der Nüge klar und deutlich zu erkennen giebt, erklärt er zugleich, daß er sich mit ihm in keine weitere schriftliche Verhandlung mehr einlassen werde, die nur ein Mensch, ohne alle Ehre noch fortführen wollen könnte; daß er aber, weit entfernt, von der Anonymität Gebrauch zu machen, und um zu zeigen, daß er seinem Gegner jeden rechtlichen und ehrenhaften Weg gegen ihn geöffnet, die Redaction der literar. Monatsberichte ermächtigt habe, auf Verlangen ohne weiters seinen Namen zu nennen.

III. Alte und neue Urtheile über Baiern.

Aus Heinrich Steffens: die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden. Berlin bei Reiner. 1817. 8. Seite. 606. ff. (Fortsetzung.)

Der Wein und die Dichtkunst haben sich in der That von diesen düsteren Gegenden zurückgezogen, und was leicht, fröhlich und heiter sich in den übrigen Ländern gestaltete, nahm hier eine ernsthaftere Form an.

Diese Eigenthümlichkeit ist im Ganzen genommen dem herrlichen, kaffern, bieder und tief sinnigen Volk geblieben. Ja es giebt wenige Provinzen, die ihre ursprüngliche Gesinnung so rein und fest erhalten haben, obgleich sie mit den Umgebungen in mannichfaltige Berührung kamen. Schon in den frühesten Zeiten möchte diese Verbindung mit den rhytischen Provinzen lebhaft genug gewesen seyn, mit den Römern waren sie eng verbunden, zum Theil von ihnen beherrscht, in den alten Sagen, wo Passau eine große Rolle spielt, (nur in dem Gedicht: die Klage) war ihr Verhältniß gegen die österreichischen und böhmischen Wenden, wie gegen die Hunnen höchst merkwürdig. (was heißt das? in den Sagen war das Verhältniß merkwürdig?) Zwischen den lachenden freundlichen Rheingegenden und dem gaffreien, heitern Lande des Niddiger und der Götterlande, tritt eine strenge, an finstern Abenteuern reiche Donaugegend hervor. Durch Baiern gieng in uralten(?) Zeiten eine große Handelsstraße für den wendischen (krover) Handel, der in Regensburg einen bedeutenden Mittelpunkt gefunden hatte. Zu allen Zeiten des deutschen Reichs lag in Baiern ein Bestreben sich hervorzudrängen, die eigenthümliche Weise auch politisch geltend zu machen, die(?) merkwürdig genug auch unter den Wittelsbachern weniger gelang, als die eigene Kraft des Landes und der Einwohner zu versprechen schien. Die Heere der wichtigsten Kreuzzüge durchzogen das Land, die Handelsstraße von Venedig bildete sich in ihrer(?) Mitte und fand einen Mittelpunkt in Augsburg, wie die wendische in Regensburg. Als Oesterreich mächtig wurde, entwickelte sich eine feindselige Rivalität zwischen diesem Lande und Baiern. Schon früh(?) war Baiern mit dem französischen Königstamme in genauer Verbindung, und suchte in seiner Hilfe eine Stütze gegen das Reich.

Die pfälzischen Besitzungen machten Baiern abhängig von Frankreich, welches gern den Nachbar schonte, um in der Mitte des Reichs eine bedeutende Opposition zu unterhalten. Aber diese Besitzungen, vor allen die rheinischen, brachten Baiern auch mit den Niederländern, später(?) mit Holland in Verbindung, wo ein Zweig des bayerischen Hauses für eine kurze Zeit herrschte. Dennoch konnten diese Verwickelungen nur dazu dienen, Baiern, in der Mitte des Reichs gelegen, von der Umgebung zu trennen, nicht die ursprüngliche verschlossene Natur für die fremde Weise wirklich aufzuschließen, vielmehr isolirte sie sich immer mehr. Im dreißigjährigen Kriege bildeten sich bei diesem festen, in der tiefsten Vergangenheit wurzelnden Volke die entschiedenste Abneigung gegen Norddeutschland, der stärkste Haß gegen die Reformation, besonders dann, als diese in den mächtigen angrenzenden Reichsstädten viele Anhänger gewann.

(Fortsetzung folg.)

Erstes Februar Stück 1819.

I. Anzeigen neuer Schriften.

Schriften über die badische Angelegenheit. (Fortsetzung.)

1. Le cri des Palatins, adressé aux augustes Monarques réunis à Aix-la-Chapelle au mois de Novembre. 1818. 13. S. Regal Oktav.
2. Pro et contra in der badischen Territorialangelegenheit. Aus der Bremer Zeitung abgedruckt. Frankfurt am Main. 1818. 38. S. in 8.
3. Die Verdienste des Hauses Baden um das österreichische Kaiserhaus, von Alois Schreiber. Karlsruhe. 1818. 48. S. in 8.
4. Aktenstücke über die badische Territorialangelegenheit nach der Zeitfolge geordnet, nebst einer Karte des Großherzogthums Baden und einem statistischen Tableau. Ein Beitrag zur Charakteristik der neuern Zeitgeschichte; herausgegeben von einem Mitgliede der ehemaligen Reichsritterschaft in Franken. (?) mit dem Motto: discite justitiam moniti. 1818. XXII. und 108. S. in 8.
5. Lettres d'un Allemand sur le coup d'oeil relatif aux démêlés des cours de Bavière et de Bade par M. Bignon, publiées par M. de Lamezan, auteur de l'Allemagne fédérative. Paris. Plancher. 1819. 72 S. mit dem Motto: summum jus summa injuria.
6. Öffentliche Stimmen über die badische Territorialfrage seit Erscheinung der Aktenstücke Nro. I. 48. S. in 8. Nro. II. 56. S. in 8. Deutschland 1818.
7. Traktate der Höfe von Baiern, Würtemberg und Baden mit Frankreich im J. 1796. und mit den gegen Frankreich allirten Mächten im J. 1813. 1819. 34. S. in 8.

Nro. 1. Der Schrey der Pfälzer (nach Wiedervereinigung mit dem Hause Wittelsbach) hat einen Bericht des Stadtmagistrats von Mannheim an den jetztregierenden Großherzog von Baden und ein Heft mit des letztern an den erstern veranlaßt, welches in öffentlichen Blättern zu lesen war. Die Flugschrift selbst ist (in deutscher Uebersetzung) dem vorigen Jahrgang der literarischen Monatsberichte eingeschaltet worden; sie enthält mehrere sehr kräftige Stellen.

Nro. 2. Das pro, (für Baden) ist gegen einen Artikel in Nro. 56. der Narauer Zeitung gerichtet, und enthält die bereits bekannten von Hrn. v. Bignon am besten ausgeführten Gründe. Das contra widerlegt dieselben mit vieler Freimüthigkeit und entschiedener Superiorität. Sehr gelungen scheint uns die Ausführung der Behauptung, daß die großen Mächte durch die eigene Einwilligung Badens das Recht erhalten haben, über badische Besitzungen zu verfügen. Der Einwurf, daß Baiern seit 1805 zu Frankreich gehalten habe, wird siegreich widerlegt. »Im J. 1805 sind die Franzosen in Anspach eher aufgenommen worden als in Baiern, auch war der Krieg kein Reichskrieg, und die von Oesterreich in den geheimen Artikeln des Friedens von Cambray stipulirte, und bei den SäcularisationsVerhandlungen in Antrag gebrachten Erwerbung bayerischer Landesheile zwangen Baiern, sich zur Erhaltung seiner Integrität an Frankreich anzuschließen. Im J. 1809 aber, wo Rußland auf Frankreichs Seite und Preußen neutral war, blieb für Baiern keine Wahl übrig.« Wir wünschen, daß jeder Bailer und Nichtbailer besonders den Schluß des pro et contra (S. 34—39) wohl beherzigen möge.

Nro. 3. Die politische Absicht dieser kleinen Schrift ist nicht zu verkennen, sie wird aber, da in der Politik nicht Gefühle sondern Maximen entscheiden, schwerlich erreicht werden. Der Verf. mag dieß zum Theil vorausgesehen haben, denn er macht am Schluß seinem Herzen Luft, und ergießt sich in Verwünschungen gegen die Grundsätze der alten Diplomatie. Da er übrigens Baden hätte loben können, ohne andere Staaten zu tadeln, so haben wir die Ausfälle auf Baierns politisches System sehr unanständig gefunden, besonders da hiebei von der neueren bayerischen Geschichte gänzlich Umgang genommen worden ist.

Noch heftiger sind diese Verwünschungen in der Schrift Nro. 4. ausgesprochen, welche »der öffentlichen Meinung« gewidmet ist, und deren Absicht vornehmlich dahin geht, die Ungerechtigkeit einer Theilung oder Zersplitterung Badens darzuthun. Der Verf. hat zu diesem Ende folgende offizielle und nicht offizielle Aktenstücke abdrucken lassen, und mit weitläufigen Anmerkungen begleitet 1) Proklamation des Fürsten Kutusow, Kalisch den 15 bis 25. März 1813. 2) k. österreichische Bekanntmachungen vom 19. Aug. 1813, den Beitritt dieser Macht zur Allianz betreffend. 3) Geheime Artikel des NiederVertrags vom 8. Okt. 1813. 4) Vertrag zwischen Preußen und Baden, vom 20. Nov. 1813. 5) u. 6) Verträge zwischen Oesterreich und Baiern vom 3. Jun. 1814. und 23. April 1815. 7) BeitrittsVertrag Badens zur großen Allianz vom 12. Mai 1815. 8) Auszug aus der deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815. 9) Protokoll der großen Mächte vom 10. Juni 1815. 10) k. österreichische Genehmigung der deutschen Bundesakte vom 15. Juli 1815. 11) Urkunde des heil. Bundes vom 26. Sept. 1815. 12) Protokoll der großen Mächte vom 3. Nov. 1815. 13) Vertrag zwischen Oesterreich und Baiern vom 14. April 1816. 14) Schreiben des Kaisers Alexander an die deutsche Bundesversammlung vom 13. Nov. 1817. 15) Die bekannten Briefe des Großherzogs von Baden vom 15. März 1818. mit der Antwort des Königs von Baiern. 16) Badisches SuccessionsGesetz vom 4. Okt. 1817. 17) Badisches Haus- und FamilienStatut. 20) Anhang zu den offiziellen Aktenstücken. Die chronologische Folge dieser Urkunden, die nicht durchaus im Einklang mit einander stehen, macht allerdings Eindruck auf den Leser, und der Verf. hat sein möglichstes in den Anmerkungen gethan, damit ja kein Widerspruch übersehen werden möge. Eine schätzbare Zugabe ist die statistisch-topographische Uebersicht der von Oesterreich für sich selbst und für Baiern in Anspruch genommenen Landesheile von Baden. Der Main- und Tauber Kreis hat 90519, die badische Pfalz 145800, die Parzellen des Neckarkreises zwischen der Pfalz und dem

Main- und Tauberkreis 6679 Seelen, Alles zusammen 61 Quadratmeilen, 242,908 Seelen, 1,098,150 fl. Einkünfte: Das Breisgau 47 Quadratmeilen 177,154 Seelen, und 1,237,030 fl. Einkünfte.

Nro. 5. Ungeachtet des unfranzösischen Titels ist die Schrift selbst in reiner Sprache geschrieben. Sie enthält 2 Briefe, von welchen sich der letzte nur mit dem badischen Erbfolgerecht beschäftigt, folglich für uns weniger anziehend ist. Es wird darin vorzüglich ausgeführt, daß ein FamilienGesetz nicht StaatsGrundgesetz seyn könne, so lang es den Ständen nicht vorgelegt ist. Der erste Brief handelt die eigentliche Territorialfrage ab, und stellt hauptsächlich folgende Behauptungen auf. »Der Vertrag von Ried war auch für Baden verbindlich. Die spätern Verträge der Verbündeten mit Baden fanden statt, ohne daß Baiern einwilligte. Baiern hat das Recht, seine Entschädigung von Oesterreich zu fordern. Die Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands erheischt die Ausführung der bereits beschlossenen Abrundung Baierns, welches jetzt gegen Böhmen, Tirol, Sachsen, Preußen und Frankreich offen zum Wohl des Ganzen eine verbesserte geographische und militärische Lage erhalten muß.« Es wäre zu wünschen, daß von dieser Schrift eine deutsche Uebersetzung erschiene.

Nro. 6. Bloße Abdrücke der Zeitungs- und Journalartikeln über die badische Angelegenheit.

Nro. 7. Eine kurze Analyse jener auf dem Titel genannten Verträge, ihrer Geschichte und ihrer Folgen, und eine zur schnelleren Uebersicht dienende Zusammenstellung der in ihren öffentlichen und geheimen Artikeln enthaltenen wichtigeren gegenseitigen Verpflichtungen der Compaciscenten.

Zuerst die Verpflichtungen von Frankreich gegen Württemberg und umgekehrt, eben so vom Badischen Friedensschlusse.

Der Herzog von Württemberg war der erste deutsche Reichsfürst, der den Grundsatz der Rheingränze, die Abtretung selbst der Rheininseln und des Stroms an Frankreich, die Säkularisation in Teutschland, und die Modifikation in Italien nicht nur für sich anerkannte, sondern auch als Reichsstand zu unterstützen versprach, und darüber einen feierlichen Vertrag mit der im Kriege mit dem deutschen Reiche befangenen französischen Republik einging.

»Bei dem Badener Vertrag war merkwürdig, daß der Marggraf nicht nur alle Reichsgesetze verletzte, alle seine reichsständigen Pflichten bei Seite setzte, und doch zugleich den Werth, den er auf die Reichsverfassung legte, dadurch anerkannte, daß er sich die französische Verwendung für Erhaltung des unbeschränkten Privilegiums de non appellando und des schwäbischen Kreisauschreibamtes stipulirte!«

Wogegen der Kurfürst von Pfalz-Baiern, getreu seinen Verpflichtungen gegen Kaiser und Reich, mit der französischen Regierung erst unterhandelte, nachdem der Lincolner Frieden die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich und den Grundsatz der Entschädigungen garantirt hatte.

Der Verf. stellt dann die interessantesten Artikel des Nieder-, Fuldaer- und Frankfurter Vertrags in der Ursprache zusammen, um zu zeigen, daß dieselben sehr verschiedene, manchmal entgegengesetzte Ausdrücke und Bedingungen enthalten. Z. B. der 2te Artikel der beiden ersten und der Eingang des letztern:

Unabhängigkeit und Ruhe für die Zukunft wurde in allen dreien zugesichert, aber auf sehr verschiedene Art. Bei Baiern ist darin von seiner vollen und unumschränkten Unabhängigkeit, von der Fülle seiner Souveränität, bei Baden, nur von Deutschlands Unabhängigkeit, und Württemberg wird dieselbe sehr conditionatim zugesprochen, so wie Baierns politische Stellung zu den andern Mächten hierin gleich einem Grundvertrag ganz genau und fest bezeichnet, jene von Württemberg und Baden aber noch von künftigen Bestimmungen abhängig gemacht ist.

Ob Baiern durfte seine Armee zurückrufen, falls das Vaterland es erheischt hätte, mit Oesterreichs genau bestimmte militärische Verabredungen zu nehmen.

Baiern hat mit der größten Pünktlichkeit den NiederVertrag erfüllt; es hat der gemeinschaftlichen Sache alle Opfer gebracht, die deren Erfolg sichern konnte. Baiern kann also auch erwarten, daß endlich einmal die gegen dasselbe eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllt werden. Nirgend hat es darauf verzichtet; andere Staaten sollen nur Das leisten, was sie durch den nämlichen Grundvertrag feierlich versprochen haben.

Eine Anmerkung über die Schrift: »Die Verdienste des Hauses Baden um das österreichische Kaiserhaus; von Alois Schreiber. Heidelberg 1819, macht den Beschluß.

Was ist neuere Befestigung? — Vom Verfasser der Strategie und ihrer Anwendung. München. Lindauer 1819. 23. S. in 8.

Der Verfasser dieser kleinen gehaltvollen Schrift — der Oberlieutenant v. Kynander im königl. bayerischen Ingenieurcorps — ist bereits durch ein im vorigen Jahre erschienenenes gründliches Werk über Strategie rühmlichst bekannt. Da in dem gegenwärtigen Augenblicke so viel in Anwendung gebracht wird, so hielt es der Verf. für zeitgemäß, die Frage: Was ist neuere Befestigung? zu erörtern. Er theilt die Beantwortung dieser Frage in zwei Theile. Der erste Theil ist historisch. Von den frühern Umfassungen der Städte und von den Burgen des Mittelalters geht der Verf. zum bastionirten System über, und zeigt dann in einer lichtvollen Darstellung endlich vermindern mußte. Da sen Rimpler, und nach ihm Montalembert und Witzgen aufgetreten, welche die Befestigungskunst wieder in ein Gleichgewicht mit der Kunst des Angriffs gebracht. Besonders letzterer habe die höchste Aufgabe für die Befestigung gelöst, welche darin bestehe, daß dem Angreifer durch die Anlage der Werke der Vortheil des Umfassend entzogen, und er im Gange des Angriffs auf Punkte geführt werde, in denen er selbst umfassend bekämpft werden könne.

Aber Frankreich hatte einmal seine Festungen nach dem ältern Systeme gebaut. Das Vertrauen des Volkes auf die Wälle des Reichs, und die große Meinung der äußern Nachbarn durften nicht geschwächt werden. Daher jener Kampf der französischen Ingenieure gegen Montalembert. Außerdem waren die Franzosen noch immer das einzige Volk, das seine Gränzen durch

ein vollkommenes Befestigungssystem gedeckt hatte. Ihre Baubauischen Festungen waren also hinreichend. Werden sie es aber noch seyn, wenn die Deutschen an ihren Gränzen ein Vertheidigungs-Gebäude auführen?

So zeigt der Verf., daß die Grundsätze der sogenannten neuen Befestigung uralt und nur ihre Anwendung neu sei.

Im zweiten Theil führt der Verf. nun die Grundsätze dieser neuen Befestigung an. Er zeigt, daß, wie in der Taktik, so auch in der Fortifikation man sich jetzt nicht mehr vor den Verwickelungen des Terrains fürchte. Das erste Erforderniß ist ihm die von Virgin vorgeschriebene Trennung der einzelnen Theile der Festung, so daß die Eroberung eines Theils nicht die Eroberung der ganzen Festung nach sich ziehe.

Der Verf. schließt dann, indem er bemerkt, daß an den strategischen Punkten auch die Lokalität die getrennte Befestigung begünstige, indem dieselben meistens an der Vereinigung mehrerer Flüsse liegen.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Verf. Mühe gehabt hätte, diesen zweiten so interessanten Theil seiner Schrift mehr auszuführen. Wenn er einst mit der ihm eignen Gründlichkeit die hier angedeuteten Grundsätze ganz entwickeln und vollkommen durchführen wollte, so würde ihm das militärische Publikum gewiß sehr viel Dank dafür wissen.

III. Alte und neue Urtheile über Baiern.

Aus Steffens die neue Zeit u. s. w. (Fortsetzung)

Aber auch dieser Haß konnte die alte Trennung von Oesterreich nicht aufheben, und diente nur dazu, eine jede Richtung der Bildung, wie sie in Norddeutschland sich immer mächtiger (im XVII. Jahrhundert?) hervorthat, von Baiern auszuschließen.

Seit Ludwig dem Vierzehnten aber zeigte sich die Anhänglichkeit an Frankreich immer entschiedener. Während der Revolution (welcher Sprung?) war Baiern der Schauplatz der Kriege; aber es gewann immer mehr an politischer Bedeutung. Durch die Verbindung mit Frankreich ward es auf Unkosten des Reichs gehoben, und ein mächtiges Mittel, das Reich in sich selber zu zerstören; wir dürfen aber diese Stellung Baierns, die allerdings eine gefährliche Seite hat, nicht zu einseitig beurtheilen. Denn durch die Verhältnisse gegen Oesterreich war ein uraltes wechselseitiges Widerstreben begründet. Oesterreich mußte es für nothwendig halten, die Macht des gefährlichen Feindes zu schwächen, und in den unseligen Verwickelungen der Zeit war es mit Baiern dahin gekommen, daß es, um sein Dasein zu retten, sich mit den Feinden verbündete. Wer konnte die fruchtbarsten Mißverständnisse heben, jener langsam herangewachsene Zwiespalt, der Süd- und Nord-Deutschland, und das erstere (nur das erstere?) in sich seit Jahrhunderten getrennt hatte? Hatte das Reich irgend einen Sinn, wenn es seine Schwäche gestehen mußte, und können mächtig heranwachsende Staaten ihr Dasein opfern, um ein Verhältniß zu erhalten, das immer bedeutungsloser, immer trübseliger, durch lange Schwäche entkräftet, dem unvermeidlichen Untergang entgegen sah? Staaten stehen in dieser Rücksicht keinesweges in ihren größern Verhältnissen wie der einzelne Mensch im Staate. Diesem ziemt es, sich ganz hinzugeben, jene haben die Pflicht, sich zu retten. Aber eben so natürlich, ja unvermeidlich war es, daß das übrige Deutschland, Oesterreich und Preußen vor Allen, je wichtiger der Einfluß war, den Baiern gewann, je schädlicher und gefährlicher sein Bund mit dem fürchtbaren Feinde erschien, das Land hassten mußte, welches die Sache verließ, die der Verlierende besonders, als eine gemeinschaftliche zu betrachten sich gedrungen fühlte. Hat aber das Reich, haben die mächtigsten Staaten irgend etwas gethan, um sich unter sich zu vereinigen, wirkten die unglücklichen Verhältnisse nicht so gebietend, daß sie sich wechselseitig in der höchsten Noth verließen? War irgend etwas geschehen, was Baiern beruhigen konnte, wenn die französische Gewalt zertrümmert ward? Unsere wechselseitige Schuld müssen wir bekennen, damit der wechselseitige Haß verschwinde. Baiern verlor seine rheinischen Provinzen, Zwenbücken, die herrlichen Herzogthümer Jülich und Berg, und wurde durch Bamberg und Würzburg entschädigt (Anachronismus). Als später Würzburg an den toskanischen Prinzen abgetreten ward, erhielt Baiern Anspach und Bayreuth, und, unglücklich genug, das feste und herrliche Tyrol, das gewaltsam von Oesterreich losgerissen ward, wie Württemberg unter eben so unglücklichen Verhältnissen Vorarlberg. (Sehr undeutlich ausgedrückt). Baiern war also auf diese Weise in die größern Verwickelungen der politischen Verhältnisse gewaltsam hineingerissen, die veralteten Formen waren unbrauchbar, man fühlte es wohl, daß ein geistiges Prinzip die erstarrte Masse bewegen müsse, damit sie in das größere Leben thätig eingreife. Im südlichen Deutschland hatte während der Revolution (ganz falsch) sich ein Bündniß gebildet, welches hier, wo die neue Zeit, ohne bürgerlichen Mittelpunkt, mit hemmenden, veralteten Elementen zu kämpfen hatte, sich eigen thümlich gestaltete; es waren die sogenannten Illuminaten, die wenigstens zum Theil aus der Freimaurerei entsprangen. Zwar waren die Grundsätze und Ansichten, die Frankreich zerrützelten, auch in dieser Verbindung die herrschenden; wir haben aber eingesehen, daß sie keinesweges als alleiniges Eigenthum des französischen Volkes betrachtet werden dürfen, auch nicht als schlechtthin und unbedingt demokratisch, revolutionär, daß sie vielmehr in der Entwicklung aller europäischen Völker, mehr oder weniger bestimmt, hier so, dort anders modificirt, begründet waren, und es war daher natürlich, daß sie ein nationales Gepräge trugen. Wenn wir uns auch billig scheuen müssen, was so ganz aus allen Elementen der Zeit entsprang, einseitig an eine Verbindung einzelner Menschen anzuknüpfen, so läßt sich dennoch nicht bezweifeln, daß der Einfluß dieser Verbrüderung von großer Bedeutung war. Als nun die wichtige Rolle die Baiern zu spielen angingen, eine innere Bewegung des Staats, der sich seinen neuern Verhältnissen gemäß gestalten wollte, veranlaßte, so zog sich der gährende Stoff nach diesem Lande und fand hier einen lebendigen Mittelpunkt. Aber der Staat selbst war mehr durch äußere Verwickelungen politisch in den Strudel verworrener Verhältnisse hineingerissen, als er bürgerlich vorbereitet war. Zu schnell war der Wechsel einer erstarrten Vergangenheit mit der wild bewegten Gegenwart, und die widerstrebenden Elemente wollten sich nicht vereinigen, nicht durchdringen. Auch lag es eben in dieser mehr äußerlich erzwungenen, als innerlich begründeten Macht, daß die monarchische Gewalt sich hier schon früher mehr ausgebildet hatte, als in den übrigen

süddeutschen Ländern. So geschah es, daß in diesem Lande eine Metamorphose statt fand, deren räthselhafte Schnelligkeit Bewunderung erregt; aber sie war mehr von außen hineingebracht, durch plötzliche Veranstellung, als von innen heraus entwickelt. Während in Berlin die Academie der Wissenschaften an der fremden Form fränkelte, und den Folgen eines fehlerhaften, wenn auch in der Zeit gegründeten, Ursprungs nicht entgehen konnte, schien sich in München eine neue, nicht deutsche Bildung zu wollen. (?) Der Staat, in welchem der deutsche Geist sich selbst, während des Drucks, am kühnsten regte, mußte in seiner Mitte eine Gesellschaft dulden, die die Spuren der französischen Geistesknechtschaft nicht ganz abzustreichen vermochte, während in dem Lande, das mit Frankreich am innigsten, ja seit Jahrhunderten (?) verbunden war, das in mächtigem Kampfe dem gänzlichen Untergange Deutschlands entgegen zu streben schien, der deutsche Geist sich eigenthümlich regen und entwickeln konnte. In Würzburg, nachher in Landshut, entstand eine bedeutende Universität, die Erziehung ward mit Eifer verbessert, gegen alles Alte, das noch vor kurzem in keinem Lande eine sicherere, fester begründete Herrschaft zu besitzgen schien; ward ein entschiedener Krieg erklärt, und selbst der Regent, von dem raschen Gange der Umwälzung ergriffen, brach in die bedenkliche Aeußerung aus: Es schiene ihm, Alles solle geduldet werden, nur der herrschende Glaube nicht.

Das Säcularisiren, in den übrigen Ländern mehr vorbereitet, ward hier, da der Staat den Vortheil einsah, den er erlangen konnte, so gewaltsam, wie die geistigen Umwälzungen, getrieben, ja mit einer kaum anderswo geschehenen Grausamkeit. (?) Finanzwesen, Administration, alle Formen des Staats änderten sich schnell. Aber ein Wechsel der Art, nicht geschichtlich vorbereitet, nicht aus dem Lande selbst entsprungen, zum Theil durch Fremde eingeleitet, konnte nicht fest wurzeln. Finanzen und Administration, Erziehung und geistige Bildung, waren in unruhiges Schwanken gerathen, und die eingeführten Formen dauerten nur kurz, um andern eben so schnell verschwindenden Platz zu machen. Mehr Verwirrung als Ordnung entsprang aus einem so übereilten Verfahren. Die besten Einrichtungen vermochten den Universitäten kein wahrhaft lebendiges Dasein zu geben. Die Academie erfüllte die Erwartungen nicht, die man hegen durfte; die meist an Juden verdrängten geistlichen Güter brachten die Vortheile nicht, die man bei einem ruhigeren Verfahren hätte erwerben können, die Dicastrien verwickelten sich selbst in die schwankenden, wechselnden Formen, die sich schnell verdrängten, und wer an der Vergangenheit hing, sah triumphirend den unreifen Bemühungen zu, die, indem sie bestimmt waren, Alles, was ihnen theuer war, zu zerstören, sich in sich selber verzehrten und vernichteten. Man sah daher das Neue ein Fremdes, was man bekämpfen mußte, ja die unglückliche politische Stellung, die die Einwohner in eine friedliche Stimmung gegen einen großen Theil von Deutschland versetzte, verband sich mit dem Widerstreben gegen eine neue aufgedrungene Bildung, die allerdings in Norddeutschland vorzüglich einen früheren geschichtlichen Mittelpunkt gefunden hatte.

II. Miscellen.

1) Johannes Curvatus läßt sich über das Schauspiel „Hiltrude“ vernehmen. Der dieses Stück zusammen setzte, folgte dem Geschmacke der Mosaik-Arbeiten, und ließ es sich recht angelegen seyn, mit frischen und bunten Farben das Gemälde auszustatten. Man sieht gar deutlich, wie er von Scene zu Scene gerungen, aus dieser Hiltrude zu machen, was das Programm beehrte. Johannes Curvatus sah dieses Ringen, das man eigentlich nicht hätte sehen sollen, und zeigt nun das Skelet der Arbeit, dabey wird das Ringen des Preisträgers sich von selbst bemerkbar machen.

Herzog Odilo sitzt, von den hohen Gewaltigen der Nation umgeben, auf dem Throne, und vertheilt die neuerrichteten Bisthümer an die schon wartenden Kompetenten. Bonifazius, der Legat des Papstes, steht obenan, und lobt den frommen Herzog. Die Zuschauer, die moderner, nicht die in das Stück verwickelten, merken gleich, wo das hinaus will; halten sich aber in ihrer Hoffens-Virtuosität (den darin haben sie es bey dem Wechsel politischer und dramatischer Neuerungen weit gebracht) noch etwas zurück, weil sie zu fürchten anfangen, auch hier wieder von einem christlichen Trauerspiel heimgesucht zu werden und ergeben sich neben Pracht und Prunk der breiten Rede. Die leise Furcht wird aber schnell durch das Erscheinen einer Gesandtschaft Pipins an den Schwager Odilo verdrängt. Pipin fordert seine Schwester, die vor 8 Jahren ohne Aussteuer dem Brautwerber folgte, zurück, das Gelübde Karl Martels, des Vaters zu erfüllen. Hiltrude war zum Kloster bestimmt, entfloß dieser Bestimmung, und soll ihr nun, warum so spät? — Genüge leisten. Odilo verweigert, wie zu erwarten war, seine Gemahlin dem Fröhen-Dienste der neuen Bestimmung, und die Gesandten sprechen das Wort: »Krieg.« Aber da ihnen Herzog Odilo recht kräftig vorträgt, was sie ihrem Herrn und Fürsten Pipin zu hinterbringen haben: tritt Pipin, welcher mit den Ritters kam, und sich bisher hinter ihnen verborgen hielt, spornklirrend hervor, und wiederholt seine Forderungen etwas verber, nach dem der angebotene Zweikampf nicht angenommen worden war; denn ihm ist es nicht um des Herzogs und Schwagers Person, sondern um Land und Leute zu thun. Odilo behauptet sich in seinen Aeußerungen; Pipin ebenfalls; und so springt das Resultat hervor: »Krieg dem Lande Baiern.«

Nun kommt Hiltrude, und hört, was vorgieng. Ohne sich lange zu besinnen, oder auch nur zu fragen, entschließt sie sich, sich zum Opfer hinzugeben. Sie ist vom Bruder begehrt, Sie will dem Begehren genügen, den Krieg entfernen, die Ruhe im Lande erhalten. Darf Sie gehen? Kann Sie es auch? — Dieses fällt ihr und Niemanden am versammelten Hofe ein; selbst die Repräsentanten des kanonischen Rechtes, die noch immer stummen Bischöfe, öffnen hier den Mund nicht; auch Bonifazius schweigt. Odilo wagt es nicht, mit seinem väterlichen oder herzoglichen Gewichte dagegen sich zu stellen, sondern läßt den Sohn, Prinz Thassilo, kommen. Dieser, ein hübscher, 8 jähriger Junge, ist eben auch nicht gemacht, in uns die Täuschung und in der Mutter den Entschluß zu vernichten; also wird die Sache noch schlimmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

I. Anzeige neuer Schriften.

Patriotische Wünsche zur Beherzigung der bayerischen Ständeversammlung. 1818. 78. S. 8. Mit dem Motto: Der Wahrheit, — dem Könige, — dem Vaterlande.

Wir wissen nicht, wer diese Wünsche ausgesprochen hat, aber wir haben ihn aus seiner Schrift als einen gutmeinenden und wohlunterrichteten Geschäftsmann kennen gelernt.

Die Rubriken des Buchs sind, nach einer Einleitung, die einige herzliche Worte über die Geburt und Tendenz der Constitution für das Königreich Baiern, so wie der Ständeversammlung spricht, folgende:

I. Ueber Verbesserung des Volkscharakters. II. Ueber Justizverwaltung. III. Ueber Verwaltung der Finanzen. IV. Ueber Verwaltung der Stiftungen. V. Ueber Kriegsschulden. VI. Ueber Gewerbezerechtigkeiten. VII. Ueber die Landwehr. VIII. Ueber das Konkordat. IX. Ueber Kreditanstalten. X. Ueber Privilegien. XI. Ueber das Judenthum.

Einige schöne Stellen wollen wir ausheben.

»Nicht unter den gefährlichen Wehen einer stürmischen Volksversammlung ward sie (die Constitution) geboren, still und geräuschlos ging sie hervor aus dem Herzen des Regenten mit seiner Weisheit, die bewährt, daß ihr Schöpfer in die Herzen des Volks gesehen, und darin seine geheimsten Wünsche gelesen habe.«

»Nicht einem aus revolutionären Keimen entsprossenen, nicht einem demokratischen Staate ward sie gegeben — ihre Tendenz war, die Rechte, die Freiheit des Volks mit der bisher bestehenden monarchischen Regierungsform innig zu vereinigen.« u. s. w.

»Thöricht ist das Verlangen, den alten Rechtszustand zu zerstören, da man noch nirgends »gerüstet ist, einen bessern neuen zu empfangen. Allein, die Aufgabe, diesen Zustand von seinen Gebrechen möglichst zu heilen, hat der erhabene Schöpfer der Constitution seinem Volke selbst überlassen, und eben darin bewährt sich die Weisheit und Gerechtigkeit derselben, da sie ihre wohlthätigen Anordnungen nicht über den Punkt hinaus erstreckt, wo die ausschließliche Gewalt des Regenten endet, und der concurrende Wille des Volks zu wirken anfängt.«

Die Nationalrepräsentanten Baierns bittet er, die Wichtigkeit ihrer Bestimmung zu beherzigen, und sich mit Weisheit, mit Liebe des Volks, mit Stärke des Willens zu rüsten; denn wer diese Tugenden nicht in seinem Busen trage, der solle es von sich ablehnen, damit nicht Schande sein Leben brandmarke, und das Unglück des betrübten Volks seine Asche verfluche. Sie sollten gleich fern von kriechender Höflings-Schmeichelei, wie von tobender Revolutionswuth, besonnen und entschlossen den Weg der Wahrheit schreiten — durch Vaterlandsliebe einzig geleitet.

Mit edler Freymüthigkeit handelt er die Gegenstände der obigen 11 Rubriken ab, — Gebrechen mit ihren Heilmitteln — und fordert die Repräsentanten zur wohlthätigsten, kräftigsten Einwirkung in diesen Beziehungen auf.

Sage, wie folgende: »Nur dadurch, daß das wahre Verdienst den Lohn des Vaterlands des erhalte, wird auch das Volk Liebe und Zutrauen zum Vaterlande gewinnen; und: »das Palladium bürgerlicher Freiheit ist gerechte, ungehemmte und schleunige Verwaltung der Justiz; ferner: Geld ist die vorzüglichste Triebkraft des Staats, einfach die Kunst, zu machen, daß es nie an Gelde fehle. Sie besteht in mäßiger Belegung des Unterthans und in Sparsamkeit. Bey ersterer wird der Unterthan immer geben können, bey zweyter wird das Gegebene immer genügen« — u. s. w. gewinnen dem Leser Achtung für den Verf. ab.

Das Wichtigste ist der: Anhang über schleunige Justizverwaltung im Königreiche Baiern. Der Verf. schlägt vor, um sich auf Seite des Richters derselben zu versichern, gerade jene Mittel anzuwenden, welche die Geseze in Beziehung auf Parteien bestimmt haben: nämlich Festsetzung eines Termins zur Vornahme eines jeden Actes, wo dessen culpa poe Versäumung dem Richter nachtheilige Folgen zuzieht.

In Hinsicht der Handlungen der Parteien liest man auch beherzigungswerthe Verbesserungsvorschläge, als, die Termine sollen abgekürzt, von den Gesezen bestimmt und persentorischer Kraft seyn; das ausgestellte Recept einer Partei über einen Auftrag, eine Handlung zu verrichten, sei einziger Beleg des Präclusions-Erkenntnisses; TerminsVerlängerungen seyen nur einmal und auf die Hälfte des gesetzlichen Zeitraums zu ertheilen.

Um das Princip schleuniger Verhandlung auch im Appellationsprozeß so viel als möglich zu verwirklichen, hält der Verf. einige abändernde Bestimmungen unserer Gerichtsordnung für rathlich, und es ergeben sich ihm bey diesem Verfahren folgende Vortheile:

»Bei selbem (demselben) wird der Appellationstermin um 50 Tage verkürzt, die Appellation in Zeit 14 Tagen desert. Die Avocationsbefehle werden unnöthig, Appellat erhält den Auftrag zur AppellationsEinrede unmittelbar vom Richter Imas, die Zeiträume, welche im ersten Appellationsverfahren von Eingabe der Appellationschrift bis zur Abforderung der Acten, von dieser bis zum Auftrage um die AppellationsEinrede, von Eingabe letzterer bis zur ActenEinsendung, im Revisionsverfahren aber der Zeitraum, welcher von Abforderung der Acten von erster Instanz bis zu deren Einsendung an das Appellationsgericht verfließen, werden abgeschnitten, und die Sentenz, gegen welche nicht appellirt worden, oder wegen Desertion nicht mehr appellirt werden kann, erhält schon 14 Tage nach der Publication Rechtskraft.«

Dann stellt der Verf. Vorschläge zur Beschleunigung des Executionsverfahrens auf, und Reformen, um die Civiljustizverwaltung der Landgerichte aus dem ihr so schädlichen Conflict mit den übrigen Geschäften zu setzen, wohn er vorzüglich Reduction der LandgerichtsBevölkerungen bis auf 15000 Seelen rechnet, dann Constatuirung eines eigenen Civilgerichts bei jedem Landgerichte, möglichst gleiche Vertheilung der

Geschäfte unter die Assessoren, gleiche Responsabilität der Landrichter und auch der Assessoren in Justizverwaltungssachen u. s. w.

Normen, (keine neuen) um die Geschäftsführung der Anwälde (1): Advokaten in ein zweckmäßiges Verhältniß zu ihrer relativen Kraft zu setzen, machen den Beschluß.

Wir haben nur wenige Bemerkungen über vorstehende Vorschläge zu machen, welche wir bey einer andern Gelegenheit mittheilen werden.

Uebersicht der vorzüglichsten Bestimmungen verschiedener Staatsverfassungen über Volksvertretung von Dr. Ignatz Rudhart, königl. bayer. General-Fiscalrath und Mitglieder der Akademie der Wissenschaften zu München. Mit dem Motto: Eigene Vorzüge behaltet, fremde sucht zu gewinnen. München 1818. bei Karl Thienemann, 51. Seiten in Folio. Preis 2 fl. 24 kr. (!)

Diese schätzbare Arbeit des fleißigen Verfassers ist durch ein Versehen des Setzers (wie es scheint) so sehr verschoben worden, daß sie alle Brauchbarkeit verloren hat. Denn, anstatt die Gegenstände vergleichend zusammenzustellen, wie es bei dergleichen Tabellen gewöhnlich und auch die einzige zweckmäßige Anordnung ist, damit man bei jedem Gegenstand sogleich sehen kann, wie er in den verschiedenen Ländern auf verschiedene Art behandelt wird, findet man hier ein Land nach dem andern abgehandelt, so daß die tabellarische Form hiebei nicht nur keine Erleichterung gewährt, sondern sogar schädlich wirkt.

Wie bitten den Herrn Verf., seinem Geheer, der kein logischer, ja nicht einmal ein mathematischer Kopf zu sein scheint, dieses große Versehen zu verweisen, und dem Publikum die Aufmerksamkeit zu zeigen, die Tabelle sogleich in der gehörigen Ordnung, nämlich so, daß oben die Länder und seitwärts die Gegenstände stehen, noch einmal drucken zu lassen, und den Käusfern, welche doch offenbar 13 Bogen, wenn sie auch brauchbar wären, um 2 fl. 24 kr. um die Hälfte überzahlt haben, gratis nachzuliefern, wobei zugleich die in der Eile eingeflossenen Irrthümer berichtigt werden können, so wie auch die häufigen Sprachfehler, wie z. B. Seite 13. Pro. 10. die Verhandlungen können in einen geheimen Ausbruch umgewandelt werden, u. s. w.

Sollten die adeligen (adelichen) Gutsbesitzer in Baiern nicht Kreditvereine errichten? Vis unita fortior. 8181. 30. S. in fl. 8.

Der Herr Verf., welcher sich am Schlusse H. Frhr. v. d. Tann, in Tann im Untermainkreise, unterschreibt) kannte nicht die in diesen Blättern (im vorigen Jahrgang) mitgetheilten Nachrichten über einen Hilfsverein. Er beleuchtet das Für und Wider des Preussischen und der nach demselben gemodelten Kreditvereine, maacht sich kein Urtheil über den Vorzug des einen vor dem andern an, hält die Errichtung derselben in Baiern überhaupt für die Gutsbesitzer nicht nur für sehr heilbringend und für den Staat nützlich, sondern auch für ausführbar wie überall, wo kein Geldmangel sey. Dieses hänge aber nächst dem Willen der Interessenten von der Unterstützung der Regierung ab.

Welches sind die wahren und natürlichen Bundesfestungen, und ist Ulm eine solche? Von einem süddeutschen Offiziere — Mit dem Motto: Est modus in rebus, sunt certi denique fines. 1818. 40. S. in 8.

Diese so vorzügliche kleine Schrift soll, dem Vernehmen nach, von einem der ausgezeichnetsten württembergischen Offiziere herrühren. Sie ist gegen die Befestigung von Ulm gerichtet, welche in den von dem MilitärComité in Frankfurt ausgegangenen vorläufigen Bestimmungen über die Bundesfestungen beschlossen wurde, und in drei Jahren beendigt sein soll.

Der Verf. giebt zuerst einige allgemeine Andeutungen über Festungssysteme, und über den Vorzug der strategischen vor den bloß taktischen Festungen, an welchen Frankreich so reich ist, und deren Wichtigkeit besonders die letzten Feldzüge so sonnenklar dargethan haben. Er liefert sodann eine Beschreibung der westlichen Gränze Deutschlands, und beweist, daß der Mittelrhein der allgemeine Operationsherd, das gemeinschaftliche Marsfeld sein müsse, auf welchem unsere Heeresmassen zusammen kommen, wenn Gefahr von Westen her droht. Die angeführten Beispiele aus den letzten Feldzügen bewähren diesen Satz, welcher ihm nun die Plätze Mannheim, Mainz und Koblenz (am Einflusse des Neckars, des Mains und der Lahn in den Rhein) als Festungen zeigt. Aus diesem ergibt sich ihm auch der Begriff von Bundesfestungen; indem nur diese 3 Plätze, die an der gemeinschaftlichen Operationsbasis liegen, und an deren Erhaltung dem Holsteiner eben so viel als dem Oesterreicher, dem Westphalen eben so viel als dem Württemberger gelegen sei, den Namen Bundesfestungen verdienen. Der Ober-Rhein sei durch die deutschen Besetzungen am linken Ufer des Mittelrheins gedeckt, indem die Linie von Germersheim nach Luxemburg allen Operationen gegen den Oberrhein in der Flanke stehe, und die feindliche Basis (hinter den Vogesen) selbst bedrohe, außerdem decke den Ober-Rhein Mannheim und der Schwarzwald; nur als Soutien für die Befestigungen im Schwarzwald sei ein besestigter Punkt (Donauessingen) nothwendig. An die Befestigung von Ulm könne man also noch nicht denken, bevor nicht Mannheim und Donauessingen besetzt wären. Es müsse sehr auffallen, daß man durch die ausschließliche Befestigung von Ulm das ganze vorliegende Land (das schöne Schwaben) preisgeben wolle, welches nun den feindlichen Einfällen ganz offen stünde: Ulm sei nur eine bayerische Festung, aber keine Bundesfestung. Erst, wenn die Rheinbasis sicher gestellt, der Schwarzwald besetzt und Donauessingen angelegt sei, solle es zur gemeinschaftlichen Sache von Baiern, Württemberg, Baden u. s. w. werden, die Wälle von Ulm zu erheben. —

Politische Aphorismen zur Beherzigung vor dem Congress in Aachen, empfohlen von Dr. Schottmann. Frankfurt a. M. 1818. 43. S. in 8. broch.

Folgende Stellen werden das Werk am besten charakterisiren:

»S. 5. Wenn das Menschengeschlecht, bis daher stumm und blöde, nun auf einmal die Sprache erfanke, so würden, aus panischem Schreck vor dem möglichen Mißbrauch der Rede, eben die sorgsamsten Sterblichen, welche der Pressfreiheit den Stab brechen, des Darsichhaltens sein: sich zu retten müsse der Staat seinen sprachseligen Unterthanen allen, je nachdem sie heran wachsen, die Zungen ausschneiden.«

»Den Polizeibehörden wäre die Beute ein leckeres Regall alljährlich zu Ostern oder Pfingsten abzuliefern, wie ehemals die Sperlingskörbe.«

»S. 6. u. 7. In seiner frühern Epoche kannte dieses von unsern Romantikern hochgepriesene Zeitalter (das Mittelalter) nur zwei Stände: Geistlichkeit und Adel. Das Volk bedeutete nichts und die Fürsten bedeuteten wenig.«

»Allmählig erhob sich aus dem Volke ein dritter Stand: die Bewohner der Städte. Sie wurden der Stützpunkt, von welchem aus die monarchische Gewalt der Fürsten zunächst den Adel und die Geistlichkeit überflügelte, und dann, durch Ertheilung besserer Gesetze, das Landvolk in die bürgerliche Gemeinschaft einführte.«

»Das Alles geschah nicht ohne Zuckungen und Kampf, aber nachgerade (,) wie die monarchische Gewalt zu Kräften gelangte, die Selbstsucht der Stände überwand, und unter das Interesse des Staats beugte, wurden die Beziehungen der Bürger unter einander vernünftiger, billiger, dem Zwecke Aler entsprechender, und der Fürst gewann nach Innen eine gemeinnützige, nach Aussen hin eine nachdrücklichere Wirksamkeit.«

»Endlich sind die alten Standesunterschiede, wenn auch nicht dem Namen oder den Vorurtheilen nach, thatsächlich jedoch, verblühen und an ihre Stellen neue gerückt.«

»Die Geistlichkeit (,) aus dem Felde des Wissens verdrungen, hat sich die dunklen Nebel des Glaubens vorbehalten, dort in feindliche Sekten getheilt. Den Adel, als Wehrstand, hoben die stehenden Heere auf; dagegen trat er an die Spitze des Nährstandes als Landwirth und Verkäufer seiner Produkte. Zwischen Dorf und Stadt, ihren Gewerben, ihren Rechten, findet ein Mehr und Minder, aber keine reelle Verschiedenheit statt, und die Landwehr macht aller Spießbürgerei ein Ende.« —

§. 14. Mit der Ueberschrift:

»U f f ä n d e.«

»Sollte die Pressfreiheit nicht ebenfalls ein Mittel sein, politischen Unständen vorzubeugen? Diese rühren her von übler Verwaltung, von Mißbrauch des Ansehens, der Macht, von unbefriedigten, eingekerkerten öffentlichen Bedürfnissen. Die Freiheit aber der öffentlichen Erörterung deckt die Staatsgebrechen in der Wiege auf, hält die Mächtigen durch die Furcht der Schande in Zaum, hindert das Heranwachsen der Uebel, und indem sie der Unzufriedenheit theilweise Luft macht, verhütet sie die heftigen Ausbrüche großer Unzufriedenheiten.«

»S. 26. Wenn, wie die Lehre der neuern Publicisten lautet, jeder Bürger Soldat ist — entsteht da nicht ein ganz neues Kriegsgesetz? Da kein wehrfähiger Mann abläugnen kann (,) Rekrut zu sein, so darf ihn der Feind, wenn er seiner habhaft wird, zum Kriegsgefangenen machen; und was hält ihn ab (,) den größten Theil der männlichen Bevölkerung des eroberten Landes der väterlichen Heimath zu entführen? Dem Sieger gehört auch das Zelt des Soldaten. Das Zelt des Landwehmanns ist seine Hütte, sein Haus, sein Schloß, und sein Lager, Dorf oder Stadt. Bald hat der Sieger das Recht, einen ansehnlichen Theil aller liegenden Gründe in Beschlag zu nehmen und zu verkaufen, wie das Geschirre eines eroberten Lagers. Wir sehen alsdann das Völkerrecht der Vandalen wieder auferstehen.«

»An diese Folgerungen scheinen Diejenigen nicht zu denken, welche eine außerordentliche Maßregel, die der allgemeinen Wehrschaft, zu einer fixen und stehenden Anstalt machen.«

§. 27.

»S c h r i f t s t e l l e r.«

»Die Thätigkeit dieser Klasse der Gesellschaft, ihre große (n) Mittel, und das Ansehen (,) zu dem sie durch die Wissbegier der Gesellschaft gelangt ist, machen sie zur Tonangeberin der Meinung (,) die sich von dem vorhandenen auf das kommende Geschlecht erstreckt, welches die Schriften auferziehen. Nach der Wirkung, so die Schriftsteller seit Erfindung der Schriftdruckkunst hervorgebracht haben, und bei dem zunehmend sich verbreiteten Bedürfnisse geistiger Ausbildung oder Erweiterung des Vorstellungsvermögens, in jeder Richtung, läßt sich behaupten, daß die Völker immer mehr in die Ansichten der Schriftsteller fortgerissen werden, die Völker, deren Oberhäupter nichts zweckmäßigeres thun können (,) als der angeregten Meinung zu folgen. Eben so ist voranzusehen, daß diejenige Macht, welche die Gelehrten und die Schriftsteller zu freiwilligen Bundesgenossen hat, von allen den meisten Einfluß üben werde, auf die Angelegenheiten von Europa. Und welche Macht? Das wird diejenige Macht sein, welche dahin arbeitet, das allgemeine Völkerrecht auf die Grundlage repräsentativer Verfassungen und offenkundiger Staatsverhandlungen zu stützen; denn einmal nun sehen die Völker in diesen die Bürgen ihrer Wohlfahrt; sie wollen an dem Gedanken der Regierung theilnehmen, und zwar noch, bevor er werththätig wird; sie empfinden Mißmuth, Langeweile, Ueberdruß, so lange sie von der Mitwirkung ausgeschlossen sind, und sie werden, was auch immer kommen mag, ihr Ziel erreichen, da sie in jedem Fall die Regierungen zu überleben im Stande sind.«

Wir heben endlich eine lehrwürdige Stelle über Baiern aus, deren Einseitigkeit sich von selbst ausdrückt, und worin auf den Herausgeber dieser Blätter angespielt wird:

»Das Bedürfnis eines engeren Zusammenhanges unter den deutschen Völkern, einer innigeren Einheit als die zeitliche, ist allgemein gefühlt und ausgesprochen worden, vielleicht mit Ausnahme von Mitbairern, das für sich eine kleine welterobernde Nation ausmachen möchte. (Nun. Von 700,000 Seelen, den Bibliothekar, Herrn von Kretin mit eingerechnet.) Es scheint nicht, daß Deutschland zu einer streng geschlossenen Einheit gelangen werde. Darüber wollen wir uns nicht härmern. Nimmer könnte man die Zerstückelung Deutschlands aufheben, ohne dem Nationalcharakter Gewalt anzuthun, und weh zu thun. Das deutsche Volk besteht aus einer, ins Unendliche sich verlaufenden Reihe, zum Theil winziger Unabhängigkeiten. Jedweder Deutsche ist so

zu sagen eine freie Kleinstadt. Er tritt nicht leicht aus seiner Sphäre, um sich in einer andern zu gefallen, oder sie zu beeinträchtigen, zu fränken; aber in der seinigen steht er auf festem Boden, und behauptet sein Recht. Bei dem Handwerke, auf das er Meister geworden ist, läßt er sich nichts einreden. Wo der Geheimrath den Mund öffnet, ist dem Regierungsrathe Grillschweigen geboten. Und wie oft sehen wir nicht die Autorität eines Ministers an der winkelrechten Widerspenstigkeit eines Facultätsmannes scheitern! Diese gesperrten Sige machen den Umgang schwerfällig und den Verkehr oft sehr verdrüsslich, aber sie haben das Gute, daß sich innerhalb ihrer Grenzen eine große Selbstständigkeit ausbildet. Im Vergleich mit Frankreich besitzt daher Deutschland eine bei weitem größere Masse von Selbstständigkeit des Verstandes, des Willens, der Sitten. Wenn es nicht immer so scheint, so rührt das daher, daß bei uns nur selten die ganze Masse zusammen wirkt; dagegen in Frankreich beständig. England ist uns zuverlässig an praktische Einsicht überlegen, aber mit dem herrlichen Gemeingeiste, der den Deutschen fehlt, verbindet sich leider! bei dem großen Haufen Albions eine Nothheit, eine Unwissenheit, welcher wegen wir England nur bedauern können. Bei keiner Nation in Europa ist die Kultur der Vernunft und der Sitten des gemeinen Mannes so weit gediehen, als unter den deutschen Völkern. Auf diese schöne Grundlage muß fortgebaut werden. Von Kanzeln und aus den Schulen läßt sich mehr in politischer Hinsicht erwarten, als von allen Constitutionsausschüssen in der Welt. Dem Gewissen des Volkes weichen die schlechten Staatsverrichtungen und Gesetze von selbst. Der Mongolische Eroberer unterwirft sich der Sitte des eroberten Chinesen. Die Meinung wird Deutschland zwingen, in vorkommenden wichtigen Verhältnissen ein gemeinschaftlicher Körper zu seyn.

II. Miscellen.

(Münchener.)

München, am 30. Januar. Die literarischen Monatsberichte für bayerische Geschäftsmänner haben schon dreimal der neuen Gestaltung des hiesigen allgemeinen Begräbnißplatzes erwähnt; immer in unedeln hässlichen Ausdrücken; aber der jüngste Aufsatz übertrifft die beiden frühern — und nöthigt den Unterzeichneten zu einer Antwort, welche weniger ihn, als der Stelle gilt. Wenn der sachkenntnißlose Schreiber vom »unseligen Verschönerer«, vom »unwürdigen Ruheförder der Todten« faselt und die Herstellung des Gottesackers als »freventlich es Unternehmen« auslegt, so kann er doch unmöglich nicht wissen, was er ignorieren zu wollen scheint, daß alles Geschehene auf Befehl und unter den Augen der allerhöchsten Stelle geschah. Der Unterzeichnete erhielt die Leitung der durchaus nöthig anerkannten, von allen Seiten geforderten Erweiterung und bessern Gestaltung des allgemeinen Begräbnißplatzes der Hauptstadt München im verfloßenen Jahre übertragen. Der zu Folge allerhöchsten Auftrags von ihm, nach einem erhaltenen Programm, mit gehöriger Umsicht entworfene, vielfach geprüfte und allergnädigst genehmigte Plan über diese Anlage wurde bekanntlich, vor der Ausführung, mehrere Wochen hindurch jedem Theilhabenden zur Einsicht und dann, durch die Lithographie vervielfältigt, öffentlich vorgelegt. Die Herstellung des Ganzen ist bereits in der Hauptsache bewirkt, sie war für den Architekten keine geringe Aufgabe, zu lösen, unter so manchen Angriffen lichtseuer schleicher Interessen und den frommen Glauben selbst mißbrauchend der Tücke der Finsterniß. Ob er sie gelöst, darüber hat seine Behörde, das große bessere Publicum entschieden, die öffentliche Stimme ruhiger nicht gedungener Männer. — Der Unterzeichnete würde seine persönliche und Diensteswürde, er würde die Achtung der Obern verlegen, wenn er auf Angriffe solcher Art mehr als dieses antworten und sich zu einem Ton erniedrigen könnte, welcher ein vorbehaltenes Eigenthum des für das Wahre, Schöne und Anständige erstrebten Sinnes bleibt.

Vorherr, Königl. Baurath.

Erklärung der Redaction.

Die Redaction der literarischen Monatsberichte hat keinen Anstand genommen, vorstehende Erklärung in ihr Blatt aufzunehmen, und glaubt nur, da der Verfasser des Sendschreibens des Prokyrios und der im 3ten Januarstück der literarischen Monatsberichte enthaltenen Rüge, seiner ausgesprochenen Gesinnung gemäß, sich auf keine weitere schriftliche Aeußerung mehr einzulassen kann, Folgendes nachträglich und schließlich bemerken zu müssen.

1) Der Herr Baurath Vorherr irrt, wenn er die drei, in den literarischen Monatsberichten enthaltenen Aufsätze über seine Verschönerung des Münchner Begräbnißplatzes »hässlich« nennt; sie sind im Gegentheil — jeder von einem andern Verfasser herrührend — alle recht sehr offen und unverholen abgefaßt.

2) Der Herr Baurath irrt eben so, wenn er, hinter das Ansehen der Regierung sich zurückziehend, glauben machen will, der ausgesprochene Tadel habe dem genehmigten Plane einer Erweiterung und Verbesserung des Gottesackers gegolten, da es sich doch bloß von der rückstichtlosen Ausföhrung gehandelt, welcher Vorwurf denn auch noch auf keine Weise widerlegt worden.

3) Dabei verschweigt der Herr Baurath in seiner Erklärung, daß der letzte Aufsatz im 3ten Januarstücke der literarischen Monatsberichte bloß eine nothgedrungene Gegenerklärung gegen seine f. g. Rüge in Nr. 317 des allgem. Anzeigers der Deutschen vom 20. Nov. v. J. gewesen, und daß er die darin herrschende derbe Sprache durch seinen persönlichen Angriff sich selbst zugezogen.

4) Endlich scheint der Herr Baurath übersehen zu haben, daß der Verfasser des Sendschreibens und des letzten Aufsatzes in den literarischen Monatsberichten, die Sache nunmehr zu einer andern als literarischen Verhandlung geeignet haltend, sich bereit erklärt hat, für das Gesagte, worüber hinaus nichts mehr gesagt werden könne, persönlich einzustehen, und deshalb die Redaction zur Nennung seines Namens ermächtigt hat, wonach er eine abermalige gedruckte Erklärung des Herrn Bauraths wohl kaum mehr erwarten, noch weniger beantworten konnte.

Im ersten Februarstück S. 16. 3. 33 statt friedlich lies feindlich.

I. Anzeige neuer Schriften.

Baterländische Erinnerungen bey Gelegenheit der neu herausgegebenen teutschen Spieltarten für das bayerische Volk. Verlegt von Victoria Arnold, privileg. Kartenfabrikantin zu Neuburg, und in Commission bey J. E. Rugendas in Augsburg, (auch bey C. A. Fleischmann in München.) 1819. 39 S. in Sebez, nebst einem Spiel teutscher Karten, in einem Futteral. Preis 1 fl. 40 kr. (illuminirt 2 fl. 45 kr.) Auf fein Schreibpapier 1 fl. 52 kr.

Es ist in der That auffallend, daß bis jetzt noch Niemand den Entschluß faßte, den gegenwärtig üblichen teutschen Spieltarten, welche wegen ihrer bizarren, bedeutungslosen Farbenfleckereien und Figuren widerlich genug in die Augen fallen, eine, wenigstens erträgliche, Gestalt zu geben. Aber desto erfreulicher ist es uns, anzeigen zu können, daß Alles, was der gute Geschmack zur Beseitigung dieses Uebelstandes und zur Zurückführung der alten Tendenz der teutschen Kartenblätter fordern kann, von dem obigen (patriotisch-historisch-mnemonischen) Kartenspiele geleistet wird.

Die »Zuschrift« giebt folgende erklärende Kunde über diese neue Erfindung, welche, in der Art, noch kein anderes Land aufzuweisen hat:

»Es ist eine löbliche alte Sitte des Volks, sich durch Bilder an die Thaten ihrer Vorfahren zu erinnern. Wir finden diese Gewohnheit unter andern auch in den ältesten Spieltarten, denn man gebrauchte sie anfänglich, um das Andenken an würdige Männer und Begebenheiten zu erhalten, wie denn überhaupt in den Spielen der Alten manche Lehre der Weisheit verborgen war. Solche Beziehungen aber sind in den neuen Zeiten gänzlich verloren gegangen, und die Bilder auf den teutschen Eickelfarten, die man jetzt in den Händen des Landvolks findet, sind durchaus ohne Sinn und Bedeutung.«

»Da seit kurzer Zeit so viele alte Sitten wieder aufgestrichet werden, so laßt euch, liebe Landsleute, auch jene alte Gewohnheit wieder empfohlen seyn, solche Kartenblätter wieder zur Hand zu nehmen, die euch Erinnerungen wecken oder Kunde geben von euren guten Fürsten und von den sowohl glücklichen als unglücklichen Begebenheiten des bayerischen Volks.«

»Und weil ihr gewohnt seid, die Herzen in der Karte als Sinnbild der Liebe und Treue, das Laub als Bezeichnung angenehmer Hoffnungen, die Eickeln als Verkünder von Verdruß, die Schellen aber als Vorbedeutungen des Geldes und Reichthums zu betrachten, so haben ein paar gutgesinnte Landsmänner den Entschluß gefaßt und in's Werk gerichtet, die Eickelfarten nach diesen Andeutungen, die jeder aus euch kennt, für euch zeichnen zu lassen. Ihr findet in den Herzen lauter Gemälde bayerischer Herzhaftigkeit, und edler Liebe zu Fürst und Vaterland; im Laub sind euch die Hoffnungen Baierns vor Augen gestellt; in den Eickeln findet ihr (mit Ausnahme des in den meisten Spielen unüberwindlichen Obers) nur solche Vorstellungen, die jedes bayerische Herz mit Verdruß und Betrübniß erfüllen; in den Schellen endlich Sinnbilder des Wohlstands und Reichthums des Vaterlandes.«

»Um euch recht deutlich zu erklären, was in den neuen Eickelfarten vorkommt, solat hier die Beschreibung von jedem einzelnen Kartenblatt, nach Angabe des auf dem Sechser einer jeden Farbe kurz verzeichneten Inhalts.«

Wir theilen die Ueberschriften dieser Beschreibungen mit.

Herz As: die Baiern bleiben ihren Fahnen getreu. H. König: Otto von Wittelsbach. H. Ober: der Herzog Stephan der II. H. Unter: Arco opfert sich für seinen Fürsten. H. Zehner: Gustav Adolph giebt die Belagerung von Ingolstadt auf (1631). H. Neuner: die getreuen Unterthanen bewahren Hausschatz und Archiv 1704—1714. H. Achter: die Landwehr erbiethet sich, außer Land zu dienen 1813. H. Siebener: Tapferkeit der Baiern in Feldschlachten.

Gras As: Die Hoffnungen Baierns. Gr. König: das bayerische Königthum. Gr. Ober: Verbesserung des stehenden Heers. Gr. Unter: Errichtung der Landwehr. Gr. Zehner: was die bayerische Regierung für Religion, Rechtspflege, Polizei u. s. w. gethan. Gr. Neuner: Erziehungs- und Bildungs-Anstalten. Gr. Achter: Schöne Künste, Handel und Gewerbe. Gr. Siebener: die Volksvertretung.

Eichel As: Länder-Verlust-Karte. E. König: Max Joseph der Dritte stirbt, von allen Baiern betrauert. E. Ober: Schweppermann. E. Unter: der schwedische General Wrangel verheert Baiern. E. Zehner: Prinz Joseph von Baiern stirbt als Kronprinz von Spanien. E. Neuner: Schleifung der Festung Ingolstadt. E. Achter: die Höchstatter Schlacht. E. Siebener: die Hauskriege der bayerischen Fürsten.

Schellen As: des Landes Reichthum. Sch. König: Kurfürst Ferdinand Maria schlägt die Kaiserkrone aus. Sch. Unter (soll heißen: Ober): Herzog Georg der Reiche von Landsbut. Sch. Unter: Bayerische Volketracht. Sch. Zehner: das Landwirthschafts-Fest. Sch. Neuner: Aufhebung der Leibeigenschaft. Sch. Achter: Einführung einer allgemeinen und gleichen Grundsteuer. Sch. Siebener: die Gemeinde-Räthe.

Und nun noch das

»Schlußwort«

»Hier habt ihr also, liebe Landsleute, eine ganze Reihe von Gemälden aus eurem Leben und Wirken, und aus den Zeiten der Vorwelt, wie der Gegenwart. Vieles, was eure Fürsten für euch gethan, steht nun lebhafter vor euch; betrachtet sie mit Liebe und Verstand die bunten Bilder, und erwägt wohl ihren reichen Inhalt. Und in müßigeren Stunden vergnügt euch spielend mit diesen euch gutmeinend gewidmeten Blättern, stets des bayerischen Namens und Wesens eingedenk; — denn der wohlwollende Baier, von Natur aus ein Freund des Wohlbefahrens, weicht sich gerne und oft der Freude, aber das Ziel und Ende aller seiner Gedanken, selbst im Zeitvertreibe, ist und bleibt immer der: das geliebte Vaterland.«

Die vaterländische Composition und Beschreibung der Blätter, und der Grabstichel eines Jünglings machen das Vorliegende zu einem interessanten Kunstwerke, das sich wahrscheinlich bald in sehr vieler Händen befinden wird. Als Beispiel der Beschreibung heben wir Folgendes aus:

»Herz Ober.«

»Als Herzog Stephan am Hofe seines Schwähers, des Herzogs Barnaba Visconti zu Mailand, wahrnahm, wie dieser mit immer wachsenden Mißtrauen gegen seine eigenen Unterthanen sich mit einer zahlreichen Leibwache umgab, rief er im Hochgefühl des bessern Gewissens aus: das ist mein bestes Kleinod, daß ich keinen Unterthan habe, in dessen Schooß ich nicht sicher im wildesten Gewälde schlafen wollte. — Ein wahrhaft fürstliches Wort, ewig den Bayern rühmlich!«

»Eichel Ober.«

»Schweppermann.«

»Dieser Mann, obwohl seit fünfhundert Jahren todt, ist noch jetzt im Lande so bekannt, als hätte er mitten unter uns gelebt. Wollen wir einen ehrlichen, tapfern, sein Vaterland bis in den Tod liebenden, dabei aufrichtigen und lebenslustigen Mann, mit einem Wort einen ächten Baier recht bezeichnend darstellen, so nennen wir ihn einen alten Schweppermann. Es gereicht dem Volk zur Ehre, daß es ausgezeichnete Verdienste so ruhmvoll verehrt. Schweppermann's Grabmal ist noch in Castel in der obern Pfalz zu sehen. Jedermann weiß, daß er es war, der die berühmte Schlacht bei Mupping im J. 1322 entschied, und dadurch dem Kaiser Ludwig, dem Liebling und Stolz der Bayern, Krone und Freiheit rettete. Darum, als nach der Schlacht großer Mangel an Lebensmitteln war, und für den Kaiser und seine Ritter nichts aufgebracht werden konnte, als eine Schüssel mit Eiern, sagte der Kaiser zu Schweppermann: »Du hast gestritten für mehr als Einen, so sollst du auch billig das Doppelte haben. Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwey.«

Staatswissenschaftliche Betrachtungen über Entstehung und Hauptmomente der neuen Verfassung des bayerischen Staats. Eine Rede bey der am 13. Junius zu Würzburg stattgehabten akademischen Feyer des im Vaterlande vollzogenen Verfassungswerkes, gehalten von Dr. Wilh. Joseph Behr. Würzburg. 1818. 34 S. in 4.

Wir theilen aus dieser gehaltvollen Rede, die in gegenwärtigem Zeitpunkt und da der Herr Verfasser auch Abgeordneter der Universität Würzburg zur Stände-Versammlung ist, ein doppelt Interesse hat, einige Stellen mit.

S. 10. »Welcher Baier möchte in diesem Augenblicke noch tauschen mit dem Preussen oder Badenser, welcher der lange versprochenen Constituirung seines Staats noch mit schüchtern-ungewissen Blick entgegen sieht? Oder sind wir etwa nicht weit besser daran, als die Oesterreicher und Sachsen, die Hessen oder Meklenburger? Oder haben wir etwa Ursache, die Württemberger zu beneiden, welche den Weg vertragsmäßiger Bestimmung der Staatsgrundgesetze versucht haben? Und wenn es diesen bey dem Standpunkte ihrer politischen Kultur nicht gelungen ist, das Ziel zu erringen, welche Schwierigkeiten würden sich uns bey dem Betreten jenes Weges entgegenstellen haben? Uns, die wir durch Ständes-Interessen wahrhaft nicht weniger getheilt, so lange entwöhnt des aktiven Einwirkens auf das öffentliche Leben, notwendig erst wieder lernen müssen, mit kluger Gewandtheit und Festigkeit uns darein zu finden?«

»Alle seiner Schwierigkeiten und Kämpfe enthoben, laßt uns dankbar hinnehmen das Gegebene, und nur darauf sinnen, jeden oft inhaltschweren Moment desselben nach seiner ganzen Sphäre richtig aufzufassen, und zum Heile unseres Vereins, und dadurch zur wahren Freude unseres wohlwollenden Monarchen zu benützen.«

S. 11. »Für auf das wahre Wohl des Staats berechnete Vorschläge war das Herz unsers Monarchen stets offen, und wird es zuversichtlich bleiben: keine ehrfurchtsvolle vor seinen Thron gebrachte, wohl gegründete Bitte um seine Initiative zu Verbesserungen der Verfassung wird ungehört verhallen, und in diesem gerechten Vertrauen können und werden die zum erstenmale versammelten Stände des Reichs den ihnen vorgezeichneten Eid leisten; dann hat die Nation, durch diesen faktischen, mittelst ihrer Organe gegebenen, Ausdruck ihrer Zustimmung, dem ehrwürdigen Werke der Verfassung auch das Siegel des Vertrags aufgedrückt, dem schätzbarsten Gebäude des verjüngten Staats — Maximilian Joseph's Meisterschöpfung — den allseitig beruhigenden Schlußstein hinzugefügt.«

Der Verf. behandelt dann die durch die Theorie ausgezeichneten Hauptmomente der Verfassung eines Staats, nach Maßgabe der Natur und Bestimmung einer Verfassung; als 1) Feststellung des Staatszwecks, als der Bedingung des Selbstbewusstseyns des Staats, als das Ziel, für welche Alle vereinigt seyn, auf welches Alle hinwirken sollen; 2) dauernde Personifikation der Staatsgewalt; 3) Aufstellung grundgesetzlicher Regierungsmaximen, als Fundamentalnornen für die Verwaltung des Staats, und 4) Sicherstellung des diesen Normen entsprechenden Machtgebrauchs.

Bei 3) sagt derselbe: »Noch übrig ein Hauptmoment dieser Schaffung, das Fundament der Festigkeit mit Zweckmäßigkeit zu vereinbaren, durch welchen dasselbe gestützt ist, und den Bedürfnissen der Zeit, ein Denkmal durch Selbstbeherrschung größerer Constatation des Volks.«

Ueber landständische Versicherung (Fundirung) der Staatsbedürfnisse in Deutschland. Ein Programm zu seinen Vorlesungen über Theorie und Praxis der Staats- und Finanzwirtschaft an der k. b. Universität zu Würzburg im Wintersemester 1817. von Dr. G. F. Geier, kön. bayer. Regierungsrath und Professor. 39 S. in 4.

Diese finanziellen Betrachtungen giebt der Hr. Verf. selbst nicht für Ideale aus, sondern nur für Vorschläge zum Besten des deutschen Vaterlandes. Sie verbreiten sich hauptsächlich

über folgende Gegenstände: §. 1. Nothwendigkeit des guten Auskommens im Staate. Hier sagt der Verf. sehr treffend: »der politische, ästhetische und moralische Zustand ist von diesem guten Auskommen abhängig. Vergebens sind alle Pläne des staatsklüglichen Ministers, wenn ihn die Finanzen verlassen. Lahm ist der Arm des Helden, wenn seinem Heer für alle Tugend nur Entbehrung und Dürftigkeit verbleiben kann. Unsonst ist die strengste Justiz, wenn dem Volk das Auskommen unmöglich werden will; denn die Noth ist gewaltiger, als Gefängnisse, Galgen und Rad. Kultur und Nothheit, Slaverie und Herrschaft steigen und fallen mit dem Glücke der Wirtschaft; darum sang schon längst der Dichter: turpis egestas! Die hohen Tugenden der Stoa sind nur für Wenige; die Menschheit im Ganzen will sich des Lebens im Genuße freuen. Zum Darben auf Gottes Erde fühlt sich kein Sterblicher berufen.«

§. 2. »Das Lebensalter des heutigen Deutschlands in wirtschaftlicher Hinsicht. Nach so vielen vorgenommenen wirtschaftlichen Operationen und verzehrten Lebenskräften, sieht der Verf. dormalen a) allgemeine Vermehrung der Bedürfnisse der Regierungen und der Völker, zu deren Befriedigung nichts mehr reichen will. b) Staats- und Gemeindeschulden, deren Gesamtbetrag die vorhandenen baaren Geldsummen vielfach übersteigt, und deren jährliche Zinsenzahlung nur durch Aufnahme neuer Kapitalien möglich wird, c) verlorenes Vertrauen der Völker auf die wirtschaftlichen Operationen der Regierungen (Verlust des öffentlichen Credits), d) allgemeine Furcht vor noch weiterer Erhöhung der Abgaben, womit das Privatwohlkommen nicht mehr bestehen könnte. — Alles sieht sich nach neuen Rettungsmitteln um.«

§. 3. Die Wesenheit einer landständischen Fundirung der Staatsbedürfnisse in Deutschland. §. 4. Theilung des wirtschaftlichen Wirkungskreises zwischen den Finanziers der Regierungen und den Landständen in deutschen Staaten. In neueren Zeiten wurden die volkswirtschaftlichen Interessen häufig als staatsfinanzielle Sache behandelt, die Fonds der ersten mit jenen der Regierung vermischt, und von ihrer Administration das Volk zu sehr ausgeschlossen, daraus kamen a) eine unglückliche Verückung des Wirkungskreises der Finanziers und der Wirtschaftspolitik im Staate, b) eine Vermischung ungleichartiger Fonds und Interessen, welche sich nur zu ganz verschiedener Behandlung eignen, und c) ein allgemeines Mißtrauen auf diese Operationen der Regierung, aus Besorgniß, die einzelnen Fonds möchten verloren gehen, und aus lauter Wohlthätigkeitspolizei die deutschen Völker in ihrem hohen Wirtschaftsalter noch am Gangelbände geführt werden.«

§. 5. »Das Steuergeschäft in Deutschland unter landständischer Leitung. Hier sagt der Verf. unter andern: »Steuern von liegenden Fonds wirken wie die Pachtzinslinge, und verwandeln den freien Besitz in einen Erbpacht. Wenn die Grundsteuern so hoch steigen, daß ihr Betrag den laufenden regelmäßigen Pachtzinslingen gleich kommt; dann ist es eben so viel, als wären alle liegenden Fonds Staatsdomänen, und alle bisherigen Eigenthümer Erbpächter der Regierung.« — »Personal- und Familiensteuern sind leere Namen und gehören zu den Irthümern des Steuerwesens; die Beiträge selbst waren alle real, und kamen aus der alten und einzigen Quelle, dem außerpersönlichen Besitzthume, nur Schade! nach einem unrichtigen Maasstabe. — »Lotterien, Leibrenten, Fontänen und Spiele. Spiele sind so wenig ein Gegenstand für Domänen und Regalien, als für Steuern, und gehören nicht zur Staatshaushaltung, welche einen wohlberechneten festen Gang gehen muß. Die deutschen Landstände werden sie aus ihrem Wirkungskreise verbannen.«

§. 6. Vergleichung des deutschen Fundirungssystems mit jenem in England. Wirkung des landständischen Fundirungssystems auf die deutsche National-Industrie. Beleuchtung einiger Einwürfe gegen dieses Fundirungssystem. Schluß. »Mit den neuen und außerordentlichen Fonds, welche den Landständen mit unserm Fundirungssystem zu Gebot stehen, können Leih- und Girobanken, die vieljährigen Wünsche der deutschen Wirtschaft, geschaffen, und durch zweckmäßige Wechselordnungen unterstützt werden. Alle Kapitalien erhalten dadurch schneller Umlauf, und alle persönlichen Kräfte verdienstvollere Thätigkeit. Die Landstände bilden dabei eine ständige Industrie-Commission, deren besondere Aufgabe ist, alle Hindernisse und Beförderungsmittel der Nationalwirtschaft aufzufinden, und zur Kenntniß des großen Rathes zu bringen.

Baierns Geistlichkeit zu vertreten in der ersten Ständeversammlung zu München im J. 1819., eine Punktion als vade mecum für deren Abgeordnete. Von einem Wahlmann im Untermainkreise. Nürnberg, bey Monath und Kupfer. 16. S. in 8. Mit dem Motto:

Petite, et dabitur vobis;

qui nimium petit, nihil petit.

Der Verf. berührt bloß Gegenstände, welche auf die physische Existenz, auf das Staatsbürgerthum und die Amtsführung der Pfarrer Bezug und auf die Amtshaushaltung einen nicht geringen Einfluß haben, und will, daß der Ständeversammlung von der kath. Geistlichkeit nur folgende Punkte vorgetragen werden sollen, 1) Vollziehung des Konkordats, 2) Aufhebung einiger besondern Steuerlasten der Geistlichen, 3) wahre Anerkennung der Pfarrämter, 4) Geschäftsverhältniß derselben, 5) Beförderung der Sittlichkeit von Seite des Staates, 6) frühere Wiederbesetzung der Pfarren, 7) Verminderung der Ausgaben der Gotteshäuser zu politischen Zwecken, 8) Verwendung um Abhilfe des Verlustes der Gotteshäuser durch die Oesterreichischen Staatspapiere, 9) Aufhebung der Lotterie als Mittel des Aberglaubens und der Unsitlichkeit. Welche 9. Punkte, der Verf. dann kurz beleuchtet.

»Rein geistliche oder kirchliche Gegenstände seien entweder bloß für die Kirchenrepräsentanten allein, oder für diese und die oberste Staatsbehörde gemeinschaftlich geeignet, oder durch das Konkordat erweitert oder würden noch erweitert.«

Erstes März Stück. 1819.

Sendschreiben eines Guts herrlichen Pfarrers an einen Landgerichtlichen; nebst einem Gespräche zwischen einem Patrimonialgerichtshalter und Landgerichts-Assessor, als Anhang zu den Briefen eines Baiers. 1819. 48. S. in 8.

Dieser Anhang, von dem Verfasser der Briefe herrührend, enthält zwar keine Lobrede mehr auf die Liberalität eines benachbarten großen Staats, aber genug der Klagen über unsere neue Verfassung, und über ihre Ungerechtigkeiten gegen den Adelsstand. Der Verf. charakterisirt S. 25. seine »Briefe eines Baiers« selbst auf folgende Art: »Diese Briefe enthalten zwar viele richtige Bemerkungen, aber der Verfasser konnte seine Leidenschaftlichkeit gegen die Landrichter und Landgerichte, und seine Partheilichkeit für den Adel und die Patrimonialgerichte nicht verbergen.«

Aber dieß ist nie Freie. Auch spricht er S. 20. viel von seiner »Freimüthigkeit«, »die man hier zu Lande noch nicht erfahren« soll haben. (?) Mit dem Motto's ist er nicht sehr glücklich. Ohne von dem Motto der Briefe eines Baiers zu sprechen, müssen wir doch in dem Motto des Sendschreibens rügen, daß die Worte Cicero's *concessa plebi ista potestate* so übersezt sind: die den Ständen gegebenen Rechte. Sind denn die Stände der plebs? Wir heben wieder einige Stellen aus, um zu zeigen, wie auch in dieser Schrift die besangenen Aeußerungen mit den Ergießungen des warmsten Patriotismus abwechseln. S. 5.

»Der Zeitgeist hat seit 1807 ein ganz weltliches System (in Hinsicht der kirchlichen Verwaltung) herbeigeführt.«

Unter dem Vorwande (,) keinen Statum in Statu mehr zu gedulden, hat man die päpstlichen und bischöflichen Konfirkate in die alten Rüstkammern geworfen, und die ganze kirchliche Regierung der weltlichen unterzuordnen gestrebt. Man hob daher auch die geistlichen Kirchen-Kumulativverwaltung auf, und da Se. päpstliche Heiligkeit nicht auf der Wiedereinführung derselben bestanden ist: so steht uns als gehorsamen Söhnen der Kirche darüber keine weitere Kritik mehr zu.«

»Warum man aber diese untergeordnete Kirchenverwaltung in die Hände der Bauern legte, sagt uns auch wohl der damalige, jenem von 1807 ganz entgegengesetzte, Zeitgeist.«

Die Extreme berühren sich überall, auch schien man nach einem 10jährigen Versuch, die Stiftungen durch ungeheure Administrationskosten (Kosten) endlich zu erschöpfen, mehr in's Gewissen gegangen zu sein, daß dieses doch nicht recht seyn könne.«

S. 40. »Was hatte ich mir nicht (?) von den neuen Edikten versprochen? Wenigstens etwas Ganzes, entweder gleich die gänzliche Aufhebung aller niederen Gerichtsbarkeit und Polizeiverwaltung, oder deren Zurückgabe, wie es sich nach Recht und Gerechtigkeit gebührt hätte.« Diese halbe politische Existenz, sagt der Verf. falle ihm schwer und müsse dem Adel wehe thun, und die Entstehungsart des Edicts über die gutherrlichen Rechte führe ihn auf die Vermuthung von verschiedenen Ministerialpartheien.

S. 43. »Die eine Parthei hat sich schon damit vorgelesen, daß die zweite Kammer (der Ständeversammlung) in eine Gesetzesänderung zu Gunsten der adelichen Gerichtsherrn nicht einstimmen werde, und sie selbst will um so weniger hiezu die Hand biethen, als sie, ohngeachtet der vorgeschügten Unmöglichkeit, eine Erläuterung der Edikte zu geben, dennoch eine solche Erläuterung, aber zum Nachtheile der Gerichtsherrn, zwar nicht öffentlich, sohin auch nicht gesetzlich, sondern nur durch Ausschreibungen an die Bezirksregierungen gegeben hat; nämlich, daß gegen den Inhalt des Götter Freiheitsbriefes (?) und jede billige Rücksicht, wenigstens auf die dermaligen Verhältnisse, der Gerichtsherr bei der nun zu treffenden Wahl eines Patrimonialgerichtes I. oder II. Klasse ein für allemal verbleiben müsse. Wenn also ein Gerichts-Beamten verfehlt ist, wie ihn die Regierung fodert, so ist er gezwungen, es zu unterlassen, oder er muß den dermaligen Beamten mit Weib und Kindern dienstlos setzen. So verwickelt man sich in die unhumansten Bestimmungen selbst gegen diejenigen, für die man sich human erzeigen wollte.«

»So mangelt es an einer Erklärung, ob ein Beamter, der schon vor 20 Jahren die Rechte studierte, aber nur Zeugnisse hierüber ohne förmliches Absolutum aufweisen kann, der die erst später eingeführten Konkurse ebenfalls nicht gemacht hat, weil er damals schon Justiz-Beamter war, jetzt als Patrimonialrichter I. Klasse zugelassen wird?«

S. 44. »Die Minister äußern zwar überall, die liberalsten Gesinnungen gehabt zu haben, allein bei dem Vollzuge unbestimmter Gesetze ist immer das strengere Verfahren der Unterbehörden und Stellen besonders gegen den Adel zu besorgen.«

S. 46. und 47. liest man folgende gewiß aus einem patriotischen Herzen gestoffenen Worte: »Der Bauer erkennt das Verdienst am Gelehrten, ehrt die Obrigkeiten, die Auszeichnungen der Gerechtigkeit und des Adels. Alle diese Unterschiede der Stände und ihre besondern Rechte sind ihm nicht nur nicht verhaßt, sondern vielmehr Aufmunterungsmittel für seine Kinder, oder Gegenstände der Bewunderung, wie weit es der Mensch bringen könne.«

»Die Abgeordneten der Landeigentümer, ohne Gerichtsbarkeit, als Männer von höherm Vermögen und höherer Kultur des Geistes, wie des Herzens, kennen diese Gesinnungen des Landmanns am besten, und ich habe unter ihnen noch keinen der mit bekannten Namen gelesen, der mir nicht die größte Achtung für den Ehrenmann und alles Vertrauen auf seine Rechtlichkeit einflößte.«

Mit Einem Worte, der Verf. »hofft ganz gewiß, daß alle Abgeordneten der zweiten Kammer im schönsten Geiste der Einigkeit zusammenwirken, und den auf uns gerichteten Augen Deutschlands das rührendste Schauspiel bayerischer Treue gegen den allgeliebten König, der Vereinigung aller Stände ohne Reid und Mißgunst gegen einander, zum wesentlichen Zwecke des allgemeinen Staatswohles, und der Entwicklung einer noch nie gesehenen bayerischen Nationalkraft geben werden.«

»Wir haben, Gottlob! noch keine Revolution gemacht; nur Einzelnes ist aus den Fugen gekommen, was sich ohne Ach und Weh des Ganzen leicht wieder zusammenfügen läßt.«

I. Anzeige neuer Schriften.

Neuere Schriften über Zschokke's bayerische Geschichte.

1. Einige Rückblicke auf die Geschichtschreibung von Bayern. — Aus Anlaß der Urtheile über Heinrich Zschokke's sechs Bücher bayerischer Geschichten, von Peter Paul Finauer dem Jüngern. München 1818. bey Jos. Lindauer. IV. S. Dedikation und 138. S. in 8.
2. Frage: Hat Hr. Heinrich Zschokke eine Nationalgeschichte für Bayern schreiben können und wollen? Nebst einigen Bemerkungen über den IV. Band seiner Chronique scandaleuse bayerischer Geschichten von Magister Schwarzrock. Kautzopolis. 1818. 40. S. in 8.
3. Theses wider Hrn. Heinrich Zschokke's bayerischen (e) Geschichten. 4 Bände. Aarau, 1813 — 1818: Von Magister Jeremias Schwarzrock angeheftet und vertheidigt in der Kaufen-Hauptstadt. Kautzopolis. 1818. 15. S. in 8.
4. Kann ein Religiöse Mitglied einer Akademie der Wissenschaften seyn? Beantwortet von F. v. P. von Schrank bey J. J. Lentner. 52. S. in 8.

Wir wollen aus allen diesen Schriften charakteristische Stellen mittheilen. Der Leser wird dann am besten selbst über ihren Gehalt urtheilen können.

Nam. 1. S. 2. »Es sey mir gegönnt, dem Gefühle folgend, auf die bisherigen Geschichtschreibungen von Bayern rückblicken zu dürfen.«

»Aventin, Lori, Westenrieder, Fegmaier, Hellersberg und Zschokke, — diese Schriftsteller sind es, welche in der Kultur der bayerischen Geschichtschreibung ein neues Getriebe gelegt hatten. Durch die deutsche Sprache, durch Gefühl für das Bedürfnis der Zeit, und durch die Kraft, die in ihnen wohnte, wanderten sie zu ihrem Ziele: vom Volk und Gelehrten, von Jung und Alt, vom In- und Auslande zugleich verstanden zu werden.«

Hierauf folgen nähere Würdigungen ihrer historischen Werke und S. 19. das Urtheil über Zschokke.

»Die Kultur der Geschichte hat durch das Werk des Heinrich Zschokke für das bayerische Volk eine Zunahme erhalten, deren Wirkung einen vollen Zeitauf durch wirksam bleibt.«

»Damals, als in der Fluth der Weltbegehrtheiten Bayern sich kräftig erhob, unser angebetete König bey der Liebe zu seinem Volk die heh'n Pflichten eines Mannes deutscher Fürsten übernahm, und in diesem Getriebe ein jeder Bayer seine Kräfte für die Gegenwart verwenden mußte, weder rück-, noch vorwärts blicken konnte — damals hatte die Schweiz das Ihrige überstanden, und in Ruhe gelassen konnte fernerhin das Gebild der ferneren Begebenheiten ansehen. Und bey diesem Zustande bewunderte Hr. Zschokke das Wiedererwachen in Süddeutschland.«

»Ihn den verblühten Schweizer, ihn der im Kriege ein Oberer, in der Republik mit ein Regierer war, ihn reizte die Zukunft Süddeutschlands. Und durch eine zarte Seelenkraft gehoben zum Dichter, durch Staatsgeschäfte geübt zum Zeitgenossen, wurde ihm die Geschichte eine Freundin errungener Ruhe. Unabhängig in seiner Heimath am Fuß des Jura, auf eigener Flur glücklich fand er den höchsten Genuß seiner Muse nur lediglich in der Geschichtschreibung.«

»Kein Stoff war ihm werther, keiner vermochte seine Gesinnungen mehr anzusprechen, als das bayerische Volk. u. f. w.

»In seinem schönen Werk schwebt der überall hervorleuchtende edle sittliche Haß gegen ungerechte Willkür und erschöpfende Laster; die sichtbar wach entschiedene Vorliebe für alles Hehre und der besseren Zeit Würdige und der stets erkennbare schnell erfaßte Tiefblick in dem öffentlichen Leben, welchem der Verfasser so oftmal angehört hatte. Und dabey ist er im höchsten Grade parteyisch, aber für die rechte Parthey und auf die rechte würdige Art und Weise; denn in ihm wohnt Geist, Wahrheit und Liebe.«

Nun folgt eine Abhandlung über die Kunst der Geschichtschreibung, worin auch des Christ. Fröh. v. Arctin »Ideen über Historiographie, besonders in Beziehung auf Bayern« so charakterisirt werden: »Sie enthalten den Kern zu einem großen Buche über Begriff, Objekt und Gesichtspunkt der Geschichte; über derselben Einwirkung in die Statistik, deren Eintheilung und bisherige Bearbeitung. S. 36. Sie enthalten den Grundzug zu einer vollkommenen Geschichte.«

S. 42. steht ein Aufsatz über das Vergleichen geschichtlicher Darstellungen, woselbst ein Vorgang aus dem Religions-Kriege des XV. Jahrh. (das Schicksal des Johannes Huf betr.) nach den Erzählungen des Aventin, v. Westenrieder, Fegmaier und Zschokke, und ein anderer (von dem Sturze des Herzogl. Ministers Hieronymus von Stauff) nach Zschokke und Dr. Rudhart neben einander gedruckt aufgeführt werden.

S. 68. f. kommt P. P. Finauer auf die Aufnahme der sechs Zschokkeschen Geschichtsbücher im Publicum, sagt Vieles zu deren Lob, ohne sie tadelnd zu erklären, wünscht eine Sammlung der sinnvollsten Schilderungen und Denksprüche daraus, wovon er eine kurze Angabe, nach den Seitenzahlen liefert, und verbreitet sich dann S. 90. über die öffentlichen Verhandlungen über die Geschichte von Bayern. Er glaubt, die würdigen Angriffe gegen das Werk des Herrn Zschokke gelten weniger ihm, als den Freunden hellerer Ansichten, die in Bayern selbst wohnen und hält es der Ehre Bayerns würdig, daß wenigstens doch eine Schrift ruhig und unbefangen über diese literarischen Handel spreche, und so dem Auslande einen geläuterten Begriff davon gebe: er hofft, dieses durch vorliegende Schrift zu ergötzen.

Zuerst also erwähnt er die Bemerkungen des Hrn. Ritters v. Lang zu Hrn. Zschokke's Geschichten 1. u. 2. Buch 1813, die nie in den Buchhandel kamen, und auf welchen ihr Verf. späterhin auch nicht mehr verharrete, welche Rügen selbst Hr. Günthner nicht alle als gegründet ansieht.

S. 97. Pater Keltger's, d. h. des Pfarrers Träger Bemerkungen wurden von dem Freiherrn v. Kretin bereits gewürdigt, so auch die Sage welche Beurtheilung unsere Leser schon kennen.

(Der Verf. umgeht hierbei alle Rügen, die den Stoff des Zschokke'schen Werks betreffen.)

S. 102 — 112. beurtheilt der Verf. die Schrift des Hrn. Günthner; es trifft dieselbe scharfer Tadel aber auch mit dem gebührenden Lobe für die historischen und die moralischen Verdienste ihres Verfassers.

Nicht so gut kommen S. 113. die »Patriotischen Betrachtungen über des Hrn. Zschokke's 3 Bände b. Geschichten von Pfarrer Altomanus Bavaricus (Hr. Pfarrer Joseph Zenger zu Neiffing) weg, wovon Finauer sagt: »die dritte Lustgestalt gegen den Mann, welcher mit lebendiger Liebe des Wahren, Gerechten und Göttlichen geschrieben hat. Gering die Plage, wenn sie von irrenden Lichtern geschieht.« —

»Hr. Pf. Zenger zu Neiffing versucht die Kraft durch Wortspiele: nicht fühlend, daß seine Spiele nur Süssspäne des Wises sind, welche keine Wärme geben.

S. 114. folgen nun Theses aus diesem Altomanus mit darunter stehenden Abfertigungen: Alt. »Die gefährliche Tendenz wurde durch die Kritik vereitelt; die Feder nur durch die Feder im Zaume gehalten.«

Fin. Hier ist offenbar Kritik mit Polemik vermengt, und diese scheint heute hervorgezogen zu werden. *)

Alt. »Unrichtigkeiten dürfen nur vorgeworfen nicht berichtigt werden; — in Menschenliebe muß dem Hund (Ausländer) die Nase auf eigenes Roth gestochen werden.«

Fin. Ein schönes Kapitel eines Pharisäers zum Roder einer Kritik, und ein bequemes, weil die Beweise damit im voraus losgesagt sind.

Alt. »Die Handlungen und Begebenheiten sind wahr oder nicht; und daher theilt sich der historische Styl in den wahren oder erdichteten.«

Fin. Ein genialer Verband der Historie und Stylistik; ein hoher Begriff von beiden.

Alt. »Die erdichtete Geschichte erfordert den höheren, die wirkliche Geschichte den mittleren Styl.«

Fin. Schlussfolglich die Kritik den niedersten Styl, der vom Betrachter glücklich durchgeführt ist.

Alt. »Zschokke bildet sich eine schwülstige Manier.«

Fin. Diese vierte Art des Stils ist nämlich der Spiegel, in welchem das Einfache und Heute sich täuschend ähnlich sehen.

(Omnes hi metuunt versum,
odere poetam. HORAT.)

Alt. »Wahrheit liegt zwischen verschiedenen Behauptungen in der Mitte.«

Fin. Eine stattliche Vorstellung von dieser Göttin; denn sie entschlüpft dadurch jedem Menschen; weil sie in dem Augenblicke des Ausspruchs nicht mehr in der Mitte liegen kann, sondern am Außenpunkt.

Alt. »Die Geschichte kann nicht als ein personifizirtes Wesen benannt werden.«

Fin. Also auch nicht Religion, da sie doch in dieser Figur so herzerhebend erscheint?

Alt. »Sich in die Geschichte hinein zu denken — ist gefährlich und groß gefehlt.«

Fin. Wogegen sich Altomanus weislich zu hüten scheint.

Alt. »Die Hagiologie und Hagiographie soll dem Geschichtschreiber nicht fremd seyn.«

Fin. Nämlich dem Kirchenhistoriker.

Alt. »Zeugnisse aus französischen Memoires sind Lückenbüßer, also auszulassen.

Fin. Also gerade die wichtigsten Rundschaften, die gleichzeitigen Aussagen gehören nicht zu den gleichzeitigen Quellen? —

Alt. »Jhm, (dem Fremdling) Beiträge liefern, das kann kein ehrlicher Bayer thun.« u. s. w.

Wir schließen diese Auszüge mit folgender Stelle:

»Es ist ein volkseigenthümlicher Zug der Bayern, die Offenheit und Theilnahme an dem wissbegierigen Fremden, und diesen (auf Bewußtseyn des Guten gegründeten) Zug hat unsere Regierung als eine natürliche Gabe höherer Aufklärung wohl beachtet: damit wurden schon viele ihrer Anstalten ein Vorbild der ausländischen; und diese Offenheit im Verwalten und Leben verschönt die Verfinsterniß.«

Nun. 2. ist »allen Freunden Herrn Heinrichs Zschokke gewidmet.«

Die Tendenz dieser paar Bogen drückt die Ueberschrift aus:

»Zu was ist ein Fremdling in Baiern nützlich? Gellert antwortet in seiner Fabel von den Störchen: Sie sollten uns belehren, daß die gereisten Störche nicht klüger sind als wir.«

S. 6. »Hr. Zschokke, ein intoleranter, fanatischer Protestant, ein freysinniger Republikaner, ein Fremdling, der niemals als Jüngling, noch als Bürger bey uns gelebt, und Bayern nur als ein Avanturier mit seinen Geistesproducten in der Tasche durchkreuzte, konnte und wollte den Grundsätzen nicht huldigen, die von einer monarchischen Regierungs-Verfassung, und von der römisch-katholischen Religion unserer Vorfahren in Anspruch genommen wurden; darum mußte er auch notwendiger Weise, Theils ex gratia, Theils ex simulate in vielfältige Parthenlichkeit und grobe Irrthümer bey der Zusammenschreibung seiner Chronique scandaleuse gerathen, woraus die Folge, daß er weder eine Nationalgeschichte für Bayern schreiben konnte noch wollte. Anseres non semper servant rempublicam, und so werden auch Hr. Zschokke, und die modernen Philosophen mit ihrem Geschnatter das deutsche Vaterland nicht erhalten und die Religion seiner Väter vernichten.«

*) Welt und Zeit I. 18. giebt folgende Radicalcur für die Kritiker an: nämlich einen jeden derselben so lange einzusperrern, bis er, ohne Beyhülfe des getadelten Werkes etwas Besseres gemacht hätte.

S. 8. »Quoties cum stercore certo, sive vinco, sive vincor, tamen maculor. Und ist das nicht bey manchem Streite eines freysinnigen, gelehrt sich dünkenden, aus der Ferne eingewanderten Schriftstellers der Fall? Was will er in fremden Landen, warum bleibt er nicht im Vaterlande? Der auri sacra fames, die Stomachalphilosophie hieß ihn, in fremden Landen seinem Bauch zu frohnen, und dafür seinen Galimathias auszukramen« (kramen).

S. 9. werden die Herrn Christoph v. Kretin, v. Hörmann, v. Fesmaier, v. Gutner, v. Klöckl, v. Hoheneicher, v. Ugschneider, Gen. Sekret. v. Schlichtegroll, v. Lipowsky, Bibliothekar Scherer u. s. w. Handlanger des Hrn. Zschokke genannt, die ihm das Baumaterial lieferten, und worunter doch einige wären, denen man nicht das größte Zutrauen in der bayerischen Geschichte schenken dürfte noch könne.

S. 13. »Hr. Z. erzählt aus Parthenlichkeit nicht selten, Falschheiten, und verschweigt eben so oft Wahrheiten.«

S. 15. »Ich mache es mir zur heiligen Pflicht, die vielen Unrichtigkeiten und Falschheiten aufzudecken, und die unzählbaren Beschimpfungen und Lästerungen zu widerlegen, deren uns Hr. Zschokke, verächtlich durch noch viele andere Schmähschriften gegen die Nation und die Regenten von Baiern im IV. Bande seiner Chronique scandaleuse auf eine recht niederträchtige, injuriöse (injurirende Art beschuldigt, (Beschimpfungen, deren er unschuldig?) und über das noch so unverschämt fecht war, und sich getraute, diesen letzten Band »allen Baiern« zu dediciren.

Mit diesem Tadel contrastirt S. 17. sehr auffallend Schwarzrocks Aeußerung, daß diese Chronique scandaleuse im ganzen Königreich (gegen die Stimme eines ganzen Königreichs, seines Vaterlandes, sich zu erheben, verräth viele Bescheidenheit) mit Wohlgefallen gelesen, mit Lobeserhebungen hervorgezogen, in der Hauptstadt mit Geräusch als ausländisches klassisches Geistesprodukt gelobt, gepriesen, und — mit einer gewissen Art von Wichtigkeit umhergebothen, und mehr als fürstlich »belohnt« worden sey.

Im II. Abschn. beginnen die Widerlegungen, worin Hr. Zschokke immer mit Hrn. Urian! (dem schwarzen oder dem Wandsbecker?) angedeutet wird.

S. 18. »S. I. heißt es: »der Künstler legt den Pinsel nieder,« ist er nicht selbst ein Pinsel, so haben wir den Maler und keinen Geschichtschreiber.« (?)

»Jeder biedere und brave Baier ärgert sich billig bey Besung S. 5. u. 6. wo des Kurprinzen Karl Albrechts Jugendgeschichte, (seiner) gemachten Reisen und Feldzüge, (seiner) Wifens- und Fähigkeits-Anlage (?) Erwähnung geschieht« u. s. w.

»Hr. Urian! ich muß Ihnen gerade sagen, daß Sie lügen, denn die wahre Geschichte stellt uns ein anderes Bild von diesem Prinzen auf.« u. s. w.

Nro. 3. der Sinn der Dedication ist handgreiflich. — Hier folgen einige Theses:

»3) Wenn ein Ausländer die vaterländische Geschichte so bearbeitet, daß er die vorausgegangenen Meister zu seinen Gefellen macht, so ist das eine Unmaßung die für die Gelehrsamkeit unserer Veteranen keine Achtung zeigt, und dem Ausländer selbst keine Ehre bringt.«

»14) Nur dasjenige schreiben, was dem herrschenden Geist huldigt, ist Nothzuchtigung der Geschichte.«

»16) Geschichten und Biographien, denen man es an der Stille ansieht, daß die Feder vergoldet war — gelten Nichts.«

»20) Liebesgeschichten der Regenten sind Schwachheiten des Menschen, und gehören nicht in eine Nationalgeschichte.«

»31) Jeder Fürst leidet an seiner Ehre, der das Unglück hat, von einer Parthen unterdrückt zu werden, die nach ihm die herrschende wird.«

Im Epilog S. 13. folgt eine »derbe Zurechtweisung« des P. P. Finauer.

Nun 4. Nun. 1. wird hier als »zusammen getragen von mehreren Verfassern, wovon die einen nur mittelmäßigen, andere gar keinen Werth haben,« charakterisirt.

Die in der Note S. 66. von Nro. 1. vorkommenden Worte des Johannes von Müller, (XV. 308.)

»Wer einem Corps angehört, schreibt nicht mit allgemeinem Geiste für des Menschen Bestes, sondern nach den Ideen des Corps. Ludwig XIV. schloß daher Ordensleute von der Akademie der Wissenschaften aus,« — veranlassen eigentl. dieses v. Schrank'sche Schriftchen.

S. 14. »Die schönen Wissenschaften, Dichtkunst und Wohlredenheit soll man in der Jugend wohl studirt und sich darin festgesetzt haben; bei reifern (m) Alter wird es gut seyn, wenn man sich von Zeit zu Zeit darin übt, um die Schreibart, welche durch den Umgang, die Geschäfte und schlecht geschriebene Bücher verderbt wird, wieder abzuschleifen, aber ein ordentliches Geschäft soll man in diesem Alter nicht mehr daraus machen; obgleich sie ebenfalls in allen Ständen leicht getrieben werden.

S. 23. »Nicht genug, daß die Ordensmänner durch gebiegene Schriften, welche sie zu den verschiedenen Akademien lieferten, die Fähigkeit, Mitglieder derselben zu seyn, bewiesen, nicht genug, daß die berühmtesten Akademien diese Fähigkeit sogar durch wirkliche Aufnahme verschiedener Ordensleute in ihr Mittel (ihre Mitte) bekräftigten, so errichteten sie wohl selbst gelehrte Gesellschaften. Ohne mich aus Baiern, ja ohne mich aus München zu entfernen, finde ich eine solche Gesellschaft in der kleinen Akademie, welche sich die Karl-Albertinische nannte, und von den beyden Religiosen aus dem Eremiten-Orden des heil. Augustins Agnell Kandler und Gelasius Hieber, dann dem regulirten Chorherrn von Polling Eusebius Amort gestiftet worden, welcher in der Folge noch als ordentliches (e) Mitglied (er) beytraten Johann Bapt. Janninger und Corbinian Mauerer, aus demselben Augustiner-Orden, und als außerordentliche Philipp Sailer, Hieronymus Vogel und Prosper Goldhofer, Chorherrn von Polling, Benno Faisberger, Dekan des regulirten Chorstiftes zu Beyerberg, und Theodor Schmacker, ein Jesuit. Sie schlossen darum die weltlichen Gelehrten nicht aus: denn ich finde unter den ordentlichen Mitgliedern den berühmten Grünwald und einen Adam Späth, kurfürstlichen Hofkammerrath, und einen Dr. Bergbauer, und einen Dr. Beck, als außerordentliche Mitglieder. Der »Musenberg« war das Werk dieses Vereins.«

Zweytes März Stück 1819.

Dann redet der Hr. Verfasser über die von dem berühmten Fortsetzer der Gelehrtenge-
schichte des Benedictiner-Ordens Oliverius Regipont entworfene, weit gediehene, aber mit
Regiponts Tode erloschene gelehrte Gesellschaft (Societas litteraria Benedictina) welche selbst Pro-
testanten als Mitglieder aufnahm, und deren Gesetze (die hier S. 52. commentirt im Auszuge
erscheinen und sehr lesenswerth sind) der berühmte Frobenius Forster, damals Prior,
nachher Fürst zu St. Emmeram zu Regensburg, entwarf.

S. 45. »In dem Geiste, welchen Frobenius ausgesprochen hatte, bildete sich auch
die letzte umfassende Anstalt, die ich kenne, die bayerische Benedictiner Congregation, wovon
wir durch den Hrn. v. Westenrieder einer ausführlichen Nachricht erwartungsvoll entgegen
sehen.

Der Hr. Verf. redet nun noch einige Worte über den Verlust, welchen die Wissenschaften
an den Klöstern (durch ihre Aufhebung) erlitten, spricht die Ordensleute als die für eine Aca-
demie der Wissenschaften Geeigneten aus und endigt mit folgender Bemerkung: »Nach der
Urheber der Behauptung, welche ich bestreite, gehört zu einer Parthey, oder schmeichelt ihr; in-
dem er ungebeten den Geschichten-Schreiber sich offte in Schutz nimmt, ihn, der es so wenig
verdient, und der sich wahrscheinlich bessern wird, während seine Anbeter sogar seinen Unrath
verehren. Diese Parthey, wenn sie gleich nicht revolutionär ist, ist aber doch eine leidenschaftliche,
und eben darum gar nicht ehrenvolle, und der oftgenannte Verf. wird wohl thun, mit ihr zu brechen.«

Reise auf der Teufels-Mauer. Ein Bruchstück aus der bayerischen Ge-
schichte des J. Andreas Buchner, Professors am k. b. Lyceum zu Regens-
burg. Nebst einer Abhandlung über die Fossa Carolina. Mit dazu gehö-
riger Karte und Plan. Regensburg, 1818. In Commission der Montag-Weis-
sischen Buchhandlung. 104 S. in 8. brochirt.

Diese Probe eines neuen bayerischen Geschichtswerks erregt die angenehmsten Hoffnungen.
Der Verf. besitzt nebst dem nöthigen Quellenstudium, die eben so nöthige Lust und Liebe zur
Ausführung des großen Unternehmens, dem er sich gewidmet hat. Wir zweifeln nicht, daß er
in Bezug auf andere Gegenstände eben so glücklich im Auffinden neuer Notizen, und in der
lebhaften Darstellung des Entdeckten seyn wird, wie hier in Bezug auf die unser Vaterland durch-
kreuzenden Römerstraßen. Er hat die Teufelsmauer von Haderfleck bis Mönchroth be-
reist, und eine bisher noch unbekannte Römer-Straße aufgefunden, welche neben der Teufels-
mauer herzog. Diese Mauer selbst hält er nicht, wie einige andere Antiquare, von welchen ihm
Schöpferlin unbekannt geblieben ist, für eine Kunst-Straße, sondern für eine wirkliche Mauer.

Sie war offenbar als feste Gränzscheide des Römergebiets von dem deutschen erbaut wor-
den, jedoch von verschiedenen Kaisern nach Hadrian, welcher zuerst nur Pfähle schlagen und
einen Graben daneben ziehen ließ, davon noch der Name Pfahl, Pfahldorf u. d. gl. kom-
men soll; denn diese Mauer wird noch jetzt überall der Pfahl genannt. Der Name Teufels-
mauer ist ein Product des abergläubischen Mittelalters, und des gerechten Erbtaumens, weil sie durch
kein, auch noch so großes Hinderniß von ihrer geraden Linien abweicht; kein Berg ist ihr zu
hoch, kein Abgrund zu tief, kein Sumpf zu grundlos, kein Fluß und kein See zu tief, wo sie
nicht durchdringt. An ihrer Nordseite lief ein Graben her. Schwer ist es, die ehemalige Dicke
und Höhe dieser Mauer zu bestimmen. Hr. Prof. Buchner fand sie von 4 — 12 Fuß breit
— 24 Fuß, In einer Distanz von einer halben Stunde folgten sich in dieser ersten Mauer
kleine runde Gemäuer oder Streithürme. Alle Steine waren mit Mörtel zusammen gekittet.

Diese Mauer fängt mitten zwischen Kelheim und Hienheim an der nördlichen
Biegung der Donau an, geht in gerader Linie Rippenberg zu, wo sie über die
Altmühl in eben dieser Linie sich fortsetzt, bis Klein-Löllensfeld, nachdem sie bey Gunzen-
hausen noch einmal über die Altmühl gegangen war. In Klein-Löllensfeld macht diese bisher
ganz gerade Mauer auf einmal einen stumpfen Winkel Mönchroth zu, wo sie südlich vorbe-
läuft.

Weiter hat sie Hr. Prof. B. nicht verfolgt, weil er keinen Paß hatte, in das Würtem-
berg'sche zu gehen. Allein er glaubt, sie müsse die gerade Richtung gegen Pfaltheim nehmen.

Auf seiner Rückreise suchte er die zweite Mauer auf, die mehr südlich innerhalb der
Teufelsmauer liegt; und heynähe von Mönchroth an über Klein-Löllensfeld bis Gun-
dersbach an der inneren Seite mit der Teufelsmauer fortläuft, hier aber sich trennt, über
Pfingz nach Kösching, won da nach Detting und bey Ganning über die Donau nach
Wenzenberg geht. Auf den Spuren dieser Römerstraße fand er mehrere Ruinen, viel-
mehr große Steinhaufen, die ihm die Ueberbleibsel ehemaliger Castelle zu seyn scheinen, wie auf
der Tabula Peutingeriana verzeichnet sind, deren Dertex genau damit übereinstimmen; wie Oppi-
co bey Pflofeld, dann abweichend von der Mauer südlich von Ober-Hochstadt mehrere ge-
gen die Burier erbaute Castelle unter dem Namen Buriciani, und von da geraden Wegs nach
dem Castell Vetonianis bey Pfingz (ad pontes) und sofort nach Germanicum, liegt Kö-
sching, über der Donau bey Ganning Celsum (Kelhusum, von *καλλω* und *husum*),
ein Landungsplatz, welcher befestigt war) dann nach Abusene, jetzt Wenzenberg.

Aber auch im Lande selbst waren noch andere solche befestigte Plätze, z. B. ad Lunam,
Aquila, Colonia Aurelia. Zwischen der Mauer und der Donau waren ohne Zweifel 4 — 5
Colonien, wie Hr. P. B. aus den gefundenen römischen Alterthümern schließt. Die Soldaten
welche die Gränzen zu vertheidigen hatten, bekamen Ländereien geschenkt unter dieser Bedingung.

Der Autor, welcher hier Proben einer auf Subscription angekündeten bayerischen Geschich-
te giebt, spricht auch noch von dem Karls-Kanal, seinem Erbauer, seiner ursprüng-
lichen und gegenwärtigen Gestalt und von den Vortheilen und der Möglichkeit einer Verbindung
der Flüsse Rhein und Donau mittelst dieses Canals, welches Alles diese kleine mit Karte und
Plan versehene Schrift sehr interessant macht.

I. Anzeigen neuer Schriften.

Vollständiges Lehrbuch der Steindruckerei, enthaltend eine richtige und
deutliche Anweisung zu den verschiedenen Manipulations-Arten derselben in allen ih-
ren Zweigen, und Manieren, belegt mit den nöthigen Musterblättern, nebst einer
vorausgehenden ausführlichen Geschichte dieser Kunst von ihrem Entstehen bis
auf gegenwärtige Zeit. Verfaßt und herausgegeben von dem Erfinder der Litho-
graphie und chemischen Druckerer Alois Senefelder. Mit einer Vorrede
(XIV. S.) des General-Sekretärs der k. Akad. d. Wissensch. zu München, des Di-
rektors Friedrich von Schlichtegroll, München, bei Karl Thienemann. Wien.
bei Karl Gerold. 1818. 370 S. in gr. 4.

Ein vaterländisches Werk von unvergänglichem Ruhme, über eine Kunst, deren Erfinder
nicht nur in Hinsicht seiner Talente, sondern auch seines unermüdeten Ausharrens, zum Ziele zu ge-
langen und sich durch fast unüberwindliche Hindernisse nicht abschrecken zu lassen, die höchste
Achtung der Mit- und Nachwelt verdient. Er erscheint um so ehrenwerther, da derselbe mit
seltener Offenheit, und ohne allen Eigennuß ganz prunklos hier erzählt, wie er Schritt für
Schritt dieser wichtigen Kunst ihr Entstehen und Gedeihen gab, und wie man es anzufangen
habe, sich selbst darin fest zu setzen. Der Umfang unserer Blätter gestattet nicht, uns über den
rein technischen Theil dieses so höchst interessanten Werkes zu verbreiten, aber des geschichtli-
chen müssen wir in gedrängter Zusammenstellung, verwebt mit des Verf. Biographie, erwäh-
nen, und man wird staunen über die Veranlassung und das Fortschreiten dieser Kunst.

Als Sohn eines Schauspielers (sein Vater Peter Senefelder, aus Königshofen in
Franken, war Hofschauspieler in München) nährte unser junge Alois eine besondere Vorliebe
für dramatische Dichtungen und für das Theater überhaupt, dichtete auch selbst mehrere Stücke,
welche, wie z. B. »Die Mädchenkammer«, aufgeführt und mit dem größten Beifall be-
lohnt wurden. Allein er mußte dieses Fach auf väterlichen Befehl wider seinen Willen aufge-
hen, und sich dem Studium der Rechte widmen. — Das schnell verdiente Honorar von 50 fl.,
welches ihm für die Mädchenkammer übrig blieb, der 1791 erfolgte Tod seines Vaters und die
wenige Unterstützung, die er im Studiren zu hoffen hatte, bewogen ihn, sich wieder der dra-
matischen Kunst als Dichter und Schauspieler ganz hinzugeben, als aber bei einigen herumzie-
henden Theatern Noth und Ungemach seinen Eifer völlig abgetüht hatten, entschloß er sich als
Schriftsteller sich zu nähren.

Sein erster Versuch mißlang, indem er nur die Druckkosten bestreiten konnte. Allein
Senefelder hatte dabei die ganze Manipulationsart des Drucks begriffen, und gerieth da-
durch auf den Einfall, sich eine Druckerei anzuschaffen, um seine Geistesgeburt selbst drucken
zu können. Mangel an Geld ließ ihn diesen nicht realisiren, brachte ihn aber auf andere Pro-
jekte, z. B. in Stahl gestochene Lettern in Birnbaumholz einzuschlagen und diese dann abzudru-
cken. Mangel an Werkzeug und an hinlänglicher Geschicklichkeit im Schriftstechen machte auch
dieses wieder scheitern. Jetzt wurde versucht, einen Satz von Lettern in eine weiche Masse ein-
zudrücken, und diese Matrizen stereotypisch auf einem mit fließendem Siegelwachs bedeckten Bret-
chen wieder zu geben. Der Versuch gelang auch mit dem Abdruck vollkommen, aber Mangel
an Geldkräften ließen unsern Senefelder davon abstecken, um so mehr, da er die Sache auf
einem andern Wege am allerleichtesten auszuführen gedachte.

Er wollte die gewöhnliche Buchdruckerchrift ganz genau und zwar verkehrt nachschreiben.
lernen, und diese Schrift dann wie die Kupferstecher auf Kupferplatten behandeln. Hier fand
er viele Schwierigkeiten, besonders, wegen Unbekanntheit mit dem Deckstein, die im Schreib-
en gemachten Fehler zu verbessern. Doch er würde am Ende diese überwunden haben, wenn
er die Versuche mit Wachs und Terpentinöl weiter fortgesetzt hätte, würde aber auch dann, wie
er selbst sagt, wahrscheinlich die Steindruckerei nicht erfunden haben. Statt dessen entdeckte er
aber eine schwarze Dinte aus 3 Theilen Wachs mit 1 Theil gewöhnlicher Unschlittseife geschmol-
zen, mit etwas feinem Kleber versetzt und in Regenwasser aufgelöst als das allerleichteste Mit-
tel, Fehle zu verbessern.

Er übte sich nun noch mehr im Schreiben, allein das beschwerliche Abschleifen und Po-
liren der Kupferplatten, ließen ihn zu einer Zinnplatte (einem zinnernen Teller seiner Mutter)
seine Zuflucht nehmen, die höchst unvollkommen ausgefallene Negung brachte ihn davon ab, und
seine Aufmerksamkeit auf die Benutzung einer Kellheimer Steinplatte, die er mit obiger Wachstinte be-
führte ihn auf die Benutzung einer Kellheimer Steinplatte, die er mit obiger Wachstinte be-
führte, als Surrogat für Kupferplatten. Dieses glückte vollkommen, allein der Stein nahm nicht
dieselbe Politur an, welche die Anwendung der Kupferdruckerfarbe erforderte. 1. Theil concen-
trirtes Vitriolöl mit 4 — 5 Theilen Wasser verschaffte ihm, darüber gegossen, wohl eine glänz-
zende, aber nicht lange haltbare Politur. — Oder es hatte einer leichter abzuwischenden Farbs-
bedurft, als der gewöhnlichen. Auch hier half er sich mit einer von ihm entdeckten Mischung;
aber die gezeichneten Stellen wurden oft bei einer etwas unvorsichtigen Behandlung mit heraus-
gewischt, und nahmen nur sehr mühsam wieder Farbe an, allein, äußerst merkwürdig ist
dieser Umstand — die Erinnerung an diese Erscheinung, die er sich damals nicht voll-
kommen erklären konnte, leitete ihn einige Jahre nachher auf die Erfindung der
jetzigen chemischen Steindruckerei.

Die Tinte kannte also Senefelder schon früher, ehe er an ihre Anwendung auf Stein
dachte; den Stein nahm er zuerst bloß, um sich im genauen Schreiben zu üben, und die Leich-
tigkeit des Schreibens auf Stein lockte ihn dann an, den Stein selbst zum Abdruck brauchbar
zu machen.

Eine neue zufällige Entdeckung unterbrach seine Versuche in der vertieften Art des
Steindrucks gänzlich, eine neue Art des Drucks, im Grunde die Mutter aller nachfolgenden
Manieren, indem Senefelder von der versuchten vertieften Manier zu der erhobenen

übergieng, und dazu seine neue Tinte anwendete. »Damals,« sagt der Verf. »konnte ich nicht vermuthen, daß es noch eine selbst von dieser, zu jener Zeit neuen, so wie von allen übrigen ganz verschiedene Druckart geben könne, welche mir zu erfinden bestimmt war, und welche nicht wie die übrigen in rein mechanischen sondern ganz chemischen Eigenschaften der Materie ihren Grund hat; denn selbst auch die damals (1790) neue Manier war doch noch immer, in Absicht des Abdrucks, rein mechanisch, dahingegen die jetzige chemische Druckerei, wozu seit 1799, der erste Anfang von mir gemacht wurde, rein chemisch zu nennen ist.«

Zu den anscheinend geringfügigen Umständen, welchen die jetzige Lithographie ihr Dasein zu danken hat, gehört auch, daß unser Senefelder einstmal, in Ermangelung eines Stücks chens Papier, den Wäschzettel seiner Mutter mit seiner Steintinte auf eine sauber abgeschliffene Steinplatte schrieb, und als er sie wieder abwischen wollte, auf den Gedanken gerieth, sie mit verdünnter Salpetersäure zu äßen, dann einzuschwärzen und abzudrucken. Gedacht, gethan und gelungen, wenn mit einem wenig nachgiebigen Farbeaufträger eingeschwärzt wurde; das Einschwärzen ging geschwinde und der Abdruck ersforderte kaum den vierten Theil Kraft, welchen die vertiefte Manier erheischte, die Steine waren also dem Zerspringen nicht so leicht ausgesetzt, und die Hauptsache — diese Druckart war eine ganz neue Erfindung. Senefelder hoffte also, ein Privilegium und eine Unterstützung darauf zu erhalten, besonders da Niemand für seine (ganz unbrauchbare) Erfindung einer Art Frankfurter Schwärze aus Torkohlen (nicht Dorfkohlen) 10,000 fl. bekommen hatte. Aber alle Bemühungen, etwas Geld zu erhalten, um sich eine kleine Presse, einige Steinplatten und etwas Papier anschaffen zu können, waren fruchtlos. Da helfe, was helfen mag, dachte Senefelder, und ging mit einem Transport Rekruten nach Ingolstadt, dem damaligen Standort der bayerischen Artillerie, um für einen Bekannten als Ersatzmann für 200 fl. einzustehen, und seine Phantasie malte ihm bereits das schönste Gemälde, was er mit dieser Summe in der Urlaubszeit mit Steindruck verdienen würde, und wie er nachher mit dem Erworbenen einen andern Mann für sich wieder einstellen könne. Ein pöbelhafter Scherz eines Korporals in der Caserne, wo er die erste Nacht schlief, stellte ihm aber das vorschwebende Soldatenglück ziemlich in Schatten, und als er am andern Morgen enrolirt werden sollte und Prag als Geburtsort angab, so wurde er als Ausländer abgewiesen. Senefelder machte sich wieder auf den Rückweg.

Den gescheiterten Plan ersetzte sogleich ein neues Object: nämlich, vor der Hand die Schriftstellerei aufzugeben, und bloß Drucker um Lohn zu werden. — Ein Stückchen äußerst schlecht gedruckte Musikenoten aus einem alten Gesangbuche leitete ihn auf die Idee, daß er mit seiner neuen Druckart auch Musikalien weit schöner als mit bleiernen Lettern liefern könne. Den jetzigen Musikalienhändler Herrn Falter hoffte er für sein vorhabendes Unternehmen zu gewinnen, allein Schüchternheit hielt ihn ab, mit ihm darüber zu sprechen. Nun erfuhr er aber, daß der Hofmusikus Gleißner einige Kirchenmusik drucken lassen wollte. Dieser interessirte sich nun mit seiner Gattin sehr dafür, die ersten Proben mit dem einfachsten Apparate gelangen sehr gut, und Gleißner that ihm den Vorschlag, auf seine Kosten das zu einer kleinen Druckerei Nöthige herbei zu schaffen (Senefelders Presse hatte seine Mutter für 6 fl. von einem Zimmermann zusammengeklüfft machen lassen; eine gewöhnliche Kupferdruckerpresse mit 2 Walzen). Nun wurden einige Steinplatten, Papier u. c. gekauft, Gleißner componirte 12 Lieder mit Begleitung des Klaviers, Senefelder schrieb sie schnell auf Stein, und druckte sie mit Hülfe eines Tagelöhners 120mal ab. Componiren, Schreiben, Drucken war in 14 Tagen geschehen. Hundert Exemplare brachten 100 fl. ein, die Ausgaben betrugen keine 30 fl., es blieben also 70 fl. reine Einnahme, die in 14 Tagen verdient waren, und unser Senefelder lebte so fröhlicher Hoffnung, daß er sich für reicher als Erbfürst hielt. Außerdem erhielten sie aus der damaligen kurfürstl. Cabinetskasse 100 fl. und das Versprechen eines Privilegiums für das dem Churfürst Karl Theodor überreichte Werkchen; allein von der Akademie der Wissenschaften, bey welcher Senefelder auch ein Exemplar dieser Lieder mit einer Beschreibung der Vortheile dieser Kunst und ihrer Wohlfeilheit, daß dieses Werk auf einer Presse gedruckt sei, die nur 6 fl. gekostet habe, eingereicht hatte, erhielt derselbe, statt der gehofften ehrenvollen Erwähnung dieser neuen bayerischen Erfindung in den literarischen Annalen, durch den Vicepräsidenten Hrn. v. Bachern ein Honorar von 12 fl. mit dem Bedenken, daß man über seine Eingabe wohlgefallig votirt habe, weil aber nach seiner eigenen Aeußerung seine zu dieser Erfindung gemachten Auslagen 6 fl. betrügen, so würde er wohl mit dem doppelten Ersatz hinlänglich zufrieden sein können.

Ein mit der Gräfin v. Herting geschlossener Contract über den Druck einer Cantate von Cannabich auf den Tod Mozart's, der einen Gewinn von 150 fl. auf 2 — 5 Wochen Arbeit versicherte, schien den Credit des Instituts zu beleben, allein, so viel versprechend, saß die Kunst und für Hrn. Gleißner sehr traurige Periode ein. Eine neu angeschaffte vollkommene Walzenpresse war Schuld daran, kein Abdruck gelang, und die alte Presse war vernichtet. Zwei sehr traurige Jahre, voll Arbeit, Sorgen und Kummer kostete dieses die Unternehmung. Der Schaden belief sich bei der Herting'schen Arbeit über 150 fl.

Eine neue Presse, die einen senkrechten Druck von mehr als 1000 Centner ausübte. (ein Stein von 3 Etr. fiel 10 Schuhe herab, wovon der Experimentator einmal bald erschlagen worden wäre,) leistete mehr, aber die Platten zersprangen beim ersten Abdrucken. Auch diese lebensgefährliche Manier erließ Senefelder wieder. Jetzt wurden Versuche mit dem Abreiben der Platten gemacht; sie gelangen im Kleinen, scheiterten aber im Großen an der Ungeschicklichkeit der Drucker, welche die einfache Manipulation nicht lernen konnten, und von 3 Miß Pa die bestellte Arbeit wurde ihnen abgenommen, Schulden waren gemacht, die Künstler konnten so lange der Churfürst Karl Theodor lebte, kein Privilegium erhalten, weil man demselben wegen dieses Vorfalls eine üble Meinung von ihnen beigebracht hatte, Spott und Hohn gelächter waren der Lohn ihrer mühseligen Anstrengungen für die Emporbringung der neuen Kunst.

Senefelder ließ nun, auf Kosten des Herrn Falter, der den Druck der erwähnten verunglückten Cantate übernommen hatte, eine neue Walzenpresse verfertigen, wobei er die Mängel der vorigen zu vermeiden suchte. Aber auch hier verdarb die Ungeschicklichkeit der abgerichteten Arbeiter Alles, und Falter ließ sein Werk lieber in Kupfer stechen.

In dieser Zeit fing auch der Professor bei der Militär-Academie Hr. Schmidt, jetzt Dechant in Wiesbach, (ein guter Bekannter von Gleißner, was aber unser Senefelder erst lange nachher erfuhr) in Stein zu äßen an, und diesen will man seit einem Jahre mit aller Gewalt zum ersten Erfinder des Steindrucks machen. Allein dem ist nicht so, die Schmidtschen Arbeiten waren erhabene Steinschrift (erst geätzt, dann tiefer ausgegraben) und von der chemischen Druckerei, welche Senefelder 1798 erfand, hatte er gar keinen Begriff. Die Schmidtschen Versuche führten indessen zur Bekanntschaft mit dem Herrn Schulrath Steiner, der als Direktor des Schulfonds-Buchverlags dem Senefelder viele Gelegenheit zu neuen Versuchen gab, da ihm die Schmidtschen Arbeiten nicht genügten. Unter andern machte er beim Notendruck den höchst interessanten Versuch, mit einer Mischung von gebranntem feingeriebenen Gips, Butter und Alaun mit gehöriger Menge Wasser verbunden, auf eine mit Sand geschliffene Platte, zwei bis drei Kartenblätter dick, schnell ehe die Masse noch angezogen, zu streichen, nach dem Trocknen dadurch bis auf den Stein mit einer Stahlnadel zu schreiben und zu zeichnen, dann warmes Pechschwachs darauf zu drücken, und zuletzt mit Wasser und einer Bürste den an das Pechschwachs kleben gebliebenen weißen Plattenüberzug rein abzubürsten: wo dann die Schrift und Zeichnung äußerst nett, erhoben und verkehrt erschienen. Auch das Abklatschen mit der leichtflüssigen Letternmasse gelang sehr gut. Dieses führte den Senefelder auch auf die Vervielfältigung von Rattunmustern. —

Obgleich die lithographischen Zeichnungen noch höchst mittelmäßig ausfielen, so munterte ihn Hr. Steiner doch immer zu neuen Versuchen auf, indem schon die ersten derselben diesem Mann die Ueberzeugung gaben, daß die Erfindung schon damals ihren Gipfel erreicht habe. Künstler könnten sich bilden und veredeln, die Operationsarten erleichtert und vereinfacht, die Manieren vervielfältigt werden, aber die Kunst könne wenig vollkommener werden.

Auch unserm Senefelder giebt ein Rückblick auf seine Kunst nach 20 Jahren die Ueberzeugung, daß er schon damals die Kunst ganz erfunden, und Alles, was er und Andere dafür seitdem gethan hätten, bloß Verbesserung ihrer Anwendungsarten sei. Nicht Plag greift also die in öffentlichen Blättern geschehene Aeußerung, daß Senefelder wohl das Nothe der Kunst erfunden, es aber nicht weiter als bis zu Noten zu benutzen verstanden hätte; außer ihm, (die Erfindung der Nothpresse vom Herrn Professor Mittermaier ausgenommen), hat Niemand in allen Zweigen der Lithographie eine neue bemerkenswerthe Verbesserung vorgenommen, welche er nicht mittel- oder unmittelbar ihm zu danken hatte. Hr. Napp in Tübingen (»Das Geheimniß der Lithographie«) drang von Allen noch am meisten in das innere Wesen der Steindruckerei ein.

Hr. Schulrath Steiner nahm sich noch immer der neuen Kunst mit eifrigem Interesse an, allein Senefelder war noch nicht geübt genug im Verkehrtzeichnen und Schreiben, er richtete deshalb junge Zeichner ab, die auch Theils gelungene, Theils unvollkommene Arbeiten lieferten. Dadurch ging ihm aber (bis auf das genaue Verhältniß der Tinte) das Geheimniß fast ganz verloren, und die jungen Schüler ließen die Steinerschen Arbeiten auch bald liegen. Senefelder war dies sehr gleichgültig, denn schon war er im Begriff, eine neuemachte wichtige Entdeckung — die des Ueberdrucks — zu benutzen, wozu es gar keines Zeichners bedurfte, und hierauf leitete ihn die frühere Erfahrung, daß, wenn mit gutem englischen Bleistift auf Papier geschrieben, dieses dann naß gemacht, auf den polirten Stein gelegt und durch eine gut gespannte Presse gezogen wurde, sich Alles deutlich abdruckte. So hatte er zwar die Schrift verkehrt, sie mußte aber doch noch mit der Steintinte in den Zügen nachgefahren werden. Mehrere tausend Versuche mit dem Ueberdruck vom Papier auf den Stein u. s. w. machte der unermüdete Mann, bis er es so weit brachte, sogar von jedem Druckbogen, von dem bloßen Papier ohne Steinplatte einen Abdruck zu machen, und der Widerdruck auf Steinplatten mit der Steintinte sehr gut gerieth. Allein diese Versuche lehrten ihn nun auch, daß es einerlei sei, ob der Stein vertieft oder erhaben gearbeitet, oder ob die Schrift ganz eben mit der Fläche des Steins, oder alle 3 Fälle mit einander vermischt wären.

Ein einfacher Uebergang leitete den Künstler jetzt auf die gestochene Manier, und diese war die allererste, welche zu einem für das Publikum bestimmten Werke in Ausübung gebracht wurde; Hr. Napp irt sich also, wenn er sich für den Ersten hält, der den Stein auf diese Art behandelte. Senefelder legte schon im Jahre 1800 in dem Archive des Patentoffices in London eine vollständige Beschreibung dieser und mehrerer andern bis jetzt noch nicht allgemein ausgeführten Manieren nieder, so wie, nach Erhaltung eines österreichischen Privilegiums, im J. 1803 ebenfalls bei der k. k. österreichischen Regierung.

Ein Jahr vorher hatte er die Stangenpresse erfunden, mit welcher er des Tages mehrere Tausend der schönsten Abdrücke liefern konnte; dieses, verbunden mit der neuen Behandlungsart der Steinplatte, vermochte ihn, sich jetzt weiter auszubreiten. Er nahm seine beiden Brüder Theobald und Georg (vorher auch bei der Bühne engagirt) zu sich, richtete sie in der Kunst zu schreiben, und ein paar Lehrlingen im Drucken ab, und nun wurde fleißig gearbeitet, aber doch nicht so viel geerntet, daß er und die Gleißner'sche Familie nicht mit Noth und Sorgen zu kämpfen gehabt hätten.

Auf einmal änderte sich die Scene, manchen Tag wurden 10 bis 12 fl. verdient, und im Jahr 1799 ertheilten Sr. jetztregierende königl. Majestät bei Höchstihrem Regierungsantritt den Künstlern ein privilegium exclusivum auf 15 Jahre.

Senefelder machte nun gar kein Geheimniß gegen Jemand von seinen wichtigsten Manipulationsarten.

Besonders interessirte sich Hr. Andre, aus Offenbach für diese Kunst, und accordirte mit Senefelder, wenn er ihm dieselbe in ihrem ganzen Umfange mittheilen, nach Offenbach reisen und ihm dort ein lithographisches Institut etabliren wollte, eine Belohnung von 2000 fl. Dieses Offert nahm Senefelder an, und erhielt auch 300 fl. auf die Hand. Jetzt wurden die Schulden bezahlt, und die Druckerei ordentlich eingerichtet. Aber gleich Anfangs gab's Verdruß. Senefelders Mutter wollte, daß er den Gewinn mit seinen Brüdern und nicht mit Gleißners theilen solle, und als dieser es nicht that, kaufte sie ihnen eine eigene Presse und mit Gleißners theilen solle, und als dieser es nicht that, kaufte sie ihnen eine eigene Presse und die nöthigen Steine; es wurde ihnen aber die Ausübung der Kunst auf eigene Rechnung in Baiern untersagt. Ein Versuch, in Augsburg eine Steindruckerei zu errichten, mißlang ihnen.

Vor seiner Abreise nach Offenbach gelang unserm Senefelder eine neue Art des Widerdrucks, die von großer Wichtigkeit war. Er machte mit einer aus Unschlitt, Seife, Rienruß

und Oelfirniss bestehenden Farbe von einer gestochenen Kupferplatte einen Abdruck, legte letztern frisch auf einen Stein, und zog ihn durch die Presse. Er übergoss nun den Stein, worauf sich das Bild abgezogen hatte, mit Gummiwasser, schwärzte ihn mit dem Druckerballen ein, und vermochte auf diese Weise mehrere 1000 reine Exemplare abzugeben, wenn die Kupferplatten vorher chemisch präparirt worden, auf ihrer Oberfläche keine Druckfarbe anzunehmen. Er sah also, daß sich die chemische Druckerei nicht bloß auf den Stein beschränkte, sondern auch auf Metall, Holz, wie früherhin auch auf Papier u. a. ausdehnen lasse, und er lebte in der Hoffnung, in der Folge einmal eine Art künstlicher Steinplatten zu entdecken, die minder voluminös, minder kostspielig und weniger zerbrechlich wären, welches er im Jahr 1813 durch die Erfindung eines künstlichen Steinpapiers oder einer steinartigen Masse, die auf Papier oder Leinwand gestrichen wurde, realisirte.

Das Geschäft mit dem Widerdruck der Kupferplatten wurde lebhaft betrieben, der Kauf der Originalabdrücke deckte die gemachten Auslagen, und der Ueberschuss auf Stein lieferte dem Herrn Schulrath Steiner einen sehr wohlfeilen Steinsteich.

Senefelder begab sich nun nach Offenbach. Andre' hatte den Plan, in Paris, London, Wien und Berlin, in Societät mit seinen 3 Brüdern und Senefelder eine Steindruckerei und Kunsthandlung zu errichten, und Senefelder, der in Offenbach sogleich eine Druckerei errichtete, war mit 1/5 des reinen Gewinnes für Wien bestimmt; Offenbach und Frankfurt sollten unter Hrn. Anton Andre's Leitung der Vereinigungspunkt dieser großen Gesellschaftshandlung seyn. Gleißner blieb Separat-Compagnon von Senefelder bei den steinernen Arbeiten, und Theobald und Georg Senefelder erhielten von ihrem Bruder dessen ganze lithographische Einrichtung gegen Ausbedingung 1/4 des reinen Gewinns.

Die Hauptspeculation der Gesellschaft war, in England die Steindruckerei auf Gattum anzuwenden; Senefelder machte sehr glückliche Versuche, wie aber Andre' in London ein Patent dafür nachsuchen wollte, so erfuhr er, das Walzendruckmaschinen mit dem Dessen auf der Walze zu diesem Zweck in England schon allgemein in Gebrauch seyen. Freilich war dieses kein Steinsteich, weswegen Hr. Andre' für letztern demohingachtet ein englisches Patent zu erhalten wünschte, und den Senefelder deshalb nach London reisen ließ. Diese Reise hatte nicht den gewünschten Erfolg, nämlich eine Steindruckerei zu errichten, nach 7 Monaten wurde das Patent erlangt, Senefelder war aber des Aufenthalts daselbst überdrüssig, und reisete wieder nach Offenbach zurück. Jedoch war Senefelder's Aufenthalt in London für die Lithographie wichtig, indem er unzählbare Versuche mit dem Steindruck auf Gattum, der Zusammensetzung der Steinsteinte, die ersten Versuche mit der Aqua-Tinta und dem Druck mit mehreren Platten machte, und er verließ England mit dem gewissen Bewußtsein, daß er seine Kunst auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht habe.

Bald zwang ihn aber das Schicksal in so widrige Verhältnisse, daß ihm nicht nur fast gar keine Gelegenheit blieb, seine erlangten Kenntnisse bedeutend practisch zu benutzen, sondern es auch zwischen ihm und Andre' zum Bruche kam.

Letzterer hatte die Gattin des Gleißner nach Wien geschickt, um das ausschließende Privilegium auf die neue Druckart zu verlangen, und mit Senefelder's Mutter, die in eben der Absicht in Wien war, Proceß zu führen.

Senefelder reiste im August 1800 in Gesellschaft seiner Brüder Theobald und Georg nach Wien. Mit der schönsten Hoffnung betrat er die Kaiserstadt, da ihm Frau Gleißner geschrieben hatte, ein angesehenen Mann, (der kaiserl. Hofagent v. Hartl) der sich ihrer Sache annehmen wolle, habe sich zu einem Unterstützungsvorschuss von 6000 fl. bereit erklärt. Allein er erfuhr bald, daß dem nicht so sei, und mußte durch die Verschwendung der gemachten Druckproben schloß Hr. v. Hartl mit ihm einen Societätsvertrag, nach welchem er Alles zum Vortheil des Unternehmens beizutragen wollte, und er dafür die Hälfte des Gewinns, Senefelder und Gleißner aber zusammen die andere Hälfte haben sollten. Senefelder's Proben von Gattumdruck erhielten den ungetheiltesten Beifall sogar von Sr. Majestät dem Kaiser selbst. Eine kleine Geldangelegenheit, veranlaßt durch Frau Gleißner, war aber wieder die Ursache, daß in der Folge Senefelder's schönste Aussichten, ein glänzendes Etablissement zu realisiren, zu nes ausschließenden Privilegiums für Hr. v. Hartl zu hintertreiben. Ein großer Plan mit Anlegung einer Rotendruckerei scheiterte Anfangs, kam aber doch, nachdem sich Gleißner auch wieder in Wien eingefunden hatte, in Gang. Gleißner dirigirte die Steindruckerei allein, Senefelder widmete sich dagegen dem Studium der Farbenlehre.

Eine Gattumsteinpresse mit eingezätem Dessen auf der Walze wurde von Senefelder in der großen Thronton'schen Maschinenfabrik hergerichtet; die Druckproben damit übertragen an Kraft und Schönheit die mit einer gestochenen Metallwalze gemachten. Herr Hartl hatte bereits auf die Steindruckerei gegen 6000 fl. verwendet, und erst im J. 1803 erhielt er das lang ersehnte Privilegium. Jetzt traten aber wieder sehr schwierige Verhältnisse ein, da von Hartl in seinem andern großen Etablissement sehr hintergangen und betrogen wurde, und in die Steindruckerei in einem Jahre noch 14,000 fl. verwendet hatte, und Senefelder drückten 2000 fl. Schulden, die er seinem guten Herzen zu ver danken hatte. Er verkaufte seinen Antheil an der Druckerei und am Privilegium für 600 fl., erhielt aber nur 50 fl., weil Gleißner, was Senefelder nicht wußte, seinem Abkäufer Steiner 550 fl. schuldig war.

Die Gattumdruckerei war nun noch seine letzte Hoffnung. In Pottendorf erfand er zu diesem Behufe eine Zeichnungs-Maschine mit welcher man, ohne eben ein geschickter Zeichner zu sein, in zwei Tagen das schwerste Dessen auf eine Gattumwalze zeichnen kann, und zwar mit einer Correctheit, die der Grabstichel nicht zu erreichen vermag. Er zeichnete damit in den Negativen Hr. v. Hartl wollte nun ein ausschließendes Privilegium für den GattumWalzenDruck nehmen, folches der Pottendorfer Gesellschaft verkaufen, und dem Senefelder eine Anstellung als Director der Druckerei verschaffen. Dadurch eröffnete sich letzterem die Aussicht auf 12,000 fl. jährl. Gewinn, — allein, durch die Falschheit eines Werkmeisters der Spinnerei wurde die Senefelder'sche Maschine verrathen, abgezeichnet und von mehreren Gattumfabrikanten nachgemacht; es war also auch mit dem Privilegium wieder nichts, und Senefelder mußte sein Glück weiter suchen. (Der Beschluß folgt.)

I. Anzeigen neuer Schriften.

Einige Betrachtungen über den Begriff und die Wirksamkeit der Landstände, nach den Principien des allgemeinen und natürlichen Staatsrechts; vom Dr. Julius Schmelzing. Rudolstadt, im Verlag der Hof-, Buch- und Kunsthandlung 1818. S. 30 in 8.

Folgende Stellen werden am besten dienen, die Tendenz dieser kleinen Schrift zu zeigen. S. 12. „Die Erfahrung will freilich zeigen, daß auf dem Wege des Vertrags zwischen dem zeitlichen Regenten und dem Volke, selbst vielleicht auch nach langen Debatten und Verhandlungen der Parteien, keine angemessene Constitutionserkunde erzielt wird; allein was vermögen einzelne Beispiele aus der Erfahrung gegen den allgemein gültigen Ausspruch des Rechts?“

S. 16. „Nicht nach den schönklingenden Worten ist der Werth einer Verfassungs-Urkunde zu beurtheilen, sondern nach ihrer energischen Vollziehung und durchgreifenden Wirksamkeit im Staatsleben. Die Constitutionserkunde erhält nur rege Kraft durch ununterbrochene Thätigkeit und Kontrolle der Landstände, durch ihre Wechselwirkung zum Regenten. Wo bleibt aber jene rechtliche Wirksamkeit, jene Energie und für des Staats Gesamtheit thätige Kraft derselben, wenn der zeitliche Regent in seiner Verfassungsgabe sich und den Organen seiner Regierung den gewohnten Standpunkt und überwiegenden Einfluß auf unmittelbare oder mittelbare Weise sichert, und durch sorgsam gewählte Reservate die rechtliche Wirksamkeit der ihm gegenüberstehenden Landstände in goldenen Fesseln hält?“

S. 18. „Bevorzugte Standesklassen und Personen, unter der unmittelbaren Einwirkung des Staatsoberhauptes stehend, würden die treffliche Wirksamkeit der übrigen Nationalrepräsentanten überwiegen, und deren erfolglose Energie müßte über kurz oder lang ganz das Opfer der leeren Formalitäten werden. Vorschläge zum Bessern, zur zeitgemäßen, zur rechtlich-politischen Abänderung des Bestehenden müssen sowohl von dem Regenten, als von den Nationalrepräsentanten ausgehen können. Beide Theile müssen sich hierüber in Benehmen setzen; nur beiderseitige Uebereinstimmung und Willigung kann dann zur Erläuterung und Abänderung eines constitutionellen Gesichtspunktes führen.“

S. 20. „Wenn die Landstände nach dem Rechtsbegriffe keine zum Hofceremoniel gehörigen Figurantanten, keine nachsprechenden Jaherrn, keine zunickeenden Schöppen und keine Puppen auf Staats-Theatern seyn sollen, so kann ihnen auch nicht zugemuthet werden, daß sie nur die ihnen vom Gouvernement vorgelegten Anträge, Gesetzesvorschläge oder Gesetzes-Abänderungen genehmigend unterzeichnen (denn die Genehmigung setzt ja voraus, daß sie auch um ihre Meinung, um ihre Zustimmung und Willigung gefragt werden mußten); sondern sie müssen auch befugt seyn, bei ihrer Gleichordnung mit dem Staatsoberhaupt selbst, die ihnen vom Gouvernement gemachten Anträge, Gesetzesvorschläge nur bedingungsweise zu genehmigen, oder sie, wenn solche dem Wohl der Staats-Gesamtheit nicht entsprechend sind, gar zu verwerfen.“

S. 25. „Wohl dem Staate, wo auch die Sprech- und Pressfreiheit — diese in der Natur des Menschen so tief wurzelnde rechtliche Befugniß — nicht in Fesseln geschlagen ist! Durch sie erlangt der Regent die Kenntniß von Allem, was dem Volk Noth thut; durch sie werden die Gebrechen mancher Staats-Anordnungen, oder die Fehler einzelner Verwaltungsformen aufgedeckt, das Gute und Gedächliche in Vorschlag gebracht; durch sie dringt öfters auch der schlichterne Wunsch und die gemeinsame Stimme des Volks unmittelbar zum Regenten. Die Sprech- und Pressfreiheit wird auch foran die rechtliche Wirksamkeit der Landstände erhöhen. Eine Regierung aber, die rechtlich und stets für das Heil der Staats-Gesamtheit wirkt, hat die Folgen der Sprech- und Pressfreiheit gewiß niemals zu fürchten.“

S. 26. „Wird von den Ständen bemerkt, daß der gute Wille des Regenten von ministerieller Willkühr, von politischem Partei-Geiste umstrickt wird, daß obere oder niedere Staats-Behörden den ihnen von den constitutionellen Bestimmungen angewiesenen Wirkungskreis überschreiten, und deren Thätigkeit nicht das Wohl der Staats-Gesamtheit, sondern ihre eigenen individuellen Vortheile bezieht; dann muß den Ständen jederzeit der Weg zu dem Regenten geöffnet seyn, nicht durch zeitraubende Einleitungen, weitwendige Förmlichkeiten und übermotivirte Anzeigen und Beschwerden, vielleicht weniger zugänglich; sie müssen dem Regenten frei und ungehindert ihre Anzeigen, Beschwerden, Vorschläge und Anträge vorlegen, und mit ihm sich unmittelbar darüber beraten und verständigen können.“

Der Verf. schließt mit folgenden Worten: „Nicht in der statistischen Größe, nicht in dem bedeutenden Flächen-Inhalt des Gebiets eines Staats, nicht in den Millionen seiner Bewohner, und nicht in großen Heeres-Häufen liegt auch seine innere politische Größe und seine extensive Kraft nach Außen, sondern in dem concentrirten und volksthümlichen Geiste seiner Staats-Bürger, durch eine freie Verfassung genährt, in welcher nicht die Willkühr des zeitlichen Regenten Gesehe giebt, sondern wo das Gesez nur Resultat des allbefragten vernünftigen Willens der Gesamtheit der Staats-Bürger ist.“

Auszug aus dem Manuel électoral à l'usage de MM. les électeurs des départemens de la France. 1818.

Am Tage einer Schlacht wählt man die Bravsten, um sie dem Feinde gegenüber zu stellen. — Auch wir stehen im Angesicht unsrer Feinde. Die wahren Deputirten des französischen Volks müssen unerschrockene und treue Streiter seyn; zur Bekämpfung der Mißbräuche bedürfen sie eines bürgerlichen Muthes, der nicht minder ehrenvoll ist, als der militärische.

Ein gefährliches Vorurtheil könnte manchen nützlichen Bürger von der Wahl ausschließen. Aus Leichtsinne bedient man sich oft des unbestimmten Wortes: ein Intrigant, und der Leichtgläubigkeit oder dem Haß ist diese Beschuldigung willkommen. — Wenn ein verdienstvoller Mann um einen öffentlichen und salarirten Posten, auf den er Anspruch hat, sich bewirbt, so paßt auf ihn der Name Intrigant nicht. Deshalb kränkt man denn mit dieser Beschuldigung

den Mann reines Gewissens, der sich aus freien Stücken erbiethet, dem Staate in einer freylich erhabenen, aber unbezahlten, schwierigen, gefährlichen Funktion Dienste zu leisten, die ihm strenge Verpflichtungen und beschwerliche Opfer auferlegt? Der mittelmäßige, salarische, kriechende Mensch kann in diesem Falle den Blick des Publikums nicht leicht ertragen, aber den Mann von solider Kraft soll man aufmuntern, damit er öffentlich auftritt.

Deputirte, deren Energie aus ihrem guten Bewußtseyn entspringt, werden die Interessen des Volks und auch die des Throns zu gleicher Zeit vertheidigen; die mit Weisheit erfüllte, durch Erfahrung aufgeklärte Nationalrepräsentation, sie, die energisch, aber nicht auführerisch handelt, Ehrfurcht gegen den König hegt, aber nicht slavisch kriecht, und sich einzig damit beschäftigt, dem Vaterland die beiden Wohlthaten — ein konstitutionelles Gouvernement und einen dauerhaften Frieden — zu verschaffen, vermöchte Alles zu verwirklichen, was die Nation mit Recht von ihr erwarten darf.

Die Wählenden müssen von der Wichtigkeit der Pflichten der Deputirten durchdrungen seyn, nämlich: Die Nation anhänglich an die konstitutionelle Monarchie und an die Person des Königs zu machen; den König und sein Ministerium zu bewegen, daß sie den gerechten Wünschen der öffentlichen Meinung genügen, und sie durch dieses Motiv mit den Wünschen und Bedürfnissen der Untergebenen bekannt, dadurch die befehlende Gewalt milder, den Gehorsam leichter zu machen; das Ministerium zu befestigen; der Regierung zu helfen; die Wunden zu heilen; Verbesserung und Ergänzung der die Constitution betreffenden Gesetze; die treue Befolgung der Charte und der aus ihr hervorgehenden Gesetze zu sichern; endlich dem Ackerbau, der Industrie, dem Handel, den Finanzen durch kräftige, freigebige Anstalten wieder aufzuhelfen, deren Grundlage die nach umfassenden und liberalen Ansichten definitiv organisirte Nationalerziehung und der öffentliche Unterricht sind. Diese sind die Hauptpflichten der Deputirtenkammer. — Sie ist berufen, die edle, aber schwere Sendung zu erfüllen, das Vaterland vom Untergange zu retten, Quellen und Mittel zum Wohl der Nation anzugeben, dem Monarchen Trost und Rath, der öffentlichen Gewalt Stützen zu geben, der Anarchie einen unübersteiglichen Damm entgegen zu stellen, die öffentliche Ordnung und den allgemeinen Frieden zu sichern.

Wenn unsere Deputirten sich von kleinlichen Leidenschaften, Privatinteressen, ParteiGeist frei zu machen vermögen, so werden sie ihre Sendung erfüllen, den Thron befestigen, und ihr Vaterland glücklich machen. Suchten sie aber den Leidenschaften und der Rache irgend einer Partei zu genügen, dann würden sie der Nation, dem König und Europa neue Zuckungen, neues Unglück bereiten.

„Der Vergangenheit muß man den Prozeß nicht machen, sondern bloß gestehen, daß sie nicht mehr auf die Gegenwart passe; eine weise Regel ist es, weder diesseits noch jenseits der Ideln, der Wölfer zu bleiben.“

In unserer politischen Organisation müssen wir die beiden verschiedenen und von zwei achtungswerthen Klassen, die die Nation bilden, ausgesprochenen Meinungen mit einander vereinigen, sie durch eine glückliche Mischung in einander verschmelzen. — Die eine wünscht Freiheit, und zieht dieselbe, trotz ihrer Stürme, einer Ruhe vor, die an Sklaverei gränzt; die andere will Ordnung, und würde, um diese zu erhalten, sogar die Unterpfeiler der Freiheit (welche letztere sie gar so gern mit den unter diesem Namen begangenen Gräueln verwechseln) opfern. — Veröhnende Vereinigung dieser beiden Elemente — der Ordnung und Freiheit — diese schwere Aufgabe ist zu lösen.

Ein Deputirter, der von der Wichtigkeit und Heiligkeit seiner Pflichten durchdrungen ist, könnte sich eine bestimmte Verfahrensform im Voraus schriftlich entwerfen, dieselbe oft zu Rathe ziehen, und treu befolgen. Ich will die Hauptsätze davon skizziren; es ist immer nützlich und moralisch, sich von seinen Gefühlen und Gedanken Rechenschaft abzulegen; sich eine Art von Kompaß zu verschaffen, der als Wegweiser bei einem wichtigen öffentlichen Amte dient.

Ganz unvorbereitet darf ein guter Deputirter nie sich in die Discussion eines Gegenstandes mengen, eine Meinung oder ein Urtheil aussprechen; sorgfältig vermeide er alle Vorurtheile, und fordere nicht eher das Wort in den Versammlungen, als nachdem er sich selbst gefragt hat: „Gewissen und Pflicht mir das ein, was ich sagen will? Wird mein Vortrag die Billigung vernünftiger rechtschaffener Männer verdienen?“ Die Antwort erlaubt ihm, zu beurtheilen, ob es schicklich sey, das Wort zu nehmen, oder nicht.

Wenige gut geprüfte und offene Grundsätze — das Gewissen — leiten ihn in allen vor kommenden Fällen. Ein reines Herz hegt geraden Sinn. Die großen Gedanken kommen vom Herzen.

Die jedesmaligen Umstände, ein vorgelegtes Gesetz, ein unvorhergesehenes Ereigniß geben ihm die Materialien zur Rede; allein immer bleibt die Anwendung der nämlichen Grundsätze, immer derselbe Mann, treu seinem Gewissen, seinen Pflichten, seinem Vaterland.

Gutes zu erzwecken sey sein Ziel; das Gute ist leichter, als man glaubt. Offen und bieder muß man mit der Nation verfahren; Offenheit und Redlichkeit sind die richtigen Hilfsmittel einer Regierung; wir verabscheuen gleich stark Charlatanerie und Betrügerei.

Endlich überlebe er sich nicht beim Reden, damit er mit großem Interesse angehört werde; er rede gemäßigt und vernünftig, höre bis zu Ende aufmerksam und unparteiisch die Einreden gegen seine Meinungen, untersage sich alle Personalitäten, studire in den Bureau und PrivatCirceln die Mitglieder der Versammlung, erwerbe ihre Achtung durch gute Grundsätze und das Wohlwollen einiger achtungswerthen und geschickten Mitglieder aus den Abgeordneten der verschiedenen Departements und der Pairskammer, damit er einigen dieser ausgezeichneten Männer Vorschläge von allgemeiner Wichtigkeit, ehe er öffentlich damit auftritt, zur Prüfung vorlegen könne, und um von ihnen heilsamen Rath über die zu entscheidenden Fragen zu erhalten; frei sey er von Zorn und Leidenschaften, so viel er kann wirke er durch den Einfluß der Vernunft und Gerechtigkeit, welche immer ihre Rechte auf das menschliche Herz behaupten; er schmeichle weder einer Partei, noch einem Menschen, beleidige Niemand durch schimpfliche Ausdrücke, hüte sich sorgfältig, selbst bei den lebhaftesten Debatten, vor Zorn; er strebe, beständig der Dolmetscher braver Leute und echter Bürger, der Mann von öffentlicher Meinung, von Wahrheit und Vaterland, der Vertheidiger der Constitution und der Gesetze zu seyn; er wende durch seine individuellen Kräfte jeden Gr-

abs, der uns wieder in den Pfuhl von Revolutionen stürzen könnte; er widersehe sich jeder willkürlichen Maßregel, jeder Verletzung bürgerlicher Rechte; zeige Würde ohne Stolz, Mäßigung ohne Schwäche, Energie ohne Uebertreibung, tiefe Ehrfurcht und aufrichtige Ergebenheit für den König ohne Kriecherei gegen die Minister; immer scheide er mit einer religiösen Sorgfalt die ächten Grundsätze einer gemäßigten Monarchie und weisen Freiheit (welcher sich 1789 die Nation einmüthig hingab) von den Abwegen und Excessen, in welche uns die übel geleitete Revolution, die übel verstandene Freiheitsliebe, der militairische Despotismus und die Verführung eines falschen Ruhms nach und nach verwickelten. Er helfe die verfassungsmäßige Monarchie befestigen, und benutze jedes sich ihm darbietende Mittel, um zu des Vaterlandes Ruhe und Wohlfahrt beizutragen.

Katechismus der königlich bairischen Gesetze und Verordnungen zum notwendigen Gebrauch für Civil- und MilitärBeamten, Geistliche, Magistratspersonen, RechtsAnwälte, (?) Bürger, GemeindeVorsteher, Lehrer, so wie für jeden Landmann, und überhaupt für das ganze bairische Volk. I. Heft, enthaltend das Gemeinde- und StiftungsWesen. Preis 28 kr. Kempten 1818. 112 S. in 8. in einem blauen Umschlage. II. Heft. 1818. 110 S. nämlicher Preis, enthaltend die GemeindeWahl Ordnung.

Die Verbreitung einer richtigen Kunde der Gesetze und Verordnungen eines Landes kann nicht genug befördert und unterstützt werden, da die große Kunst, letztere Jedem verständlich zu verfassen, wie die Erfahrung lehrt, nicht überall gang und gebe ist, und man gerade bei den Ständen, welche sich vorzüglich damit befassen sollten, jene Kunde bei den untern Volksklassen zu verbreiten, wenig Eifer hiezu wahrnimmt, und bei manchen Gerichts- und PolizeiStellen durch die barbarisch stilisirten Protokolle, Beschlüsse, EntscheidungsGründe und öffentliche Bekanntmachungen die Unverständlichkeit mancher Gesetze auch nicht gehoben wird. (Wahrlich, wenn ein Gegenstand dringend der Reform bedarf, so ist es die Aufnahme von öffentlichen Verhandlungen. Hier sollte eine Norm vorgeschrieben, und nicht jedem SchreiberJungen die Aufnahme von Protokollen gestattet werden. Wie widerlich ist eine Verhandlung, worin immer in der 3ten Person, und in bogenlangen, unverständlichen kanzleisylgerechten Perioden geredet wird, wo bei der besten LungenWärme es oft an LuftVorrath im Ablefen gebricht, und man Gott dankt, wenn der Nachsatz herbeikommt! —)

So sehr uns nun auch die vorliegende Arbeit wegen ihrer fleißigen und umsichtigen Behandlung, wegen ihrer reinen, deutlichen Sprache und ihrer Wohlfeilheit gefällt, so können wir doch den Wunsch nicht bergen, daß der Verfasser seinen Plan nicht zu weit ausdehnen möchte; es geht sonst seinem Katechismus wie den Gesetzen selbst, er schreckt die Leser durch seine Weitläufigkeit.

Sammlungen und Reminiscenzen aus der StaatsVerwaltung; oder Hand- und Hilfs-Buch der Polizei. Ein polizeilich politisches UnterhaltungsRepertorium nach alphabetischer Materienfolge. I. B. 1 Heft. Eichstätt 1818. 112 S. 8. Preis 45 kr. brochirt.

Durch die diesem Heft widerfahrne Confiskation hat dasselbe eine besondere Merkwürdigkeit erhalten. Die hierin mit Benützung der neuesten Schriften und Verordnungen abgehandelten Gegenstände sind folgende:

A. Adel in Baiern und dessen Rechte. Advokaten. Almosen. Armen. Institute. Apotheke. ApothekerKunst. ApothekerBuch. Dispensatorium. Pharmakopoe. ApothekerGewicht. AppellationsFristen in PolizeiSachen. Arbeits-Häuser. ArbeitsLohn. ArmenRechnungsAuszug. Armuth. Das Armenwesen. Die Armuth und die wohlhabenden Bürger. ArmenUnterstützung. Arrondirungssystem. Arsenik. ArsenikMittel. Kerzte. ArzneiTräger. ArzneiHandel mit Kräutern. Arzneien, geheime. Asche. TorfAsche. Aschenbrenner. Auktio-nen. Aufeisen. Aufenthalt. Aufenthaltserlaubnis. Aufhängen. Aufkaufen. Aufklärung. Auflauf. Aufschlag. AufhängeSchilder. Ausräumen (a) der StadtGräben und Canäle. Auspielungen. Auswanderungen. Auto de (da) Fe.

B. Baden. Bäder. Bäcker. BallOrdnung. Bauwesen, Bauten. Bau, neuer. Bauwesen. BauFehler. Baumängel. BauernRegeln. Bäume. Begraben. Begräbnisse. BegräbnisPlätze. Beispiel, nachahmungswürdiges s. Credit, Staats-Credit, StaatsSchulden. Beitrag zum System einer unvernünftigen Polizei. Letzter PolizeiGeschäftsBericht.

Im letzteren wählt der Verf. (der sich in dem Vorwort: Lerner, f. b. g. P. A. unter-schreibt) nachstehende FolgeOrdnung rückwärts nach den XII. Abschnitten der allgemeinen Instruktion für die f. b. Polizeidirektionen in Städten vom 24. Sept. 1808.

XII. Intelligenzwesen. XI. Öffentliche Vergnügungen. X. Gewerbe und Handel. IX. Bauwesen. VIII. Reinlichkeit. VII. Religion u.

Dann schließt er mit den Artikeln: Berichte, periodische, und Bettler.“

Dem Bernehmen nach hat der S. 82. ff. befindliche (satirische) PolizeiGeschäftsBericht, und in demselben besonders das Kapitel von Religion und Unterricht, Anlaß zur Confiskation gegeben. Es enthält Anspielungen auf das Concordat und die Munitatur. Wir werden unsere Leser von dem Erfolg des gegen die Confiskation ergriffenen Recurses in Kenntniß setzen.

Wichtigste LebensMomente aller königl. bairischen Civil- und MilitärBedienstigten dieses Jahrhunderts. Zweites Heft. Preis 30 Kreuzer. Augsburg in Kommission bei Wolf, auf Kosten der Unternehmer. 1819. 52 S. in 8.

Wenn schon das erste Heft sich keines großen Beifalls zu erfreuen hatte, so konnte dieser dem vorliegenden um so weniger zu Theil werden, als sich hier zu der Unvollständigkeit und zu dem gänzlichen Mangel an einem festen Plan auch eine Menge Unrichtigkeiten und falsche Angaben gesellen. Wir wollen daher nur einige wenige als Beispiel auführen, welche uns bey flüchtigem Durchblättern des Heftes auffielen.

S. 21. ist der Präsident Freiherr von Bassus mit seinem im J. 1816 verstorbenen Vater verwechselt. Der schon seit mehreren Jahren verheuratete General Bataille (S. 21.) ist als Oberst und ledig aufgeführt. Die beiden Brüder Grafen von Baumgarten (nicht Baumgarten, wie der Vf. schreibt) sind mit einander verwechselt (S. 23.) Der f. Major im Generalstaab, Carl von Bauer, ist unter drei verschiedenen Rubriken aufgeführt (S. 27. und 28.) Der General Beckers ist unrichtiger Weise als verheuratet angegeben (S. 42.) u. s. w.

Dieses zweite Heft beginnt mit dem Regierungsrath Element Mops Baader, und endet mit dem Professor Franz Berg in Würzburg. Der Buchstabe B. kann also noch 2 Hefte hindurch dauern.

Senefelders Lehrbuch der SteinDruckerei. (Beschluß.)

Gerade hatte derselbe mit den Gebrüdern Faber in St. Pölten einen äußerst vortheilhaften Contract zur Errichtung einer vollständigen WalzenDruckerei errichtet, als sein Schicksal durch eine besondere Verkettung mit einem Male wieder eine ganz neue Richtung erhielt, die den Künstler wieder in das Vaterland der Lithographie zurückführte. Freiherr Christoph von Kretin, damaliger f. Hof- und CentralBibliotheksdirektor, und Abt Vogler hatten im J. 1804 mit der Frau Gleißner einen provisorischen Contract errichtet, nach welchem Senefelder und Gleißner nach München kommen, und eine DruckAnstalt errichten sollten, wozu beyde das Geld herzugeben versprochen.

Im Oktober 1806 reisten sie daher nach Baiern. Die Verbindung zwischen Freiherrn von Kretin und Abt Vogler zerbrach sich durch den Eigennuß des letztern, und Senefelder hatte es bloß der thätigen Unterstützung des Freiherrn von Kretin zu verdanken, daß in München ein so glänzendes lithographisches Institut zu Stande kam. Es wurden mehrere Pressen für Kunst, für RegierungsArbeiten, und selbst für das KunstFach in Gang gesetzt, wo Werke, wie Albrecht Dürer's GeberBuch, der bisher fast aller Orten für unwichtig gehaltenen Kunst viele Freunde gewannen. Zur Empfehlung der Kunst, besonders der KreideManier, trug auch der Herr Mitterer, Professor an der FeiertagsSchule, viel bei, bei welcher Schule auch ein lithographisches Institut zu Stande kam. Da solche Etablissemments aber auch noch vor Ablauf des Privilegiums bei mehreren königl. Stellen, und sogar Privaten realisiert wurden, so war der Erfolg des Freih. von Kretin'schen Unternehmens nicht so lohnend, als er gehofft hatte. Es war auch zu schwer, geschickte SchriftSchreiber und Zeichner zu bekommen; (unter diesen zeichneten sich die Herren Strixner und Piloti aus) auch fehlte in merkantilischer Hinsicht dem Institut ein Direktor. Vier Jahre dauerte Senefelders Verbindung mit dem Freiherrn von Kretin, wo letzterer dann vor seiner Veretzung nach Neuburg die Anstalt theils an Hrn. von Manlich, f. Galleriedirektor, theils an den Kunsthändler Zeller überließ. Senefelder und Gleißner wurden bei der f. SteuerCatasterCommission angestellt.

„Seiner (des Freiherrn von Kretin's) Verwendung, sagt Senefelder S. 106., hatten wir es zu danken, daß unsere Anstalt von den vorzüglichsten einheimischen und auswärtigen StaatsMännern, ja selbst von den königl. Hoheiten, dem Kronprinzen von Baiern, und seiner durchlauchtigsten Schwester Charlotte, jetzigen Kaiserinn von Oesterreich, besucht, und mit höchstverehrlichen allergnädigsten Befehl besetzt wurde. Unser geliebter Kronprinz schrieb mit der sogenannten chemischen oder SteinTinte auf Papier: die Lithographie ist eine der wichtigsten Erfindungen des 18. Jahrhunderts; und seine erhabene Schwester die wenigen, aber vielstehenden Worte: Ich ehre die Baiern! welches in ihrer Gegenwart auf Stein abgedruckt, und sodann vervielfältigt wurde.“

Freih. von Kretin wollte den Künstler überhaupt in eine Lage versetzen, daß er sich bloß nützlichen Erfindungen widmen könne; allein die Zeitumstände wollten es nicht. Im J. 1809 waren außer der Senefelderschen Druckerei noch 6 öffentliche im Gange, ungerechnet die Pressen mehrerer Steinzeichner, worunter die des HofKupferstechers Mettenleithner die vorzüglichste, welcher auch nachher den Grund zu der gegenwärtig größten Druckerei, der der unmittelbaren SteuerCatasterCommission, legte. — Senefelder wurde im Oktober 1809 mit 1500 fl., und Gleißner mit 1000 fl. jährlichen Gehalt bei der königl. SteuerCommission als Lithographen, nebst dem Rang eines königl. Inspektors der Lithographie, angestellt, und ersterer hatte auch noch die Erlaubniß, seine eigene Druckerei in Verbindung mit Freiherrn von Kretin besorgen zu dürfen. Verzögerte Zahlungen der Abnehmer zwangen Senefelders, sein Institut ganz aufzugeben, und jetzt feng er an, sich ernstlich mit der Herausgabe seines lithographischen LehrBuchs zu befassen. Es vergingen jedoch wegen vieler Schwierigkeiten darüber mehrere Jahre. Seit 1809 machte er ganz ähnlichen FarbenDruck, der neuen Art, Bilder, Tapeten, Spielkarten und Cattun zu drucken können, wenn das Bild auch aus mehr als 100 Farben bestehen sollte — ferner mit mehreren AquatintArten, der gespritzten, der vertieften KreideManier — der Verwandlung der erhabenen in die vertiefte — der mit einer Maschine geschriebenen Druckchrift. Eine DruckMaschine, zum Rasfmachen und Einfärben der Platte, wovon er der f. Akademie der Wissenschaften in München im J. 1817 ein Modell überreichte, erwarb ihm den goldenen Jetton derselben. Allein die allerwichtigste Erfindung war die eines Surrogats für die KaltSchieferSteine — nämlich die Erfindung künstlicher SteinPlatten, oder des SteinPapiers. —

Unser Senefelder schließt die Geschichte mit folgenden herrlichen Worten: „Ich wünsche, daß diese Kunst bald auf der ganzen Erde verbreitet, der Menschheit durch viele vortreffliche Erzeugnisse vielfältigen Nutzen bringen, und zu ihrer größeren Veredlung gereichen, niemals aber zu einem bösen Zweck mißbraucht werden möge. Dieß gebe der Allmächtige! dann sey gesegnet die Stunde, in der ich sie erfand!“

Berichtigung. Eine Stelle des ErweiterungsBlattes für den Dezember des vorigen Jahres S. 47. legt dem D. Wolfgang Hunger den Charakter eines Freisingischen Domherrns irrig bei. Derselbe war KammerBerichtsAssessor zu Speyer, und nachher Kanzler zu Freisingen, verheuratet, und mit Kindern gesegnet.

Erstes April Stück 1819.

I. Anzeigen neuer Schriften.

Elemente des allgemeinen LandKulturGesetzes für das Königreich Baiern. Von A. M. v. Bequel. Landshut 1819. 8. 75 S.

Nachdem der Hr. Verfasser in dieser sehr interessanten Abhandlung im I. Kapitel die Sphäre der verschiedenen StaatsVerwaltungsZweige überhaupt, und im II. Kapitel die Sphäre der StaatsNationalWirthschaft, aus welcher derselbe das LandKulturGesetz hervorgehen läßt, dargestellt hat, geht er im III. Kapitel auf das KulturGesetz selbst hinüber, dessen Zweck S. 16. darin besteht, daß die gesetzlichen Bedingungen festgesetzt werden, durch welche der freie Landwirthschaftliche Betrieb möglich gemacht und bewahrt wird.

Der Vf. verbreitet sich hierauf über die vorzüglichsten Hindernisse der LandKultur, und giebt zugleich die Mittel an, wodurch der GrundBesitzstand mit dem nothwendigen GewerbsKapital in ein besseres Verhältniß gebracht, und der landwirthschaftliche Betrieb, ohne schädliche Einwirkung des Staats, oder auch nur indirekte Bestimmung des LandWirths zu einem andern LandwirthschaftSystem, in der Art frei befördert werde, daß die höchstmögliche Production überhaupt, und der größtmögliche Reinertrag insbesondere erreicht werde.

Die vom Hrn. Verf. von S. 10 bis S. 40 angegebenen Bestimmungen gehen ganz aus der Erfahrung hervor, und dringen sich dem Leser mit so einer Ueberzeugung auf, daß sich kaum etwas dagegen einwenden läßt; denn soll das LandKulturGesetz seinen wohlthätigen Zweck erreichen, und in dem wirklichen Leben eine wohlthätige Wirkung hervorbringen, so muß es nothwendig diejenigen KulturHindernisse entfernen, welche bisher von allen Schriftstellern „über LandKultur“ gerügt worden sind; es muß aber auch sich hüten, dasjenige als Mittel anzugeben, was sich durch die Erfahrung, als solches, nicht bewährt hat. In dieser Hinsicht stimmen wir der Meinung des Hrn. Verf. über Vorsicht bei Güterzertrümmerungen und GemeindeGründeTheilungen S. 20 bis S. 27 vollkommen bei.

Was der Hr. Verf. über die Nothwendigkeit des GrundHypothekenWesens S. 27, über eine zweckmäßige WerthSchätzungsmethode S. 29, über gesetzliche Aufhebung der irregulären Emphyteusis S. 37, über Modifikation der NaturalZehnten S. 39, über Frohne S. 40, und über die Gülte in Natur S. 40 anführt, scheint durchaus keinem Zweifel unterworfen zu seyn, und die Bestimmungen dürften sich um so leichter realisiren lassen, als hinreichende Entscheidung ausgesprochen wird, und die Modifikation für die wechselseitigen Interessenten gleich vortheilhaft seyn dürfte.

Sehr wohl gefällt uns des Hrn. Verf. Vorschlag „über WerthSchätzung von Grund und Boden nach der wahren BodenRente“ S. 29. Es ist zu vermuthen, er sey in seinem vieljährigen GeschäftsLeben von der nachtheiligen Einwirkung der bisherigen WerthSchätzungen auf die Verhältnisse des LandWirths durch die tägliche Erfahrung überzeugt worden; da sie, nur auf individuelle Ansichten und Meinungen der SchätzKente gegründet, gewöhnlich recht sehr von einander und von der Wahrheit abweichen. Er scheint deswegen das Bedürfniß eines allgemeinen WerthSchätzungsRegulativs gefühlt zu haben, und dessen Möglichkeit keineswegs zu bezweifeln, auch bereits wahrscheinlich Hoffnung zu haben, daß die Möglichkeit bald in Wirklichkeit, nach dem Beispiel anderer Länder, übergehen dürfte. — Die Festsetzung eines zweckmäßigen Regulativs der Art ist also eine der ersten Anforderungen an das KulturGesetz.

Eben so gefällt uns der Vorschlag S. 48, daß die Entscheidung bei KulturGegenständen von dem Gutachten der LandWirthschaftVerständigen, dieser kompetenten Richter, soll abhängig gemacht, nicht also der oft bloß einseitigen Ansicht der einzelnen Beamten überlassen werden. Auf diese Weise werden die KulturGegenstände, welche nach bloß örtlichen Verhältnissen zu entscheiden sind, viel zweckmäßiger beendet, als durch so viele unnütze gesetzliche Normen, die bei ihrer Anwendung auf einzelne individuelle Fälle größtentheils wieder Modifikationen unterliegen, wenn sie nicht schädlich werden sollen.

Aus dem Ganzen geht hervor, daß der Herr Verf. seinen gewählten Gegenstand richtig aufgegriffen, ihn sich eigen gemacht, und die darin liegende Wahrheit hier, wie bei mehreren andern Anlässen, auf dem einzig sichern Wege der Erfahrung gesucht habe. Er konnte sie deswegen nicht verfehlen; und wer seine in diesen Elementen bezeichneten FußTritte verfolgt, wird nicht irre gehen. Wir empfehlen diese kleine reichhaltige Schrift jedem Patrioten, welcher an den Staats- und NationalAngelegenheiten dieser Zeit Theil nimmt, zur ersten Erwägung. Noch andern Abhandlungen der Art, zu welchen uns der, durch mehrere Werke staats- und nationalökonomischen Inhalts rühmlich bekannte Herr Verf. Hoffnung macht, sehen wir mit Verlangen entgegen.

Schriften, Württemberg betreffend.

1. GrundEigenthum des Adels in Schwaben und die Maximen der Umwälzung. Teuschland, 1818. 284 S. in 8.
2. Die Aufhebung der FallLehenGüter im Königreich Württemberg. Niga, 1818. 43 S. in 8.
3. Vom Crispinate, eine juristische Abhandlung, aus dem Lateinischen übersetzt. 1818. 23 S. in 8.
4. Denkschrift des Grafen Georg zu Waldeck und Pyrmont zc. 20 S. in Fol.
5. Die Württemberger in Mergentheim, geschrieben von einem Augenzeugen im J. 1810 mit 8 Beilagen. 1818. 37 S. in 8.

Nun. 1. 2. und 3. haben die im vorigen Jahrgang dieser Blätter weitläufig beurtheilte Verordnung über die FallLehen zum Gegenstand, und ziehen (die Schrift Nun. 3. mit den Waffen der Satire) gegen sie los. Wir theilen einige Stellen aus Nun. 1. mit.

Hause den Ruf als Reichshofrath zu Frankfurt am Main, und wurde nach dem Tod dieses Raths 1745 Reichs-Vicariats-Gerichts-Beisitzer zu München. Nach der Wahl R. Franz I., der Grauer nicht als Reichshofrath aufnahm, ging dieser als Privatmann nach Marburg zurück, und wurde 1747 zum Beisitzer des Reichskammer-Gerichts präsentirt. — Senkenberg hingegen, dessen Meinungen den Grundsätzen des Oesterreichischen Hofes gemäß waren, erhielt den Ruf als Reichshofrath von R. Franz I. — Wo mag denn der Verfasser jenes Versuchs seine sich selbst widersprechende Erzählung hergenommen haben?

S. 34. sagt eben dieser Schriftsteller: „Im Hause Baiern sey das Recht der Erstgeburt vom Herzog Albrecht V. im J. 1578, von Herzog Wolfgang 1568 eingeführt worden.“ Allein 1568 lebte (in Baiern) kein Herzog Wolfgang: dieser starb schon 1514 unvermählt. Er war der Bruder Herzog Albrecht IV., und Vormund der Bruders-Söhne. (Hier ist aber der Herzog Wolfgang von Pfalz-Neuburg, und sein bekanntes Testament vom J. 1568 gemeint.)

Nach S. 144. soll Senkenberg auch Meditator, de renunciatione filiarum illustrium in med. 406. geschrieben haben. Dieses Allegat muß also betitelt werden: In Senkenbergs Buch „Meditationes ius publicum privatum et historiam concernentes (Giss. 1739 8.) fasc. II. med. VII. p. 408 — 415“ kommt die Abh. de renunciationibus filiarum illustrium vor, in welcher S. einen ihm ehemals unbekannten früheren Verzicht von 1236 beibringt.

Ueber das Wort Millies.

„Bonciari's lateinische Grammatik soll, nach Jöchers Versicherung, über tausendmal aufgelegt worden seyn.“ So sagt Herr Jöcher in den *Wissellen* S. 406. — In Jöchers *gel. Lex.* (Leipz. 1750. 4.) Thl. 1. pag. 1223. heißt es aber nur, daß diese Grammatik in Italien eingeführt, und vielfältig gedruckt sey. Das ist auch wohl die richtige Uebersetzung von *millies impressa* in Jacobilli *Bibliotheca Umbriae* pag. 192., der Quelle dieser Nachricht. Dieses Buch wäre das einzige weltliche Buch, das tausend Auflagen erlebt hätte. Sollte es aber heißen, daß davon tausend Exemplare wären gedruckt worden, so wäre es nichts besonders. Inzwischen ist doch jene so beliebte Grammatik fast ganz verschwunden, und wird selbst in großen Buchersammlungen sich nicht leicht mehr finden. Sollte die Zahl der Auflagen auf dem Titel der spätern Ausgaben bemerkt seyn, so ließ sich das *millies* noch näher erklären.

Politische Reflexionen der Frau von Stael. *)

Nur die mittelmäßigen Menschen setzen Theorie und Praxis in Widerspruch.

Die Moral ist dem Staatsmann am nothwendigsten, weil die Leitung der großen Angelegenheiten den allgemeinen Gesetzen der Gerechtigkeit noch sichtbarer unterworfen ist, als die der Kleinen.

Seyd gerecht und fest, sagt man den Ministern; es ist eben so, als wenn man den Schriftstellern sagte: Seyd genialisch und tief. Der Rath ist deutlich; aber zur Befolgung gehören seltene Eigenschaften.

Die Finanzen mehr als Alles machen Constitutionen nöthig, weil ohne Constitution kein Credit; auf Maitresses, Günstlinge, Minister, dem Wechsel unterworfen, wagt Niemand seine Fonds. Die besten Richter des Finanzministers sind die Staatsgläubiger.

Die alten Interessen wollen mit den neuen Ideen keinen Frieden schließen, daher das Unglück der meisten Staaten.

Einschränken bei Hof heißt leider Unbekanntheit zu lieb, die Bekannten kränken.

Das Volk arm machen, heißt es demoralisiren. Für viele Minister giebt es nichts als den Herrn-Dienst, d. h. die Gunst und den Einfluß; der Hof ist ihnen das Centrum des Landes, und sie das Centrum des Hofes.

Privilegierte Körperschaften haben ihre Kraft nur von der Vergangenheit, also sind sie ihrer Natur nach obsolet und eigenständig.

Verdorbenheit und Intrigue sind immer die Eigenschaften der Mittelmäßigkeit, die nur sich selbst nützlich seyn will.

Heinrich IV. durfte Alles in Bezug auf sein Ansehen wagen, gewiß, Alles wieder durch die Liebe zu gewinnen.

Man erbittet in bewegten Zeiten die öffentliche Meinung, wenn man ihr keinen Ausweg gestattet.

Keine Revolution gelingt, wenn sie nicht von der Aristokraten-Partei angefangen ist; das Volk bemächtigt sich ihrer dann, weiß aber die ersten Streiche nicht zu leiten.

Sobald man die Rechte des Volks anerkennt

hat, muß man ihnen geben, was die Gerechtigkeit fordert.

Die öffentliche Meinung hat Freiheit und Stärke zugleich, besteht aus der Einsicht der Unmündigen und der Gewalt Aller, daher ist sie so mächtig.

Wenn das Volk politische Rechte hat, hören die Hofmänner auf, Minister zu seyn, man bedarf dann der Männer von Grundgesetzen; diese allein gehen festen und sichern Schrittes. Nur die großen Jüge, wie bei der Minerva von Phidias, wirken auf die Menge, die sie nur von ferne sehen kann. Die gewöhnliche ministerielle und Cabinets-Geschicklichkeit erregt in repräsentativen Regierungen Mißtrauen.

Die Hauptursache der englischen Freiheit ist die Deliberation in 2 Kammern. Wo die 3 Stände getrennt geblieben, ist nirgendes Freiheit, weil da immer die Privilegirten die Mehrheit gegen die Nation bilden.

Der Briefadel hatte seine Taxen an Geld und Reverenzen. Solche Adelige konnten ihre Eitelkeit nur auf Kosten der Geringern ausüben, und diese Geringern waren Millionen.

Eine beschränkte Monarchie ist das Bild eines ehrlichen Mannes, in dessen Gemüth das Gewissen immer die Handlungen leitet.

Die Adelsadelichen sind jetzt meistens *des illustres obscurs* mit glänzenden Namen ohne eigenes Verdienst.

Die Prärogative der Adelsadelichen und die Wichtigkeit des Briefadels sind zwei entgegengesetzte Dinge.

Die Vertheidiger der Standes Vorrechte sind meistens sehr geneigt, über persönlichen Vortheil zu unterhandeln.

Der Stärkere kann sich nur ein Verdienst erwerben, das der Mäßigung.

Eine Gefahr, die gerade groß genug ist, dem Angegriffenen den Schein des Muths zu geben, aber zu klein, ihn wahrhaft zu schrecken, ist das Ungeschickteste, was ein Hof gegen ein Individuum oder eine Gesellschaft thun kann.

Nous nous levons alors, sagte die Nation, wie der Eid.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Revision der Duellmandate.

Der Gesetzgeber wird sich bestreben, den Mann hiebei in seinen engeren Beziehungen und ausgedehnteren Verhältnissen zu betrachten; in seinem Alter, in seinem Stande und Würde, in seiner Isolierung, in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen, in seinen Familienbanden, in seiner angenommenen Bildung, in seiner vorherrschenden Hohlheit: den Studenten als Studenten in seinen nächsten Umgebungen, in seiner erhitzten Einbildungskraft, in seinem Jugendfeuer, in dem raschen Umschwunge seiner Ideen und deren Wechsel, in dem Benehmen und Werben und Modifizieren seiner aufgestellten, aufgefundenen und aufgefundenen Grundsätze; den jungen Offizier in eben diesen Beziehungen als solchen, und auf einer höheren Stufe von diesen den betagteren Offizier, den Staatsdiener, und überhaupt den Mann von Bildung und Erfahrung: insbesondere aber den edlen, rechtschaffenen, tugendhaften Mann in dem Gegensatz zu dem Müßiggänger, Leichtsinningen und Muthwilligen; in dem Gegensatz zu dem Lügner, Verläumder und Betrüger; in dem Gegensatz zu dem Hochhaften und Lasterhaften; in dem Gegensatz zu dem Wohlthätigen und dem Verführer, welche Klasse Menschen ungeschont ihr Wesen treibt, und zur Erreichung ihres Zweckes hinter jede Maske sich zu verbergen versteht.

Hier, glaube ich, dürften Fälle verborgen liegen, wo der rechtschaffene Mann seine oder seiner Familie beleidigte, beschimpfte Ehre schnellst an dem Nichtswürdigen durch Selbsthilfe zu rächen suchen wird, wenn er dem Glenden nicht noch die Verbindlichkeit aufzulegen angemessen findet, die widerrechtlich erlaubte Keusscherung, Handlung nicht weiterhin zu verbreiten, und diese Verbindlichkeit auf die Alle auszudehnen, so von der mißbrauchten Keusscherung, Handlung bereits schon zur Kenntniß gelangt sind.

Ich kenne zweien Fälle der Art, und nach aller und aller Erwägung waren das Duell, und die Aufbürdung dieser Verbindlichkeiten die gefundenen Mittel zur Kompromiß.

Strenge Gesetze und ihre Vollziehung unausnahmlieh in allen Betretungs-fällen angewendet dürften daher die Wälle werden, hinter denen der Rechtschaffene vor den Angriffen jedes Unwürdigen in ruhiger Sicherheit stehen könnte, die zu übersteigen Schande und Verachtung in ihrem Gefolge herbeiführen, und dem Wagnisse den moralischen Tod bringen müßten. Gute Eltern würden den sonach weniger Ursache haben, verführte Kinder betrauern zu müssen; der Gatte keine, eine verführte Gattin anzuklagen, oder von dem Thäter zweifelhafte Genugthuung zu fordern; der Bruder wird nie den von einem Wohlthätigen mißbrauchten vertrauten Umgang mit seiner Schwester, noch der Sohn die Verführung seiner Mutter von einem Niederträchtigen zufälliger Weise in Erfahrung bringen oder entdecken.

Sie sind für die Duelle schon die wichtigeren Fälle, und wie Wenige würden dieselben weiter verbreitet wissen wollen, von einem Ehren-Gerichte Gebrauch machen mögen?

Erwiesene Uebertretung, ohne Einwirkung des Anbringers der Klage gegen den Uebertreter, müssen hinreichend seyn, den Richter zu befähigen und verpflichten, mit Ermahnungen, Zuruchweisungen, Verweisungen, polizeilicher, peinlicher Bestrafung einzuschreiten.

Der Gesetzgeber gehe noch weiter zurück auf die Erziehung der Jugend, auf die Lehrer derselben, auf die Erziehungs-Anstalten, und Gründe werden sich entwickeln, daß nur allein die Beachtung strenger Moralität die Basis zu dem wahrhaften Glücke des Menschen sey.

Ob unter diesen Ansichten es rathlicher seye:

1. unmittelbar durch strenge Duellverbote, Minderung und Aufhebung des Zweikampfes zu — beabsichtigen; oder
2. durch Ehren-Gerichte die Entstehung der Duelle in ihrer Geburt zu ersticken; oder
3. durch Einführung von Sitten-Gerichten, strenger Sitten-Gesetze, strenger Polizei- und Strafrechts-Gesetze mittelbar die höchst mögliche Minderung der Duelle herbeizuführen,

überlasse ich der reiferen Beurtheilung einsichtsvoller Rechtskundiger, und glaube nur hierauf aufmerksam machen zu dürfen, daß auf Universitäten durch Relegationen u. d. gl. die Beabsichtigung der Aufhebung der Duelle und Vertilgung der Landmannschaften nicht erreicht werden möchte.

Ich war Student, war Landmannschafts- war Direktions-Gesellschafts-Mitglied, habe leichtsinnig und furchend mich geschlagen, war aber ein abgesagter Feind aller Renommisterei, und aller Beengung der den Studierenden nothwendig gebührenden freieren Verfassung.

Im Laufe der strengen Duellverbote und im Verfolge der verhängten Untersuchung und Zerstörung der Landmannschaften schlug man sich nicht mehr in der Stadt oder ihrer nahen Umgebung: die Waffen wurden stundenweit geschleppt, und immer und nicht selten gefährlicher wurden die Duelle. Mitteltst eigener Anstrengung wurden die Waffen mit Feilen und auf Schleifsteinen zugerichtet.

Des Jahres Wechsel und daher oft langer Aufschub der Duelle, dann die Mühseligkeiten für Sekundanten, Zeugen, Aerzte und Aufpaffer so auch verschiedene andere Umstände gaben der Sache die Wendung dahin, eine Minderung der Duelle für alle Studenten auf der Universität herbeizuführen.

Da Duelle unter Mitgliebern derselben Landmannschaft ohnehin nicht gerne gesehen, nur mißliebig geduldet wurden, Renomagen gegen Nicht-Landmannschafts-Mitglieder (Renoncen) strengstens untersagt und mit Entlassung aus der Landmannschaft selbst bedroht waren, so war es ein Leichtes, die Duelle im Allgemeinen zu vermindern.

Jede der bestehenden Landmannschaften gab die vier gewandtesten Glieder an eine neu zusammengetretene Gesellschaft, von der alle Direktion ausgehen sollte, zur Erlangung des gemeinschaftlichen Zweckes, der Ruhe und Ordnung unter den Studierenden ab.

Diese Direktions-Gesellschaft nun schlichtete mittelbar oder unmittelbar nach Vernehmung des Beleidigten und Beleidigers, unter Rückgehung auf den Urgrund mittelst vernünftiger Vorstellungen durch gütliche Ausgleichung (Beantragung auf Widerruf von Seite des Beleidigers, erbetene Selbsterklärung des Beleidigers u.) fast alle Duelle; der als Renonce beleidigte Schwache durfte nur seinem nächsten gewandteren Landsmann, den er für ein Landmannschafts-Mitglied halten konnte, den Hergang der Sache rein vortragen, und seinen Wunsch äußern, so war er der gütlichen Beilegung vor Ablauf dreier Tage, als in welcher Zeit er den Beleidiger hätte for-

*) Diese Reflexionen rühren, wie die Herausgeber der *Considerations de Mad. de Stael* versichern, größtentheils von den berühmten Staatsmännern her, mit welchen Frau von Stael in Verbindung stand.

den lassen sollen, schon so sicher, als kein Beleidiger ungewiß, bei hartnäckiger Bestehung der Beleidigung mit einem der geübtesten Fechter es aufnehmen zu müssen, oder Ausstossung an der Theilnahme der veranstalteten akademischen Unterhaltungen und GesellschaftsZirkeln zu gewarten. Diese Direktions-Gesellschaft gab den Verfassungen der LandMannschaft noch mehr Festigkeit, Vollständigkeit und Reinheit in Betreff des Zweckes des Aufsehs der Studenten auf der Universität; gab die Veranlassung zur Veranstaltung gelehrter Disputirübungen; war im Begriffe die unter den Studenten bestehenden üblichen Geseze dem ZeitGeiste mehr anzupassen, in eben der Zeit, da die höchste Stelle den Studenten irgend eine Auszeichnung zusichern lassen wollte, um selbe mit gerechtem Stolz auf ihre künftige Bestimmungen aufmerksam zu machen, und so dem rohen ungebildeten Haufen zu entziehen, und der Würde des StaatsDieners näher zu bringen, wodurch dem Studenten die freieste Verfassung gegeben zu werden, der Anfang gemacht zu seyn schien: so daß unter diesen Umständen die Regierung selbst dem Bestehen der LandMannschaften Duldung hätte ertheilen können, wenn es zur Zeit schon möglich gewesen wäre, daß DuellGeseze, Studenzen und Bierkommerz als verunstaltende Dinge hätten entfernt werden können.

So war der Stand und die Verfassung der Studenten-Gesellschaften bei meiner Abreise von der Universität: Und wie mußte ich im Anfange des nächsten Semesters staunen, da ich das ganze Gebäude durch Einschreitung gewaltthätiger polizeilicher Verfügungen, Entfernung jeder klugen Einwirkung, in seinen GrundFesten erschüttert erfahren mußte, und durch Ausrottung und Zerstörung aller bewußten Gesellschaften mittelst Relegationen wieder neuerlich angefangen worden, ohne durch die Zeitläufte aufmerksam geworden zu seyn, daß StudentenVerwildern, mit ihrem Geseze Hohn und Verachtung und anderen Untugenden hiedurch allein herbeigeführt war, und unter Erlangung von BelobungsDekretur für die Anwendung dieser gewaltsamen Mittel, der eigentliche Zweck, die Entfernung des Duells, nie erreicht war, noch ist, noch seyn wird, so lange die LandMannschaften als gefährliche geheime Verbindungen in das häßlichste Licht gestellt, und ihnen Oeffentlichkeit nicht abgefordert wird.

Das kleinste Uebel werde in der Wahl der Uebel vorgezogen, um größere hiedurch entfernt zu halten!

G. den 1. April 1819.

F. B.

Ueber Duelle.

Die sehr anziehenden und gründlichen Debatten über diesen Gegenstand veranlassen mich, auch meine Gedanken zu äußern. Eine Hauptursache, warum Duelle noch immer bestehen, liegt nach meiner Ansicht auch darin, daß man sich schämen würde, mit so läppischen Kleinigkeiten, um deren Willen man sich erschießt, erstickt oder verwundet, vor ein Gericht zu treten. So lange Duelle bestehen, hat man mit diesen Erbarmlichkeiten freien Spielraum, sie werden als Geheimnisse behandelt, und da jeder glaubt, ein Duell müsse einen wichtigen Grund haben, so erscheinen die Duellanten als recht martialische Leute, und ihre Sache, die sie verfechten, von hoher Wichtigkeit. Ein weiterer Umstand sind die vielen Sattungen von Ehre. Man sollte freilich glauben, es giebt nur eine Ehre, aber dieß ist weit gefehlt. Der Soldat hat eine ganz besondere Ehre, und der Akademiker wieder eine besondere. Ein gemeiner Mensch, wenn er aus Versehen an einen dritten anstößt, bittet diesen mit kurzen Worten oder einer Verneigung um Vergebung, und die Sache ist abgethan. Bei einem Offizier oder Akademiker, der von seiner besondern Ehre wie von elektrischer Feuer glüht und froht, hat man durch den Ellenbogen schon gleich unmittelbar an die Ehre angestoßen. — Ein gemeiner Mensch sagt z. B. das Frauenzimmer N. N. gefalle ihm nicht, sie habe eine zu große Nase. Dieß unschuldige Urtheil soll er ja nicht in Gegenwart eines Offiziers oder Akademikers, der ihr Anbeter ist, hören lassen, sonst wird er gefodert, denn die Ehre eines solchen leidet schlechterdings nicht, daß an der Dame seines Herzens etwas getadelt werde. Er verflucht mit Blut und Leben gegen einen Mann, daß sie eine proportionirte Nase habe. — Bei den Akademikern werden förmliche Listen geführt, welche Namen beschimpfend und welche es nicht sind. Wenn nun ein gemeines Menschenkind nach seinen einfältigen Ehrbegriffen ein solches nach den Regeln der besondern akademischen Ehre verpöntes Wörtchen arglos ausspricht, so kann es ihm das Leben oder ein Glied kosten. Man sollte diese Listen und Thermometer der Schimpf-Namen, zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit drucken lassen, damit doch nicht jeder Un- eingeweihte beständig Gefahr läuft, von einem duellwüthigen Menschen angefallen zu werden. — Ich weiß kein kräftigeres Mittel gegen die Duelle, als die Duellanten durch verhältnismäßiger temporären oder gänzlichen Verlust der Ständes- und DienstEhre zu strafen, damit sie wahre Ehre schätzen, und falsche aufzugeben lernen. Die Gerichte, sie mögen heißen, wie sie wollen, dürfen ohne eine solche Maasregel, wie ehemals die Rathsherrn beim Steuern, lange sitzen, bis ein EhrenHandel vor sie kommt. —

Gedanken nach Durchlesung der LandZagszeitung Nro. 76., die Revision der DuellGeseze betreffend.

Mit Sehnsucht harrete ich auf die heutige LandZagszeitung, um die Fragen zu entnehmen, die sich auf den Antrag des Abgeordneten, Hofraths Behr — die Revision der DuellGeseze betreffend — beziehen werden, und — siehe da! — bevor die Abstimmung geschah — ob EhrenGerichte in Vorschlag gebracht werden sollen? — ist unter einigen verehrlichen Mitgliedern der Abgeordneten selbst über einen einzigen gebrauchten Ausdruck eine Diskussion entstanden, wodurch sehr leicht Anlaß zur Ausforderung und Duell aufgefunden werden könnte. Wäre unter MilitärPersonen eine ähnliche, oder nur ungleich geringfügigere Aeußerung geschehen, so würde Duell unvermeidlich gewesen seyn, und nach den bei diesem Stande leider bisher geltenden exaltirten Begriffen von Ehre hätte nur Blut — vielleicht selbst Tod — in das Mittel treten müssen. — Was war aber hier das Resultat? — Verweisung zur Ordnung von der kompetenten Stelle — der StändesVersammlung — und dadurch wurde zugleich noch vor der Abstimmung bewiesen, daß es keiner besondern Anordnung bedürfe, sondern erstere — die kompetente Stelle — allein vermögend sey, beleidigende Angriffe, sie mögen scheinbar oder wirklich zugefügt worden seyn, auf der Stelle zu schlichten.

Wüßte doch dieses eben bei Gelegenheit der Erörterung dieses wichtigen Gegenstandes in der StändesVersammlung selbst vorgefallene Beispiel zur Richtschnur dienen — Beleidigungen jeder Art für die Zukunft an die einschlägigen Gerichtsstellen ohne weiters verwiesen — daselbst streng mit der dem Stande und der Würde des Beleidigten gebührenden Genugthuung entschei-

den — hiedurch der von allen Staaten geheiligte Grundsatz „Niemand darf sich selbst Recht verschaffen“ aufrecht erhalten — folglich das gegen alle RechtsPrinzipien, gegen Moralität und Vernunft streitende Urtheil „nur durch Zweikampf kann die beleidigte Ehre ihre Erledigung erhalten“ beschwichtigt — und gerade durch den entgegengesetzten von Seiner Majestät dem König als künftige allgemeine Richtschnur aufzustellenden MachtSpruch „keine EhrenBeleidigung kann durch Duell gut gemacht werden“ diesem Unwesen zur Beruhigung so vieler FamilienVäter — so wie zum Wohl der Menschheit und des Staates auf immer gesteuert werden! —

Den 2. April 1819.

v. G.

Politische Reflexionen der Mad. von Stael. (Fortsetzung.)

Sobald man im Staat eine nicht gesetzmäßige Gewalt zuläßt, wird man von ihr überwunden (wie ein Weib, das einen Mann ohne Grundfänge in ihre Gesellschaft aufnimmt, zuletzt sein Opfer wird.) Diese Gewalt hat nur zu tadeln, was man thut, nicht selbst zu handeln, ist folglich frei von Critik und Verantwortung, und hat alle Unzufriedenen für sich; gleich den Freigeistern, die alles über den Haufen werfen, ohne was dafür unterzustellen.

Beim Moderantismus wirkt kein aktives Interesse, folglich wird er schwach. Er will wirken wie eine Regierung, bewahren, aufhalten, und ist doch unfähig, nie concentrirt.

Später hätten die zuerst Widersprechenden gern die englische Verfassung angenommen; wie sie sie annehmen wollten, war es zu spät.

Die FreiheitsGrundsätze sind nicht der Gegenstand einer Taktik oder eines Manövers, weil sie gleichsam eine Religion bei edlen Menschen ausmachen.

In der repräsentativen Regierung sind die talentvollen Menschen immer geachtet, weil sie nothwendig sind.

Die Freiheit hat immer zwei Feinde, die Usurpatoren und die Sklaven.

Die StaatsBeamtensind verantwortlich, der König ist also nicht als StaatsBeamtener zu betrachten, sein Ansehen würde darunter leiden.

Vernunft und Zartgefühl vereinigen sich jederzeit, wenn man nur will. Das Volk in der Monarchie entartet, wenn es nicht die anerkannte Autorität verehrt. Ein StrafGeseze gegen den Monarchen ist unausführbar, weil er entweder stark oder schwach ist, im zweiten Fall hält man sich nie an das Geseze.

Die Völker werden nicht frei, weil sie tugendhaft sind, sondern umgekehrt, sie werden tugendhaft, wenn sie durch einen glücklichen Umstand frei werden; daher ist die Freiheit das edelste Geschenk eines Königs.

Der Muth eines ehrlichen Mannes ist auch eine Macht; Niemand kann die Folgen voraussehen, von welchen oft eine muthvolle Erklärung begleitet ist.

Konstitutionelle Verfügungen, welche nur durch das Ansehen oder den Eigensinn einzelner Männer durchgesetzt werden konnten, sind selten von Dauer.

Politische Rechte ausüben wollen, ohne dazu rechtlichen Anspruch zu haben, ist auch eine Usurpation.

Die DeputirtenWahl muß unmittelbar vom Volk ausgehen, weil die Künstlichkeit und Missethbarkeit fälsch macht, auch kleine Wahlcollegien lenksamer für die Intrigue sind. Das Volk selbst muß wählen, die Wählbaren müssen sich beim Volk selbst Achtung und Zutrauen erwerben. Man zerstört das Leben aus Furcht vor Unruhe, besser ist es, das demokratische Element durch das aristokratische aufzuwiegen, und beide wirken lassen.

Die HofRegierung in GesezRegierung umändern ist allzeit eine Krise, selbst wenn es der öffentlichen Meinung gemäß geschieht.

Wenn die adelichen GrundHerren die konstitutionelle Freiheit nicht unterstützen, gewinnt die demokratische Gewalt die Uebermacht.

Die Adelichen betrachten sich oft nur als die Landsleute der Adelichen in andern Ländern, nicht als die Landsleute ihrer Mitbürger.

Die dem Adel ausschließlich ertheilten Ehrenstellen sind nur Ungleichheit vor dem Geseze. HofEtiquette und HofGunst machen zwei Nationen aus einer.

WaterlandsLiebe zeigte sich selbst bei den Emigrirten, wenn französische Waffen siegen. So rief Jakob III. bei der Niederlage der französischen Flotte bey la hogue, die doch seine Sache verlor: „wie meine braven Engländer sich schlagen!“ Diese Empfindung gab ihm mehr Recht zum Thron als alle juristischen und politischen Gründe. Wahrhaft, die WaterlandsLiebe ist unausschließlich wie alle Neigungen, auf welche unsere ersten Pflichten gegründet sind. Oft sind durch Abwesenheit oder Mißverhältnisse alle Verbindungen mit dem Vaterland aufgehoben, aber sein Name, sein Anblick bewegt unser ganzes Herz; solche Eindrücke muß man nicht bekämpfen.

Nach Abreise der Adelichen aus Frankreich suchte das Volk das Königthum nur mehr im König allein, es hatte nur diesen einen Mann nieder zu werfen, um zur Republik zu gelangen.

Necker wollte den Privilegirten ihre Rechte nicht ohne Entschädigung nehmen, und erlitt dafür den Vorwurf des Aristokratismus; aber die Ursachen, aus welchen er die Privilegirten schonte, waren von grosser Erheblichkeit.

Welcher Kreislauf: PrimärVersammlungen, welche die Wähler nennen, Wähler, die sodann die Deputirten nennen, Deputirte, die Geseze und Steuern bewilligen, der König, der diese ausschreibt, Regierungen, die sie den LandGerichten, und LandGerichte, die sie den Gemeinden ausschreiben, Gemeinden ohne ExekutionsMittel, endlich das Volk, welches gehorchen muß. Viele Nummern und doch keine Ordnung.

In keinem Land sind die Stände mehr verwirrt, als in den KalifenStaaten im Orient. Die Geseze der Verwaltung und Justiz haben eine Decoration, die alles ersetzt, nämlich den Schweiß von Janitscharen, Stummen und Scharfrichtern.

Zwölf Artikel sind nach Hrn. Necker nothwendig in jeder freien Verfassung, nämlich

- 1) GesezgebungsRecht der VolksVertreter mit vorbehaltener Sanction des Königs, so wie auch WillkürsRecht.
- 2) Fixirung der öffentlichen Ausgaben folglich auch des MilitärStaats durch VolksVertreter.
- 3) Oeffentliche Ablegung der Rechnung über Einnahmen und Ausgaben vor den Ständen.
- 4) Jährliche Erneuerung der Vollmachten zur Steuerbewilligung.
- 5) Verbannung aller Willkür; Recht, alle Beamten zu belangen, die ihre Gewalt überschritten.
- 6) Befehl an die MilitärGewalt, ohne Requisition der CivilGewalt, im innern nicht zu wirken.
- 7) Jährliche Erneuerung (in der StändesVersammlung) der Geseze, welche die MilitärDisciplin folglich die Armee und ihre Stärke bestimmen.
- 8) PressFreiheit, so fern sie nicht gegen Moral und öffentliche Ruhe anstößt.
- 9) Gleiche Besteuerung und Ansprüche auf öffentliche Aemter.
- 10) Verantwortlichkeit der Minister und StaatsBeamtens.
- 11) Erblichkeit des Throns, um Faktionen zu verhindern und Ruhe zu bewahren.
- 12) Die exekutive Gewalt vollständig in den Händen des Monarchen, um die Ordnung zu

erhalten, und die anderen Gewalten aufzuwiegen, ihren Despotismus zu verhindern.

Verfolgung in der Politik zwingt zu noch größerer Verfolgung, abschlagen heißt nicht zerstören, sondern die Ueberbleibenden stählen; man muß die Gegner in der Meinung verderben, aber nicht mißhandeln.

Gründe rufen in der Politik immer Gegenstände und den WiderlegungsWunsch hervor; die Ereignisse müssen sprechen.

Regierungskunst besteht jetzt in der Art die Meinung zu leiten, oder ihr zur rechten Zeit nachzugeben.

La bienveillance du genie est inalterable même par la mechanceté des hommes.

Die Volksleidenschaften werden besser durch gesetzliche Freiheit und RechtsHerrschaft als durch Despotie bezähmt.

Die abstracte Gewalt der repräsentativen Regierung beleidigt am wenigsten den Stolz der Menschen.

Die verschiedenen Stände amalgamiren, und ihre Verhältnisse vervielfältigen ist schwer aber staatsklug.

In England verhindert die Verantwortlichkeit der Minister die doppelte Herrschaft der öffentlichen und heimlichen königl. Agenten, weil kein königl. Befehl ohne ministerielle Unterschrift vollführt werden kann, und jeder Unterschreibende verantwortlich ist.

Die Kenntniß der Umstände gilt bei Hof für übeln Willen, wer etwas voraussieht, muß es auch veranlaßt haben, niemals glauben sie den Umständen, alles schreiben sie der Intrigue zu, die doch nicht im Stand ist die öffentliche Meinung zu leiten.

Die Gesetze verpflichten einen guten König nicht stärker, als seine eigene Gewissenhaftigkeit.

Jeder muß im Besitz seines Rechts seyn, um aufrichtig handeln zu können, sowohl König als Volk.

Sobald das Volk eine Macht wird, ist es auch den Schmeicheleien Preis gegeben.

Viele, weil sie Adressen gemacht, glauben schon Nebenbuhler Montesquiens zu seyn.

A coup des phrases on desorganise le royaume.

In Werken der Fantasie hat man Recht, wenn man originell seyn will, aber in Sachen der Erfahrung ist diese die sicherste Führerin.

Alle auf Ungleichheit vor dem Gesetz gebaueten Vorurtheile verschwanden an einem Tag. Das Ansehen der Vernunft ist unermesslich, sobald sie sich ohne Hinderniß zeigen kann.

Mit Befremden und mit einigem Unwillen habe ich anfangs erzählt gehört, dann aber im literarischen MonatsBerichte für bayerische GeschäftsMänner, erstes MärzStück 1819, selbst gelesen, daß man mich für den Verfasser der Schrift: „Patriotische Betrachtungen über des Herrn Bschöke 3 Bände bayerischer Geschichte von Altomanus Bavaricus“ mit bestimmter Angabe meines Namens, halte. Zur Berichtigung dieser ganz irrigen Angabe erkläre ich hiemit, daß ich die „patriotischen Betrachtungen“ nicht geschrieben habe, mit dem Beisatze, daß man diese Erklärung und Berichtigung auf einem viel kürzeren Wege hätte erhalten können, wenn es dem Verfasser jenes Aufsatzes im literarischen MonatsBerichte, ich will nicht sagen dem Redakteur, nicht darum zu thun gewesen wäre, dem unter dem Namen „Altomanus Bavaricus“ vermittelten Verfasser der patriotischen Betrachtungen einige empfindliche Streiche zu versetzen, die ihn aber nun zum Glücke nicht getroffen haben.

Joseph Zenger,
Pfarrer von Reising.

Berichtigung. In No. 33. der vorjährigen Cos S. 376. ist die Vermuthung aufgestellt worden: „wahrscheinlich sey der (durch sein Abenteuer auf der GredlMühle bekannte) bayerische Herzog Otto IV., der nachher Landsbut mit dem schönen Schlosse Trausnitz baute.“ Diese Angabe wird durch die Geschichte keineswegs bestätigt. Der Herzog, von dem hier die Rede ist, war Otto V., der jüngste Sohn Kaisers Ludwigs des Baiers, Churfürst von Brandenburg, welcher im Jahre 1379 starb. Die Erbauung des Schlosses Trausnitz und der Stadt Landsbut wird von den bayerischen Geschichtsschreibern einseitig dem im Jahre 1231 ermordeten Herzoge Ludwig dem Kelheimer, um das Jahr 1204, zugeschrieben.

Frage. Ist der Jean de Werth, von welchem in dem 8ten Stücke der Cos Erwähnung geschieht, etwa der bayerische General Hans von Werth?

Die Nation stieg so zu sagen unter der Erde heraus; die glebae adscripti rissen sich von der Scholle los, und dennoch wunderte man sich so viel Talent und Kraft zu finden, in einem Lande, das von der dreifachen Kette der Intoleranz, des Feudalismus, und des Despotismus losgemacht worden.

Viele versuchen das Böse, um sich eine neue Laufbahn zu eröffnen.

Da wo der Soldat allein bewaffnet ist, kann keine wahre Freiheit aufkommen.

Die Bajonette sind die Hülfen derjenigen, welche alles für so maschinenmäßig ansehen wie ihr Kopf ist.

Eine unvollkommene Nationalrepräsentation ist ein Instrument mehr für die Tyranney. Die dienstbaren Parlamente in England gingen in der Niederträchtigkeit und Schmeichelei jederzeit weiter als die Minister, denn die Körperschaften fürchten keine Verantwortlichkeit.

Nur da wo die Meinung, welche die Achtung ausstößt, nichts mehr ist, wird die Gewalt, welche die Aemter ausstößt, Alles.

Es ist ein gefährliches Experiment, die politischen Mißbräuche durch die Religion zu decken, denn alsdann fällt mit jenen auch diese, und alles ist dann verloren.

Mehrere glaubten den Thron, indem sie ihn stürzten, in seinem Fall aufhalten zu können, wenn er bis zu ihnen herabgekommen wäre, allein da war es nicht mehr Zeit.

Die Meinung, alles sey unvermeidliches Schicksal, ist falsch, was wären denn Talent und Kraft? Man muß in Frankreich einen Fürsten auf den constitutionellen Thron setzen, der sich durch die Constitution nicht beraubt sieht, sondern — beschenkt.

Eine freie Constitution kann nicht auf allgemeinem Nachlaß der Bande beruhen, denn dieß würde zuletzt wieder den Despotismus schaffen. Oft ein geringer Umstand verdirbt alles, leicht fesselt man die Einbildungskraft der Menschen, auf eben so leichte Art entschlüpft sie uns wieder.

Die zwei Kammern, die königl. Sanction der Gesetze liegen in keiner Theorie, aber die Erfahrung hat bisher dafür gesprochen, und die menschliche Weisheit hat für Sicherung der gesellschaftlichen Ordnung noch nichts Bessers erfunden.

Eine Constitution muß nicht wie ein Angriffs- oder Defensionsplan entworfen seyn. Dieß war der Fehler der französischen von 1791, die den König zu sehr beschränkte.

(Fortsetzung folgt.)

Drittes AprilStück 1819.

Etwas über die Geseßgebung gegen Duelle.

Daß das Vorurtheil des Zweikampfes der Vernunft, Sittenlehre, Religion und den bürgerlichen Geseßen zuwider sey, ist in einer Menge Schriften so bündig bewiesen worden, daß hierauf wohl kein Zweifel mehr obwalten kann.

Nach ein Engländer Richard Hey *) hat im Jahre 1784 eine von der Universität zu Cambridge gekrönte Abhandlung herausgegeben, in welcher das Duelliren mit Beziehung auf die Rechtmäßigkeit zwischen einzelnen Personen, in Rücksicht auf die gute Ordnung in der Gesellschaft, in Beziehung auf die Herzhaftigkeit, Großmuth und die Tugend überhaupt, und mit Beziehung auf die Ehre, umständlich erwogen, und daß es in allen diesen Gesichtspunkten eine Thorheit sey, mit vieler Geschicklichkeit gezeigt worden ist.

Andere haben dagegen die Vertheidigung der Duelle übernommen, und diese heterodoxe Meinung dadurch zu unterstützen gesucht:

„Die Erfahrung lehre, daß die Genugthuung, die sich der Beleidigte durch das Duell verschaffe, kräftiger und beruhigender sey, als die, welche durch richterliche Hilfe erlangt wird, und daß das erstere ein weit wirksameres Mittel, als letzteres sey, eine aus Beleidigungen entstandene Feindschaft völlig auszurotten. u.“

Noch andere haben zwar dem Zweikampf nicht gerade das Wort geredet, aber dagegen, und das wohl mit gutem Grunde, behauptet, daß der Zweikampf, wenn gleich auf einem höchst schädlichen Vorurtheil beruhend, doch gewiß ein löblicheres und großmüthigeres Institut sey, als die Blutrache bei den Morgenländern, oder das zur NationalSitte gewordene Mordhenken bei einigen südeuropäischen Völkern.

Die Regenten und Geseßgeber in Europa haben indessen den Zweikampf, als der bürgerlichen Ordnung entgegen, und als einen unzulässenden Eingriff in die richterliche Gewalt des Staats, für unerlaubt erklärt, und durch die härtesten Strafen abzustellen gesucht, aber mit so geringen Erfolg, daß sie, im Widerspruche mit sich selbst, öfters nicht verhüten konnten, nicht nur die Nichtvollziehung ihrer Geseße sich gefallen zu lassen, sondern sogar diejenigen zu strafen, welche diesen Geseßen gehorchten.

Dieses war denn doch eine ganz eigene Art Geseße zu handhaben, indem man eine Strafe auf den Gehorsam gegen die Geseße setzte!

Woher kam es denn nun aber, daß selbst die unumschränkten Monarchen, wie z. B. König Heinrich IV. und Ludwig der XIV. von Frankreich, nicht im Stande waren, ihren Duellmandaten Gehorsam zu verschaffen? Die Ursache ist bekannt: Weil diese Geseße die öffentliche Meinung, und einen unrichtigen NationalBegriff von Ehre (point d'honneur) gegen sich hatten.

So hat schon Rousseau in seinem Werke vom bürgerlichen Vertrag bemerkt: „Der Gebrauch der Sekundanten bei dem Zweikampf wurde bloß durch die Worte des königlichen Befehls abgeschafft: Was diejenigen betrifft, welche so feig sind, Sekundanten anzunehmen. u.“

Da dieses Urtheil der Meinung des Volkes vorgriff; so wurde dasselbe sogleich auf einmal bestimmt. Als aber eben diese Befehle urtheilten, daß es eine Feigheit wäre, sich in einem Zweikampf zu schlagen, welches zwar sehr wahr ist, aber der gemeinen Meinung zuwider, so lachte das Publikum über diesen Ausspruch, über den sein Urtheil schon einmal festgesetzt war.

Eben dieser so gutmüthige als beredte Johann Jakob Rousseau hat ferner in seiner Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit ganz richtig bemerkt: „Der Wilde lebt in sich selbst; der gesittete Mensch beständig außer sich selbst, er kann nur durch die Meinung der andern leben, und zieht so zu sagen, aus dem Urtheil der andern das Gefühl seines eigenen Daseyns.“ — Aber in einer andern Stelle seiner Deklamation gegen den Zweikampf will er, daß der rechtschaffene Mann an dieses Urtheil anderer sich nicht kehren, sondern dasselbe verachten solle, wenn es ihm etwas ungerechtes zumuthet. — „Die Ehre eines edel denkenden Mannes — sagt er sehr richtig und schön — ist nicht in der Gewalt anderer; sie ist in ihm, nicht in der Meinung des Volks; er vertheidigt sich nicht mit Degen und Schild, sondern durch sein redliches und unsträfliches Leben, und zu diesem Streite gehört gewiß so viel Muth, als zu dem andern.“ — Mit einem Worte, der muthige Mann verachtet den Zweikampf, und der rechtschaffene Mann verabschuet ihn.“ Wie viele, die die Richtigkeit dieser Bemerkung einsehen, befürchten von den höhern Ständen können demohngeachtet nicht umhin, dem einmal so tief eingewurzelten Vorurtheile nachzugeben, indem sie mit der Ovidianische Medea ausrufen:

— „Video meliora, proboque —

Deteriora sequor!“

oder indem sie sich einer Rechtfertigung ihres Betragens bedienen, wie jener Engländer, welcher, als ihn seine Freunde und Bekannte fragten, warum doch ein Mann von seinem Verstande, und seiner bekannten Tapferkeit die Herausforderung eines Hasenfusses annehmen wollte, ihnen zur Antwort gab: „Wegen des Urtheils der Männer könnt ich allenfalls ohne Sorgen seyn; aber wie sollt ich am Abend vor den HofDamen erscheinen? Ueberzeugt von der Unwirksamkeit der StrafGeseße, selbst der Todesstrafe gegen Duellanten, sind daher sehr einsichtsvolle und gelehrte Männer auf die Gedanken gekommen, daß man gegen die Duelle eigentlich gar keine StrafGeseße geben, sondern das NationalVorurtheil, welches jene schützt, und diese unwirksam macht, mit andern Waffen bekämpfen solle.“, und ein nicht unberühmter, neuerer SchriftSteller **) ist gar so weit gegangen, zu sagen: „Ich würde ein Gesetz geben, das sie völlig erlaubte: aber sie müßten öffentlich, müßten mit Feierlichkeiten, unter dem Vorfig eines KriegsGerichts, in der Hauptstadt,

*) A Dissertation on Duelling. London 1784. 8.

**) Michaelis Mosaisches Recht. Th. 2. S. 135.

***) Joh. Georg Schloßers kleine Schriften Th. 2. (Wasel 1780. S. 217 + 220.)

mit einigem Aufwande geschehen. Das Gericht müßte vor dem Zweikampf die Ursachen des Streits untersuchen; sie mögen seyn, wie sie wollen, den Kampf geschehen lassen, und nach dem Kampfe erst den Anfänger verurtheilen; ist er geblieben, zur Schandstrafe; (?) hat er gesiegt, zur Schadloshaltung der Hinterbliebenen, und zur Schandstrafe.“ Soll nun auch ich meine Meinung von der Sache sagen? — Ich glaube, daß die Gewohnheit des Zweikampfes durch Partikular Gesetze nicht ausgerottet werden könne, vielleicht nicht einmal auf Universitäten. Ich glaube ferner, daß dieses Nationalvorurtheil nicht einmal einem Beschlusse des deutschen Bundes Achtung erweisen würde. Der künftige Monarchenkongreß zu Aachen, oder wo er sonst, nach vorgängiger Einladung aller Betheiligten, gehalten werden mag, dürfte hier allein Abhülfe durch ein Gesetz verschaffen können, daß von nun an alle Duellanten, nicht etwas mit dem Tode bestraft, sondern in eine — etwa in Afrika zu erobernde Provinz — verwiesen, wo es ihnen erlaubt seyn müßte, nach Ausrottung der Tiger und Löwen, einen eigenen Staat zu gründen, und in demselben den Zweikampf, wenn es ihnen so beliebt wird, gesetzlich, als erlaubt zu sanktioniren. Wie verdient hätte nicht der Russisch-kaiserliche Staatsrath Herr v. Stourdza um die deutsche und europäische Menschheit sich machen können, wenn er an statt eines Mémoire sur l'état (deplorable) actuel de l'Allemagne, den bei dem jüngsten Kongreß versammelten Monarchen einen solchen Plan über die Ausrottung des Zweikampfes übergeben hätte. Ich würde ihm sehr gerne die Ehre der ersten Erfindung überlassen haben.

München im März 1819.

R.

Ueber die Gerichte mit Geschwornen. (eingesandt.)

Um sich von der Wohlthat dieser Institute, die uns so unmaßig angepriesen werden, recht lebhaft zu überzeugen, lese man die Thatfachen, welche der Großsiegelbewahrer von Frankreich in der Deputirtenkammer am 23. März l. J. anführte, dann die Lobsprüche, die der um die öffentliche Sicherheit so sehr verdiente Bürger Reil diesem Institute beilegt. Wie werden die Diebsbenden sich freuen, wenn diese milden Gerichte bei uns eingeführt werden! Was sie in einem vom ParteiGeiste zerrissenen Lande sind, darüber kann uns das nahe Frankreich belehren! — Unsere Civil-Gesetzgebung hat offenbare Gebrechen. Man kann sie aber verbessern, ohne den Schutz von seinem Leisten wegzunehmen, und ihn auf den Richterstuhl zu setzen. Unsere Criminal-Gesetzgebung hat den gerechten Vorwurf, daß sie zu gelinde sey. Man beschränke das ewige Appelliren, wozu man die Inquisiten fast nöthiget, nur auf wichtige Fälle. Wenn die Karolina auf den dritten Diebstahl von 30 fr. Werth die Todesstrafe legte, so ist dieß allerdings ein barbarisches Gesetz; aber ist es nicht eben so übertrieben, wenn wir die gefährlichsten Menschen, wahre Auswürflinge, ihre Lebenszeit hindurch als Pfandner in den StrafAnstalten unterhalten? — Unsere Trennung der Untersuchung von der Entscheidung ist gewiß sehr zweckmäßig, und dürfte der Einführung der Geschwornen-Gerichte weit vorzuziehen seyn. Die Advokaten müssen alle Schuld wegen der Gebrechen in der Gesetzgebung tragen, und warum? weil man zu viele angestellt hat. Gewiß ein sehr logischer Schluß!

Ich bemerke überhaupt zwei herrschende Hauptzüge unsers ZeitGeistes, nämlich 1.) ein beständiges Drängen und Treiben nach Formen, eine wahre Sucht, alle möglichen Fälle voraus zu bestimmen, für alles Normen zu geben, und Geist und Herz in Sklavenketten zu schmieden. Dieses Gängel aller Verhältnisse im menschlichen Leben muß zu einer Menge von Unvollkommenheiten führen. Ein zweiter Hauptzug unsers ZeitAlters ist 2.) eine wahre Jagd gegen Ungerechtigkeit und Despotie. Ueberall wittert man diese Uebel, und wenn man solchen DunstGestalten zu Leibe geht, verschwinden sie in ein Nichts. Diese Jagd hat große Aehnlichkeit mit dem Gespensterglauben. So lange man sie glaubt, sind sie da, glaubt man sie nicht mehr, so sind sie verschwunden. Was muß der Unterthan, was das Ausland von unsern StaatsDienern halten, wenn eine Klasse derselben nach der andern mit den Fehlern einzelner Individuen behangen ausgestellt wird? — Es steht aber Gott Lob bei uns bei weitem nicht so arg aus. Unser Staat kann sich in Hinsicht seiner Diener jedem andern an die Seite stellen, vor sehr vielen aber den Vorrang behaupten. Zu wünschen wäre es freilich, daß mehr Werth auf den äußern Beamten gelegt würde; er ist den Unterthanen am nächsten, er wirkt unmittelbar auf das Volk, er muß alles einleiten, alles vorarrbeiten. Man beleidigt sein Ehrgefühl nicht durch beständige StrafenDrohungen, man erlasse keine delphischen OrakelSprüche, wenn es sich um Belehrung handelt, man rekrutire die Kollegien nicht mit jungen Leuten, die noch voll von UniversitätsEigendünkel und TheorienWust stecken, und an erfahrenen LandBeamten zum Ritter werden wollen. — Man eröffne den unglücklichen Land-GerichtsAssessoren mehr Gelegenheiten zur Beförderung, damit nicht bei weitem die Mehrzahl derselben in der Vorbereitung zum Staatsdienste absterben muß. Das Mißvergnügen, das unter dieser Klasse von StaatsDienern allgemein herrscht, ist keineswegs gemacht, ihnen Liebe und Treue zu ihrem Berufe einzusäen. Eine Besoldung von 600 fl., die durch drei Rang Stufen fortläuft, ist wirklich eine eigene Erscheinung. Ist denn eine Mehrausgabe von ein paar Mal hundert tausend zu viel, wenn man 4 bis 5 hundert Assessoren für ihre Existenz beruhigen, und sie für ihre Geschäfte gewinnen kann, die sie bisher mit Unmuth und Widerwillen betrieben? — Wird dadurch nicht mehr gewonnen, als wenn wir wieder ein paar Tabellen weiter ersinnen, die wir ihnen wie Sporne in den Leib setzen? — Quält und plagt euch nicht so mit Formen, bildet brave Menschen, laßt andere Leute auch leben, wenn ihr gesättigt seyd, dann braucht ihr nicht so viel Formen; laßt die Gelehrsamkeit nicht die Oberhand gewinnen, und die Moralität auch etwas gelten; achtet jeden StaatsDiener, damit er vom Volke wieder geachtet werde; gebt wenige aber gute Gesetze, und vergeßt nie, daß Tadeln viel leichter ist als besser machen! — G. . .

Ueber NationalTracht.

Nicht ganz mit Unrecht wird behauptet, daß man aus der Kleidung den Charakter eines Volkes, wie eines einzelnen Menschen zu erkennen vermöge. Denn wo ein Volk von Sklaverei gedrückt, wie Zugvieh den Tag über seine Lasten hinschleppt: da wird im gebeugten Gang und in schmügglicher Kleidung sich die innere Schlasheit offenbaren, und kein Freier kann lange unter solchem Volke verweilen. Alte und neue Zeiten liefern uns Beispiele genug. Sparta und Athen, Rom in seiner Blüte und in seinem Verfall geben Zeugniß. Blühend, kraftvoll und frei war der ganze Charakter, und die Kleidung eine passende Hülle, eigentlich eine schöne Enthüllung des inneren

Strebens. Aber unter dem Drucke von Despoten welch ein Unterschied! Schlaf und feig die Seele, weichlich und geziert die Kleidung der Entnervten.

Frei ist der Vater. Ein schönes Band vereinigt uns alle; die alte VaterlandsLiebe befeelt noch die Weisten, und das Gefühl für Recht und Wahrheit lebt noch in dem Busen mancher Edlen. Und sonach könnte auch unsere Kleidung ein Spiegel von dem innern Leben werden, und sie wird und muß es werden, wenn erst der Despot darnieder liegt, der Kraft und Leben aufreißt, und eine hohle Puppe zurückläßt — wenn die Modesucht nimmer Herzen und Sitten vergiftet! — Wohl giebt es noch viele, und ich freue mich deß, welche Verdienste und Talent nicht nach dem Zuschnitte des Rockes, nicht nach gekräuselten Haaren bemessen; aber viele, viele giebt es auch, die das Heimische verachten, und zum Spotte herabwürdigen, was so lange ehrwürdig war, — weil sie sechs Meilen über die Grenzen ihres Vaterlandes wegschritten, und mit drei fremden Worten, die sie in ihrem feichten Kopfe behielten, die Heimat wieder begrüßten. Aber ihre Heimat ist sie nun nicht mehr. Ekel und Ueberdruß finden sie überall die ausgearteten Kinder, und kein deutendes Wort spricht mehr zu ihrem Herzen. Was neu ist, und aus der Fremde angezogen kommt, das gilt, das hat Werth, und nur das ist schön. So verändeln alte und junge Gecken vor dem Spiegel und auf Promenaden Zeit und Kräfte, die sie ihrem Vaterlande und der Menschheit schuldig sind, welches diese Thoren mitleidig duldet. —

Ungereimt wäre es wohl, zu fordern, alle sollten dieselbe Kleidung wählen, demselben Zuschnitte ihren Körper anpassen; oder jeder Stand sollte sich von dem andern verschieden kleiden. Aber das ist nicht ungereimt zu fordern: Jeder kleide sich mit dem, was sein Vaterland an Kunst und Naturprodukten darbietet. Welcher Wohlstand würde bald manche öde Stadt wieder beleben, wenn dieses geltend gemacht würde! Und kleidet denn das Fremde besser? Kann der fremde Zeug einen Höcker eben, der fremde Hut ein schielendes Auge freundlich, aufrichtig, der fremde Zuschnitt einen Busen blühender, der fremde Schuh krumme Beine gerade machen? Schönheit wohnt in der Seele, in den Zügen und in der Gestaltung des Körpers spricht sie sich aus; aber kein in = oder ländisches Tuch vermag etwas hinzu zu thun.

Möchten die edlen Abgeordneten des Vaterlandes auch dieses zur Sprache bringen!

Mils.

Ueber öffentliche Spiele.

Der Geist eines Volkes spricht sich vorzüglich in den öffentlichen Spielen und Feierlichkeiten aus, und zu diesen rechne ich vor allen Spiele auf der Bühne überhaupt. Jeder Fremde kann darnach den Grad der Bildung, der Kunst beurtheilen; aber auch von diesen auf das sittliche Verderben, auf Verweichlichung und Gemeinheit schließen.

Ein an Geist und Körper kräftiges Volk findet kein Behagen an PuppenSpielen, keine Lust an entehrenden Scenen und Handlungen, feigen Thoren und feilen Ruppelrinnen, die elend dahin keuchen, und mit blumentrüben Phrasen Gift in das unschuldige Herz träufeln, das langsam alles Mark verzehret. Wie der Charakter eines Volkes, so die Sitte, so das Spiel, an dem es sich erheitern, ergötzen und belehren will. Treu der Natur, treu der MenschenGeschichte wird das Spiel seyn, das einem edlen Volke genügen soll. Als Aristophanes und Plautus in Griechenland und Rom auf der Bühne glänzten, da war der Staat seinem Untergange nahe.

Dafür dürfen wir zwar jetzt noch nicht bangen; aber wie lange noch, und wir stehen auf derselben Stufe? Betrachten wir die Spiele, welche seit 10, 15 Jahren unsere Bühnen beleben, welche Weichheit, welche Gemeinheit, ja Rohheit dazu!! Ernst und feierlich schritt ehemals der Held vorüber, im Kampfe mit sich und einer Welt, unterliegend oder siegend ergriff er unser Herz. Die Tragödie bildete sich langsam, und allmählich begrüßten wir die ersten Gestalten mit allgemeiner Nahrung — wir erkannten des Menschen geheimstes Ringen und Streben, sahen ihn fallen, und sollten ihm unsere Thränen. Nun aber, seht! o seht! tanzt der Held, angethan mit einem zierlichen Feierkleide, vor der Schlacht entehrende Tänze, verschwendet süße Worte an feile Musen, hüpfet nach gefälliger Melodie umher, daß nervenschwache Damen vor seinem festen Tritte nicht in Ohnmacht fallen; dann zieht er mit klingendem Spiel in den Kampf, und seht! — seinem Zauber vermag Niemand zu widerstehen, alles ergiebt sich dem kindlichen Helden, und Tänzen beschließt die ruhmwürdige Handlung. Kaum einmal des Jahres eilt, wie ein Gespenst, ein ernsterer Schatten vorüber, Niemand hört seine Worte, Niemand bemerkt seine Thaten, wenn nicht etwa die edle Gestalt unsrer Augenbewaffneten Schönen fesselt! — Ist dieses das Spiel für ein Volk, das die größten Schlachten sprachen, dieses Erheiterung für den denkenden Geist?

Abgeschüttelt, spricht ihr, ist das Joch der Sklaverei? Nein, jetzt erst haben wir es uns aufgebürdet, und im Solde des Despoten — der Mode — stehen wir. Ist das Vaterland denn gar so arm an heimischer Kunst? Hat nicht Deutschland so viel Schönes und Erhabenes erzeugt? Aber ihr erkennet es nicht und wisset es nicht. Fremde Töne umspielen euer Ohr, und ihr schmelzt hin, da keine Kraft mehr in euch ist, das Bessere, Ernsteren anzusehen und zu vernehmen. O verbannt doch, verbannt diesen Dämon, der alle Wochen auf der Bühne erscheint, Herz und Geist vergiftet, und uns an das Ausland verkauft!!

Mils.

Politische Reflexionen der Mad. von Stael. (Fortsetzung.)

Der Fürst ist nicht StaatsBeamt, er ist Ausüßer der aufstehenden StaatsGewalt (welche Benj. Constant als die vierte neben der vollziehenden, gesetzgebenden und richterlichen annimmt, und pouvoir royal nennt.)

Eine Constitution, die den König oder das Volk demüthigt, muß nothwendig von einem der beiden umgestürzt werden.

Es ist ein großer Fehler, wenn man die Pairskammer aus Haß gegen die Privilegirten verwerfen will. Man braucht einen Mittelstand zwischen dem König und den VolksDeputirten, man

muß dafür den niedern Adel mehr mit dem Volk verschmelzen.

Eine verabschönigungswürdige Politik ist, das Gute durch Uebermaß des Übels herbei führen zu wollen. Sie verführt durch einen Schein von Tiefe, aber sie ist Betrug, und wenn viele glauben, daß Betrug dem menschlichen Verstand mehr Ehre mache als Wahrheit, so ist dieß die übelste placirteste Auktorität.

Wenn die Kammern 3 Jahre nacheinander dasselbe begehren, soll die königliche Verweigerung nicht mehr Statt haben können.

Der Faktionsgeist hat nur eine Furcht, die Weisheit immer zwei.

Wo die Offiziers nach Verdienst und nicht nach Stand gewählt werden, macht die Armee einen Theil der Nation.

Neuer Amtsadel ist das einzige Mittel gegen den Feudaladel; denn nur das ist zerstört, was erseht ist.

Auch erreicht man besser die Gleichheit durch Mischung als Nivellirung, also besser durch Erhebung der Niedrigen, als durch Erniedrigung der Hohen, weil diese den Besitz und die Geschichte für sich haben.

Der Widerstand ist immer im Verhältniß mit dem Druck.

Der Staatsmann, um gewissenhaft zu seyn, muß immer dem schwächeren Theil helfen.

Der Fürst muß seine Entschließung jederzeit mit Motiven begründen, die die öffentliche Meinung für sich haben.

In unruhigen Zeiten reißt eine blendende Redensart die Menschen oft hin, übles zu thun.

Wer widerstehen will, ohne Kraft zu haben, erregt Unwillen.

Hosleute kennen in der Politik wie in der Religion, nur einen Grundsatz; Intoleranz.

Die Ausschließung der Minister aus den Kammern verwandelt das Gleichgewicht der Gewalten in offenbare Feindseligkeiten.

Kann man den feinen Mann von Einfluß sehen, ohne ihm unterwürfig zu werden? Daran mußten die Repräsentanten sich gewöhnen.

Zwischen fürchten und todtschlagen, womit man in Frankreich anfang und endigte, muß es ja doch ein Mittel geben.

Die Menschen, die zwei so verschiedene Sachen, wie ihren Stand und die Welt vereinbaren müssen, (Geistliche) erwerben früh Schlaueit und Vertellung.

In England glaubt man es der Freiheit gefährlich, daß der König unabhängige Einkünfte beziehe. (Soll öffentliche Rechnung nicht die Civilisten ersetzen?)

In der Regierung wie in der Religion verbietet man die Herzen, wenn man mit Gewalt erhalten will, was der Zeit nicht gemäß ist.

Verfolgung der Priester war politischer Fanatismus gegen religiöse von der Religion und Philosophie zugleich Verdamnte.

Wenn man die Vernunft schlecht verteidigt, unterliegt sie den Vorurtheilen der Zeit.

Man muß nie die Widersacher des Neuen oder die Anhänger des Alten in eine Lage versetzen, die das Mitleiden anruft, sonst ist die öffentliche Meinung für sie.

Die Theoretiker wollen die Länder wie Colonien behandeln, die keine Vergangenheit haben, aber die Vergangenheit hat ihren unzerstörlichen Einfluß.

Die Achtung der Deutschen für historische Namen muß für die Pairskammer benützt werden, aber auch Verdienst muß dazu den Weg öffnen.

Theoretische Gleichheit beraubt uns eines herrlichen Mittels, nämlich der Emulation. Abstufungen, von den Philosophen verworfen, sind oft wesentlich nützlich zur Erhaltung der Ordnung und Gesehe.

Es gehört große Gesehegebungskenntnis dazu, um die Mängel einer Constitution zu beurtheilen.

Es giebt Wahrheiten, die man erkennt, statt sie zu lernen, und die man nur zu zeigen braucht, um zu überzeugen.

Alle Männer im Besitz der Gewalt, glauben an die Dauer der Gegenwart.

Die Gewalten müssen gleich seyn, nicht durch ihre Schwäche, sondern ihre Stärke.

Man muß mit den GrundSätzen unterhandeln,

nicht mit den Individuen, diese stellen sich von selbst an ihren Platz, sobald Grenzen festgestellt sind.

Die Reaction ist immer dem gegebenen Anstoß gleich.

In Gährungszeiten muß man sich am wenigsten der schlechten Parthei anschließen.

Das Geheimniß der gesellschaftlichen Ordnung besteht in der Geduld des großen Haufens.

Daß das Laster auf Irreligion gegründet wird, ist eine Huldigung, die man der innigen Verbindung der Moral mit der Religion bringt.

Der Abscheu gegen die Adlichen ist ein sentiment subalterne, das man überwinden muß.

Die Phrasen dienen den Herz- und Geistlosen, um Wiß oder Empfindung, welche die Natur ihnen versagt, tout fait zu geben.

Alle antretenden Regierungen wünschen Frieden.

In unruhigen Zeiten nimmt man immer die Meinung wirklich an, der man beschuldigt wird.

Die Meinungsverschiedenheit ist kein Subordinationsfehler.

In den ursprünglichen Wahlen besteht die Freiheit; sie ist die beste Schutzwehr gegen den Despotismus.

England, despotisch regiert, wird den Fremden, die den Despotismus unterstützen, keine Hilfs-Quelle mehr seyn.

Die Zeitungen sind die Lektüren von drei Vierteln der Nation, folglich ein schädliches Werkzeug des Despotismus, wenn sie nicht als Mittel der Freiheit benützt werden.

Widerstand der Privilegirten gegen Gewalt und Vernunft verbirbt sie und das Land.

Das MenschenGeschlecht schreitet in Ideen vorwärts, durch die Leidenschaft bleibt es ewig in demselben Kreis festgebannt.

Die Revolutionäre sind gewaltthätiger als Flug, und daher geschmeichelt, wenn man sie als Staatsmänner behandelt.

Das Concordat sollte nach Napoleons Meinung die Vaccine seyn, um die Religion auszurotten.

Inmoralität in der Politik gleicht einer wucherischen Schuld Aufnahme, hilft augenblicklich, aber ruiniert.

Il faut diminuer la rudesse du pouvoir par l'ascendant volontaire de la consideration, also muß Adel seyn.

Die Pairs Würde ist von dem alten Erbadel eben so verschieden, wie die konstitutionelle Monarchie von der feudalen. Sie bildet eine erbliche Magistratur, welche, weil sie sich nur auf das Familienhaupt beschränkt, den eigentlichen Klassenunterschied aufhebt. Sie ist mit großen Ehren verbunden, nicht wegen des Eroberungsrechts, worauf der Feudaladel beruht, sondern wegen dem Nutzen, den sie dem gemeinen Besten bringen.

Eine gewisse Partei hielt die Verfassungs-Urkunde für ein notwendiges Uebel, dem man sich fügen müsse, so lange die Unbild der Zeit es fordere, für ein hölzernes Haus, mit dem man sich behelfe, bis die wahre Wohnung, die Feudalregierung, neu aufgebaut sey. Die Minister sprachen öffentlich von der Urkunde mit der größten Ehrfurcht, besonders wenn sie Maasregeln in Vorschlag brachten, um sie stückweise zu zerstören, aber im vertraulichen Gespräch machten sie sich über die Verfassung lustig, als wenn die Rechte des Volks nichts wären, als ein spasshafter Einfall. Kann man am Rande des Abgrunds so leichtsinnig seyn! Es mag Weltton und höfische Liebenswürdigkeit verrathen, aber was thut man mit diesen Eigenschaften in den ernsthaften Tagen der Geschichte.

Grundlegung der Kammeralwissenschaften, oder über die systematische Einheit und den organischen Zusammenhang derselben, von Johann Adam Oberndorfer, Doktor der Rechte. Landshut 1818.

Als Proben dieser wichtigen Schrift theilen wir einige merkwürdige Stellen mit, welche den denkenden, originellen Kopf verrathen.

Alle bisher vom Staate aufgestellten, und von den StaatsWirtschaftsGelehrten unserer Zeit angenommenen Begriffe vom Staate stützen sich auf eines oder das andere der folgenden Hauptmerkmale: 1) daß er eine Gesellschaft sey; 2) daß ihm gewisse Verträge, Urverträge zu Grunde liegen; 3) daß er eine Vereinigung zur Realisirung irgend eines Zweckes; 4) daß er die einzig mögliche Form der Existenz der Menschheit sey. Mit diesen Ansichten müssen die KammeralSysteme, die man allenfalls auf GrundSätze, die davon abgeleitet sind, erbaute, stehen oder fallen. Prüft man daher die ersten, so spricht man zugleich auch über die zweiten das Urtheil, und ich kann mich bewegen ohne Mangelhaftigkeit auf die ersten einschränken.

Ad 1. Der Staat ist keine Gesellschaft. — Der wesentliche Begriff einer Gesellschaft ist: freiwilliges, in der Zeit vorgegangenes Zusammentreten zur Erreichung eines bestimmten Zweckes. Gerade das Gegentheil von allen diesen Merkmalen macht den Charakter des Staates aus.

Ad 2. Um dem lockern Verbande des Staates als einer Gesellschaft mehr innern rechtlich notwendigen Zusammenhang zuschreiben zu können, unterlegte man seiner Wesenheit gewisse Urverträge, pacta unionis, subditiionis etc. Allein das, was an sich schon absolut notwendig ist, bedarf, um zu seyn, keines Vertrages mehr. — Worin sollte aber auch die verbindliche Kraft solcher Urverträge liegen? In positiven Gesehen konnte sie nicht liegen, weil diese den Staat schon voraussetzen, der durch jene Verträge erst begründet werden soll; und liegt sie in einer moralischen Nothwendigkeit, so ist diese gewiß nichts anderes, als eben das Wesen des Staates selbst.

Die bisherige Einrichtung der Kammeralämter veranlaßte die Beschränkung der Kammeralpraxis auf die bloße Finanzverwaltung. Allein bloße Finanzämter von den nationalökonomischen und ökonomisch-polizeilichen völlig getrennt, entsprechen den Ansichten, die man gegenwärtig vom Leben des Staates und seiner Thätigkeit hat, nicht mehr. Sie haben vornehmlich Folgendes gegen sich: 1. Sie sind gegen die Konsequenz. Man hat a) gewiß aus zureichenden und sehr guten Gründen bei jedem andern Staats Verwaltungszweige nicht nur die beiden Richtungen in Rücksicht der beiden Formen des Staates als Staatsorganisation und als Nation, sondern auch die besondere für den jedesmaligen Verwaltungszweig einschlägige Polizei vereinigt. Die öffentliche und PrivatSittlichkeit ist sammt der SittenPolizei den kirchlichen Obrigkeiten, — die Civil- und KriminalRechtsPfleger sammt der RechtsPolizei gewöhnlich demselben Staatsorgane, — der öffentliche und Privatunterricht sammt der SchulenPolizei der Aufsicht einer und der nämlichen Behörde anvertraut; — warum soll nicht auch die Staats- und Nationalökonomie, und die ökonomische Polizei, die ihrem Wesen nach so unzertrennlich sind, wie die Theile der vorhin genannten, gleichfalls durch dasselbe Organ des Staates verwaltet werden? b) Jeder Zweig der Staatsverwaltung kann nur als besonderes Organ der LebensThätigkeit des Staates angesehen werden, so zwar, daß es gerade eben so viele Ämter geben muß, als das Leben des Staates Richtungen hat. Da nun der Unterschied zwischen National- und Staatsökonomie und der ökonomischen Polizei ein bloß formaler ist, der nur der wissenschaftlichen Betrachtung, nicht aber dem Leben und der LebensThätigkeit entspricht, so ist klar, daß sich mit Konsequenz jene kameralistischen Verwaltungszweige nicht trennen lassen. Eine solche Trennung wäre 2. auch gegen die Politik. a) Wenn ein Amt keine andere Funktion hat, als bloß die Gefälle des Staates einzutreiben, so muß es nach der eigennützigen Natur der Menschen durchaus geschehen, daß dasselbe gehaft werde, daß b) der Glaube an ein getrenntes Interesse des Staates und der Nation entstehen, genährt und gestärkt, und c) das Intruen, die Unhänglichkeit, wohl auch der Patriotismus überhaupt geschwächt werden müsse. Denn wohin d) das Vermögen der Nation unmittelbar ausfließt, von daher erwartet sie auch mit Recht wieder unmittelbare Unterstützung in der Erzeugung und Gewinnung desselben. Es ist in dieser Hinsicht nicht zureichend, daß auf einer andern Seite durch eine andere Behörde diese Unterstützung geleistet wird, auch nicht genug, daß der unmittelbare Abgang des Nationalvermögens mittelbar wieder auf andern Wegen zurückfließt; die Politik fordert, daß die Nation es fühle, es deutlich wahrnehme, daß sie in der Einheit des Staates lebe, daß ihr Interesse und das des Staates kein gesondertes, sondern eines und das nämliche sey. Bloße Finanzämter sind 3) auch gegen die gute Ökonomie des Staates. a) Sie vermehren unnöthiger Weise die Geschäfte. Denn was das Leben vereinigt hat, das trennt die Absonderung der Verwaltung nicht mehr. Daher wird zwischen den Finanzämtern, und jenen, welche die Nationalökonomie und die ökonomische Polizei zu ihrem Ressort haben, eine ewige gegenseitige Korrespondenz unumgänglich nothwendig. b) Werden die übrigen kameralistischen Verwaltungszweige andern Behörden, z. B. den Gerichten zugetheilt, so entsteht eine entsetzliche Disparität unter den Geschäften derselben. Die Hauptgeschäfte werden gelähmt, und die Nebengeschäfte als solche nicht mit gehöriger Sorgfalt gepflogen. c) Theilt man sie besonders Ämtern zu, so wird das Personal, und damit die Nothwendigkeit größeren KostenAufwandes nöthig.

Die Ursache, welche die Staaten bewog, bisher bei der Absonderung der Kammeralämter zu beharren, ist die Meinung, daß die besonderen Zweige in ihrer Vertheilung — vielleicht nach den Regeln der Theilung der Arbeit — besser verwaltet werden; wenigstens läßt sich denken, daß man sich der Führung eines einzelnen Geschäftes leichter und gründlicher vorbereiten, und eben deswegen mit glücklicherm und sicherem Erfolge unternehmen kann. Allein 1. ist es noch zu bezweifeln, ob der dadurch errungene Vortheil die gegenseitigen Nachtheile aufhebe; 2) ob sich jemand entschließen werde, lieber für einen einzelnen Gegenstand, der ihm nur beschränkte Hoffnung seiner künftigen Verwendung giebt, als für mehrere derselben Art zugleich und desto eifriger sich zu bilden; 3. ob nicht eben aus dem Gesichtspunkte des Ganzen die Verwaltung mehr Gedeihen

erwarten lasse, als die einseitige Behandlung. Dagegen gewährt die Vereinigung der Kammeral-Beamtungen wesentliche Vortheile. 1. Sie vermindert und 2. vereinfacht die Geschäfte; macht 3. unnüthiges Personal entbehrlich; läßt 4. mehrere und gründlicher und allgemeiner gebildete Kandidaten, somit 5. auch bessere Verwaltung und 6. besonders wegen der Einheit und der Zusammenstimmung der einzelnen Zweige sicherern Erfolg der Verwaltung erwarten; 7. sie entspricht der Einheit des Lebens der Nation und des Staates, und des beiderseitigen Interesses, so wie 8. den Forderungen der wissenschaftlichen Ansicht.

Alles dieses läßt sich indessen nur dann, dann aber auch sehr leicht erreichen, wenn 1. wie bei den übrigen Fächern, nur absolvirte und geprüfte Kandidaten zur Bewerbung um solche Aemter zugelassen werden, 2. das Studium des Faches durch das vorausgegangene allgemeine Studium zur Erreichung der Bildung für den höhern Stand bedingt ist; wenn 3. die Amtsbezirke so verkleinert werden, daß sie der einzelne Beamte leicht übersehen kann, oder wenn 4. bei größeren Bezirken den Beamten Gehülfen beigegeben werden, wodurch a) eine Art Kontrolle, b) Beratung und kollegialische Verhandlung, c) Vertheilung der besondern Fächer nach den Fähigkeiten aufs Leichteste bewirkt werden kann. 5. Die besondere Leitung kann von den Landeskollegien aus durch die für jedes Fach im Besondern bestimmten Räte geschehen.

Alles dieses nun zusammengekommen kann man nicht umhin, zu wünschen und zu erwarten, daß den Kammeralämtern ihr natürlicher Umfang 1. über alle nationalökonomischen Gegenstände, als: Purifikation der belasteten Landgüter, Zertrümmerungen, Arrondierungen, Vereinigungen, Anlegung von Kolonien, GemeinheitsTheilungen — so weit sie im nationalökonomischen, nicht aber im rechtlichen Gesichtspunkte liegen; ferner die Leitung der Gewerbe, der Beisitz bei Kunstversammlungen, Begutachtung der Anlagen neuer Fabriken, der Vermehrung oder Verminderung der Gewerbe, so wie die Aufsicht über die Handels- und Kramerei-Geschäfte; 2. über die ganze Staatsökonomie, und zwar nicht bloß die Perception die Gefälle und ihre Verrechnung, sondern auch ihre Basirung und Repartirung, die Liquidation und Erhebung der Gefälle aus Regalien, die Verwaltung und Benützung der Domänen, Forste und Bergwerke; endlich 3. über die ganze ökonomische Polizei, die Bevölkerung, die Hagel-Schadens- = Vieh-Seuche- = Brand- = und Schiffsfahrts-Asssekuranz, Schrammen- = und Wochen-Märkte, Mehlmüge, Mehl- = Brod- = und Fleisch-Taxe, Bier-Satz, die Pfand- = und Leih-Anstalten, die Zwischenhändler, den Kunstzwang, Handels-Monopole, Jahr-Märkte, Beschäftigungs-Anstalten, Armen-Polizei, Ehehalten-Ordnung, die Handhabung der Kulturs-Gesetze und Verordnungen, der Kunst-Verfassung, Straßen- = und Brücken-Bau, Zölle und Mauten etc. zugetheilt werden. Geschieht dieses, dann haben die besondern Kammeral-Sektionen oder Fakultäten, zu deren Errichtung die königl. bayer. Regierung auf ihren Universitäten längst das Beispiel gegeben hat, eben so gut ihren praktischen als wissenschaftlichen Zweck; dann wird sich aber auch die Zahl der Kandidaten derselben so vermehren, daß sie sich zur Zahl der Rechts-Kandidaten nicht mehr wie 1 : 10 sondern vielmehr wie 5 : 4 verhalte; dann werden aber auch nicht mehr bloß jene, die ein andres Fach erlernen zu können verzweifeln, sondern jeder wird sich demselben gerne widmen, der genug Talente, Kraft und Muth zu haben glaubt, um sich für ein Fach, das so eng mit der Natur, mit dem Leben verbunden ist, hinlänglich bilden zu können. So lange aber die verschiedenen Zweige der Kammeral-Beamtung einzeln oder mit der Justiz verknüpft verwaltet werden, kann denen, die sich jenen oder diesen unterziehen, das Studium der gesammten Kammeralistik, nebst dem der Jurisprudenz, nicht erlassen werden, wenn ihre Verwaltung nicht unsicher und einseitig seyn soll.

Programm über die feierliche Beerdigung des seligen Herrn Anton Eggstein, Land-Eigenthümers und Brauers zu Burgau im Oberdonaukreise, und Abgeordneten zur zweiten Kammer der Ständeversammlung.

Am 13. März Vormittags um halb 9 Uhr starb unvermutheten Todes, in dem Gast-Hause des WeinWirths Döllerer im Thal (A. 422), Herr Anton Eggstein, Land-Eigenthümer, Brauer- und Hauptmann des bürgerlichen JägerCorps zu Burgau im Oberdonaukreise, Abgeordneter zur zweiten Kammer der Ständeversammlung. Er war erst 39 Jahre alt, und hatte das Lob, dessen er sich in seiner Heimath und Umgebung als thätiger HausWirth, als redlicher Bürger, als treuer Auf eines ruhigen, sanften, bieder, für das Wohl des Vaterlandes besorgten EhrenMannes noch fester begründet. Welchen Antheil an seinem Gange ins andere Leben die Hauptstadt München und die bei der ersten ständischen Versammlung anwesenden Herren Reichsräthe und Berordneter genommen haben, beweiset folgende Beschreibung seiner Beerdigung. Seine sterbliche Hülle wurde noch am 13. März auf dem GottesAcker in dem dazu bestimmten Leichen-Hause ausgesetzt. Der Abend des 16. März war angesetzt für die feierliche Bestattung zur Erde. Um halb 6 Uhr versammelten sich alle Abgeordneten der zweiten Kammer in dem Stände-Hause. Von da weg gingen sie im gemeinschaftlichen Zuge, ihre Herren Präsidenten an der Spitze, nach dem Kirchhofe, und kamen hier nach 6 Uhr an. Schon waren daselbst versammelt die Herren Abgeordneten aus dem Reichsrathe, eine Compagnie des BürgerMilitärs, die Schuljugend, und eine zahllose Menge von mehr als zehntausend Menschen. Ein Geistlicher aus der Pfarrei zu unserer lieben Frau begann am dem Sarge des Verstorbenen die kirchlichen Gebete und Funktionen. Nun erhob sich der feierliche Zug in der schönsten Ordnung durch eine ungeheure Anzahl rechts und links aufgestellter weibliche Schuljugend mit ihren Herren Inspektoren Häuser und Meister und mit ihren Lehrern. Darauf folgte eine Compagnie bürgerlichen Militärs mit einer stark besetzten TrauerMusik, daran schlossen sich etliche fünfzig Fackeln an. Nun kam der funktionirende Geistliche mit seinem Gefolge, voran das Bildniß des gekreuzigten Heilandes. Unmittelbar darnach wurde getragen der Leichnam in einem Sarge, mit feierlichem Trauerkleide, und mit dem Hute und Degen eines bürgerlichen JägerHauptmanns geziert. Hinter dem Sarge nach den Pedellen der Ständeversammlung, traten um den Arm besetzt einher, die Herren Abgeordneten aus der hohen Kammer der Reichsräthe — Herr Ermin Franz Damian Joseph Graf v. Schönborn, zweiter Präsident des Reichsrathes, Herr Anselm Maria Fürst Fugger v. Babenhausen, KronOberstkämmerer, Herr Joseph Hugo Graf Fugger von und zu Kirchheim, Herr Joseph Leopold Friedrich Ludwig Graf v. Ortenburg zu Lamach, des älteren Geschlechtes, Herr Friedrich Graf Fugger von Kirch-

berg-Weissenhorn. Diesen zunächst giengen die sämmtlichen Herrn Abgeordneten der zweiten Kammer, zuerst ihr Herr Präsident, Sebastian Freiherr v. Schrenk, Kämmerer und OberAppellationsGerichtsrath mit beiden Herren Sekretären, dann die Trauer führenden Herren Abgeordneten aus dem Oberdonaukreise, Flöre um den Arm, und nach ihnen die übrigen Herren Abgeordneten. Den Schluß des ehrenvollen Zuges machte das ganze OffizierCorps der bürgerlichen LandWehr. Als man am Grabe angekommen war, wurde der Leichnam nach katholischem Ritus unter den priesterlichen Gebeten und Segnungen in die Grube gesenkt. Darauf bestieg der Abgeordnete aus der Klasse der katholischen Geistlichkeit des Oberdonaukreises, Herr Karl Egger, Pfarrer in Kleinaitingen, den GrabHügel und hielt an die unübersehbare Menge der Anwesenden die hier abgedruckte Rede.

„Noch nicht alle Abgeordneten hatten vergangenen Sonnabend den Saal der zweiten Kammer der Ständeversammlung betreten, und plötzlich eilte von Mann zu Mann die höchst betrübte Nachricht; Eggstein ist gestorben! Der gute, ruhige, sanfte Eggstein ist gestorben, hieß es selbst bei denen, die ihn noch nicht näher kennen gelernt hatten. Gestorben ist Eggstein, von dem die wenigsten wußten, daß er krank sey, um so tiefer war der Eindruck, den die TodesPost machte. Eggstein ist gestorben, hieß es weiter, den selbst seine Freunde nichts weniger, als gefährlich krank glaubten, und der auch selbst sich nie eigentlich zu Bette gelegt, und noch den Abend vorher seine mitabgeordneten Freunde in ihrem Zimmer desselben Gast-Hauses besuchte hatte. Man denke sich, wie wir Alle betroffen dastanden, als man uns erzählte: Nach halb 9 Uhr gingen die Herren Abgeordneten Gräß und Hauser zu dem Kranken und meldeten ihm, daß sie nun zur Sitzung ins Stände-Haus gehen; er aber sagte ihnen ganz munter: „Ja, gehet nur; ich kann jetzt freilich nicht mitgehen.“ Sie entfernten sich, der Eine, um aus Vorsicht einen leiblichen und geistlichen Arzt zu holen; der Andere, um unterdeß in dem Gastzimmer zu warten. Dieser wartete kaum einige Augenblicke, und schon eilte der Krankenwärter herein mit der traurigsten aller Nachrichten: Herr Eggstein ist plötzlich verschieden. Unsrer Betroffenheit wuchs höher an bei dem Gedanken: Herr Anton Eggstein war noch ein junger Mann, fünf Wochen über 39 Jahre alt. Groß und ausgebreitet sind daheim — zu Burgau — 24 Stunden von hier, seine häuslichen Geschäfte, als Brauer und LandEigenthümer. Seine beiden, noch nicht mündigen Söhne, der Eine 16 der Andere erst 6 Jahre alt — wie werden sie weinen über den Verlust ihres lieben Vaters, den sie nun nicht mehr sehen werden, und über dessen neuliches Abgehen sie nur dadurch getröstet werden konnten, daß sie der Vater seines baldigen Wiederkommens in den Osterferien versicherte. Und seine zwanzigjährige Tochter, die an der Abzehrung darnieder liegt — wird sie die Nachricht von dem Tode eines solchen Vaters ertragen können, der zur Facklungszeit aus der Ursache feierlich um Urlaub eingekommen ist, um sie zu besuchen, zu erfreuen, zu trösten? Vielleicht, da ich jetzt am Grabe ihres Vaters spreche, liegt sie schon im Sarge. Erst seine Gattin, 49 Jahre alt, die mit ihm in einer so zufriedenen, so glücklichen Ehe lebte — ach! ich fürchte selbst für ihr Leben! Die Freunde des Verstorbenen, die sie genau kennen, diese lebendigen Zeugen ihrer seltenen Liebe zu ihrem Manne, an dessen Grabe sie vor unsern Augen weinen, waren der Ueberzeugung, daß es unendlich schwer lassen würde, die treue Gattin abzubringen von dem Entschlusse, sich die Hülle ihres Geliebten nach Burgau abzuführen zu lassen. Und wirklich! muß man alle erdenkliche Vorsicht und Klugheit gebraucht haben, nicht nur, um sie von diesem Entschlusse abzubringen, sondern auch um ihr zuerst die Krankheit, dann die kleine, dann die größere Gefahr der Krankheit, endlich den Tod selbst bekannt zu machen. Denn schon um halb 12 Uhr der Nacht vom 13. auf den 14. war die TodesPost an den Herrn Landrichter von Burgau, der unsern Eggstein schätzte, durch eine Staffete gebracht: aber mit welcher Zartheit mußte er die Frau Eggstein vorbereitet haben, weil er erst am 14. Abends um halb 5 Uhr die Staffete hieher absenden konnte, um uns über die Art und Weise der Beerdigung zu verständigen. Jedoch, welchen Trost wird die Wittwe mit ihren Kindern und mit der gesammten Freundschaft finden in der großen Theilnahme der Kammer der Abgeordneten? Denselben Augenblick, als sie in ihrem Saale den Tod des Herrn Eggstein vernahm, war schon der Schluß gefaßt, daß sie ihm die letzte Ehre durch einen Trauerzug vom Stände-Hause weg bis zum Grabe und durch die Gegenwart bei dem feierlichen Gottesdienste erweisen werde. Welchen Trost wird sie finden in der großen Bereitwilligkeit, mit welcher das BürgerMilitär der Hauptstadt entgegenkam, und sich erklärte, den Verbliebenen, als bürgerlichen Hauptmann in seiner Vaterstadt, auch hier militärisch zu beehren! Welchen Trost wird sie finden, in der von der hohen Kammer der Reichsräthe zur Begleitung des LeichenZuges angeordneten Deputation von Fürsten und Grafen! Welchen Trost endlich in der schönen Verabredung, welche vaterländisch gesinnte Männer im Vereine mit der hiesigen Schulkommission dahin getroffen hatten, dem Vater, dem ein zu schneller Tod nicht gönnte, daß seine eigenen Kinder vor dem Bette des Sterbenden weinen und ihre Hände zum Himmel ringen und seiner Bahre als erste GrabBegleiter in tiefer Trauer nachfolgeten, durch fremde Kinder als Stellvertreter die letzte Ehre erweisen, ein Grablied singen, und Blumen auf seinen Sarg ins Grab streuen zu lassen! Und der Gedanke, daß der geliebte Gatte gestorben sey in seinem Berufe, dem er aus höhern Rücksichten seine heimatlichen, erfreulichen Verhältnisse zum Opfer gebracht hatte — soll er nicht Balsam seyn für die tiefe Wunde, welche der hochbetrübten Gattin geschlagen wurde durch den traurigen Fall, der ihr den Gatten unvermuthet, ohne die in unserer Kirche für Sterbende angeordneten Wohlthaten und HeilsAnstalten entriß? Sie wird als Christin sich zu fügen wissen in die Anordnungen der göttlichen Vorsehung, die derlei unvermuthete Todesfälle in die Pläne ihrer weisen WeltRegierung aufgenommen hat. Aber auch wir, hochansehnliche! werden die Rathschläge der göttlichen Weisheit annehmen. Sie hat uns für das andere, bessere, unsterbliche Leben geschaffen; sie will uns demnach den Gedanken des Todes — dieses gewichtvollen Ueberganges in die Ewigkeit, von Zeit zu Zeit kräftiger einflößen, und dadurch die Lehre von der Hinfälligkeit des Irdischen nachdrücklicher einprägen. Und gerade dazu scheinen öfter plötzliche Todesfälle im Rathe der göttlichen Vorsehung ein zweckmäßiges Mittel zu seyn. Es hat ja schon ein heidnischer Weise des Alterthumes den Satz aufgestellt: Die Betrachtung des Todes ist die beste Philosophie. — In dieser Betrachtung erhalten aber unvorhergesehene Gänge aus diesem Leben immer wieder neue, stärkere Anregungen. Und ein christlicher Weise hat davon Anlaß genommen, die ernste, wichtige Wahrheit auszusprechen: Weil dich der Tod aller Orten erwartet, so erwarte auch du ihn aller Orten, wenn du weise

seyn willst *). Gewiß, am Grabe der Hingegangenen, insbesondere der unvermuthet Hingegangenen, werden wir mit Ernst erinnert an das zweifache göttliche Wort bei dem Sohne Syrach 7 und 38: Gedenk in allen deinen Werken an deine letzten Dinge, und du wirst ewiglich nicht sündigen. Und: Sey eingedenk meines Gerichtes; denn so wird auch das deine seyn. Heute mir, morgen dir. Wer aus uns soll nicht von diesem düstern Orte, an dem wir uns bei dem grauen Abende unter Jackelschein versammelt haben, voll hohen Ernstes heimkehren, nachdenkend über die Worte des Heilandes: Wachtet; denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde euer Herr kommen wird. — Seyd bereit; denn zur Stunde, wo ihr es nicht glaubet, wird kommen des Menschen Sohn. Matth. 24. Luk. 12. Nebenbei wollen wir nicht vergessen, unserm in Christo dem Herrn verstorbenen Mitbruder Anton jene geistlichen Liebesdienste nachzusenden, die nach der Lehre unsrer heiligen katholischen Kirche ihm noch erspriesslich seyn können. Darum flehen die Freunde und Verwandten, darum flehen die zurückgelassenen Kinder, darum flehet die tiefgebeugte Wittwe des Verstorbenen, im Namen Jesu Christi. Amen."

Nach derer Beendigung stimmte die Schuljugend folgenden TrauerGesang an:

Schön ist's, in der Erwählten Reihe
Ein Rathher seines Volks zu seyn;
Zu wahren treu, mit offnem Muth,
Der Baiern Recht, ihr höchstes Gut.
Ach, Bruder! hart war Dein Geschick!
Fern von der Liebe süßem Blick,
Wornach Dein letzter Puls noch schlug,
Bedeckt Dein Grab der Aschenkrug.
Fern ist Dein Feld, Dein wirthlich Haus;
Die Deinen blicken nach Dir aus;
Die Hausfrau harret und das Geseind,
Die Kinder tief in Trauer sind.
O tröstet euch! — Das Vaterland
Weint heut an seines Grabes Rand,
Er starb, der schönsten Ehren werth,
Dem Fürsten und dem Volk geehrt.

Jetzt traten die Kinder, als Stellvertreter der Kinder des Verstorbenen, zum Grabe hin, und streuten Blumen auf seinen Sarg. Geendet war die feierliche Bestattung zur Erde, und man kehrte im Ernste, der einer solchen Handlung angemessen ist, zurück — das bürgerliche Militär unter begleitender Musik.

Den 17. März Vormittags 9 Uhr hielt Herr Stadtpfarrer zu unser lieben Frau, Herr geistlicher Rath Darchinger eine feierliche Todtenmesse unter Assistenz eines Diacons und Subdiacons. Mehrere heilige Messen wurden darunter — auch von einigen Abgeordneten aus der Klasse der katholischen Geistlichkeit — gelesen. Zugewesen waren die oben genannten Herren Reichsräthe und alle Abgeordneten der zweiten Kammer, nebst vielen andern Gästen aus dem hiesigen Bürgerstande. Den Schluß machten die nach dem katholischen Ritus bei dem feierlich aufgerichteten TodtenGerüste angeordneten kirchlichen Funktionen. Man wird nicht unterlassen, dem Verstorbenen einen Grabstein mit passender Inschrift setzen zu lassen.
Er ruhe im Frieden des Herrn!

*) *Quoniam ubique te mors expectat, si sapiens fueris, ubique eam expectabis.*

Reflexionen der Mad. Stael. (Fortsetzung.)

Wenn die Anhänger des Despotismus sich der Bayonnetten bedienen, so treiben sie ihr Handwerk, aber wenn sie philosophische Formen dabei anwenden, so läßt sich kein Mensch dadurch täuschen. Versucht es nur, den Völkern Licht und Publicität zu nehmen, sie werden dadurch um so mißtrauischer, und alle machiavellischen Künste sind KinderSpiel gegen die eben so zauberischen als natürlichen Kräfte der Wahrheit. Es giebt kein Geheimniß mehr zwischen Regierungen und Völkern, sie verstehen, sie kennen sich. Man kann dieß oder jenes mit Gewalt durchsetzen, aber wenn man sich schmeichelt mit List Einrichtungen herbeizuführen, gegen welche die öffentliche Meinung auf der Huth ist, so hat man keinen Begriff von dem, was das Publikum in unsern Zeiten geworden ist.

Die Künste der Impertinenz lernt ein hoch Beförderter leicht in 24 Stunden, aber vielleicht ein ganzes Leben hindurch bereut er sie.

Die Erblichkeit des Thrones ist allerdings eine vortreffliche Gewährschaft für die Erhaltung der Ruhe im Staate, aber da die Türken auch diesen Vorzug besitzen, so darf man billig annehmen, daß noch ausserdem einige andere Bedingungen erforderlich sind, um das Beste des Staats zu sichern. Zur Legitimität ist also auch die Be-

schränkung der Willkühr nothwendig. Verbindet man mit der Legitimität nicht diesen Nebenbegriff, so geht es ihr wie der Gleichheit. Sie wird als Lösungswort gebraucht, und dient anstatt zur Erweckung gesunden Denkens bloß zur Rechtfertigung der Schildwachen, die auf jeden schiessen, der auf ihr Werda nicht nach Gebühr antwortet.

Es giebt Umstände, unter welchen sich der muthvollste Mann nicht thätig zeigen kann, aber nichts in der Welt kann uns zwingen, gegen unsere Gewissenspflicht zu handeln. Laujunnais, Boissy d'Anglas, und andere haben seit Jahren gezeigt, daß ein passiver Widerstand möglich ist.

Die Verfechter des Alten verzeihen bei keiner Aenderung denjenigen, welche auf irgend eine Art an den Neuerungen Theil genommen; da ist keine Neue, oder Quarantäne kräftig genug, um Nachsicht zu bewirken. Man benützt wohl manchmal die Renegaten, wenn aber diese vorgeblichen Neubefehrten nur ein halbes Prinzip ihres vorigen Glaubens geltend machen wollen, weh ihnen, die alte Muth erwacht gegen sie. Jeder Theilnehmer der Aenderung soll nur nie vergessen, daß die Altsüchtigen ihn als Rebellen betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verfassungskatechismus für Baierns Volk und Jugend. Nordlingen 1819.

Ihr alle, meine lieben Landleute, habt von der neuen VerfassungsUrkunde sprechen hören. Viele von euch haben sie gelesen und wiedergelesen, ihr wißt, daß sie an dem letztverfloßenen GeburtsTag unsers allverehrten Königs öffentlich verkündigt und beschworen worden ist, und daß man dieses allenthalben im Lande für ein sehr glückliches Ereigniß gehalten hat. Ganz natürlich mußte schon damals bei allem Volk die Frage entstehen, was denn die VerfassungsUrkunde eigentlich sey, und worauf sie abziele? Vielleicht hat man euch dieses noch nicht hinlänglich erklärt. Für diesen Fall wird euch gegenwärtiges Büchlein nicht ohne Nutzen seyn.

Es ist nicht schwer euch begreiflich zu machen, auf was eigentlich die Verfassung abziele. Nicht wahr, ihr habt es im Kreise eurer Bekannten oder Verwandten wohl manchmal erlebt, daß ein Vater mit seinen Kindern über ihr jetziges und künftiges Wohl gesprochen, daß er ihre Gesinnungen darüber zu Rath gezogen, und eine Verfügung getroffen hat, wie es mit dem Familienvermögen, mit der Verwaltung desselben gehalten werden, und was überhaupt geschehen soll, um das Beste sowohl der ganzen Familie, als der einzelnen Mitglieder derselben auf dauerhafte Art zu begründen. Dergleichen Verfügungen pflegt man schriftlich aufzusetzen, damit einestheils nichts davon vergessen werde, andertheils kein Streit darüber entstehe, und nicht etwa eines von den Kindern sich mehr herausnehme, als ihm vermöge der zum gemeinschaftlichen Besten, und nach vorgängiger gründlicher Berathung beschlossenen väterlichen Verfügung wirklich zukommt. Seht, eine solche väterliche Uebereinkunft ist die VerfassungsUrkunde oder Schrift, welche unser geliebter Vater Maximilian uns, seinen Kindern gegeben hat. Er selber sagt in derselben, daß er sein Glück und seine Ruhe nur von dem Glück und der Liebe seiner Kinder empfangen will, und hat, wie ihr sehen werdet, für Beides reichlich gesorgt.

Die Verfassung oder die in der Urkunde ausgedrückten RegierungsGrundsätze nennt man auch Constitution, welches ein lateinischer Ausdruck ist, und so viel sagen will, als eine Einrichtung oder Anordnung. So sagt man von einem Menschen, dessen Körper in gehöriger Ordnung und Thätigkeit ist, er hat eine gesunde Constitution.

Der Inhalt unserer VerfassungsUrkunde, obgleich mannigfaltig, bezieht sich doch nur auf einen einzigen Gegenstand oder Zweck, nämlich das Wohl des ganzen Volkes. Was das Volk für Rechte und Pflichten sowohl unter sich selbst, als gegen den angestammten LandesHerrn habe, wie das Land regiert werden soll, wie man neue Gesetze macht und neue Steuern ausschreibt, wie Einkünfte des Landes verwendet werden, was die Landstände dabei zu thun haben, wie die Gerechtigkeit verwaltet, wie das Vaterland gegen Feinde vertheidigt wird — dieses alles kommt in der VerfassungsUrkunde vor.

Ihr müßt aber nicht glauben, daß diese Urkunde lauter neue Verfügungen enthalte. Das bayerische Volk ist ein altes Volk, das bayerische Fürstenhaus ein altes Haus. Es sind vor längst vergangenen Zeiten Einrichtungen und Gewohnheiten auf uns gekommen, welche so gut sind, daß sie noch jetzt nach vielen hundert Jahren Erneuerung und Beibehaltung verdienen, andere freilich sind für unsere Zeiten nicht mehr angemessen, und mußten daher geändert werden; andere endlich sind durch Kriege oder sonst auf gewaltsame Weise vernichtet worden, und können jetzt, ohne die größte Verwirrung zu verursachen, nicht wieder hergestellt werden. Wie dieses alles zugegangen ist, lehrt uns die Geschichte; wir können daher unsere VerfassungsUrkunde nicht recht verstehen, ohne den Zustand zu kennen, in welchem das bayerische Volk sich früher befunden hat. Ich will euch hievon nur eine kurze Uebersicht geben, und zeigen, wie die gegenwärtige Verfassung in der Früher sich gründet.

Wir finden, daß schon im sechsten Jahrhundert nach Christi Geburt die Baiern — damals Bajuvarier genannt, und wahrscheinlich Abkömmlinge der Bojer, — Herzoge aus dem Geschlechte der Agilolfinger hatten, von welchen nach Behauptung der besten Geschichtsschreiber das seit mehr als sieben hundert Jahren regierende Haus Wittelsbach abstammt.

In den ältesten Zeiten war der Herzog nicht LandesHerr, sondern nur der oberste Richter und Heerführer. Neben dem herzoglichen Haus gab es mehrere andere vornehme Geschlechter in Baiern, welche ebenfalls viele Güter und Herrschaften besaßen. Sie erschienen auf den öffentlichen Landtagen, wobei die Bischöfe und andere Geistlichen die schriftliche Aufzeichnung besorgten. Diese gelangten nach und nach durch die fromme Freigebigkeit der weltlichen Herren ebenfalls zu großen Besitzungen und Ansehen, so daß in den älteren Zeiten zwei Hauptstände im Lande waren, die Geistlichkeit und der Ritterstand. Städte und Märkte gab es damals nicht, und den Feldbau trieben die Knechte oder Leibeigene der Ritter und der Geistlichen.

Diese Verfassung wurde, nachdem Carl der Große Baiern erobert hatte, ganz geändert. Baiern bekam Herzoge, welche nicht bloß Feldherren, sondern zugleich Landesfürsten, aber von dem teutschen Kaiser abhängig und im Besitz der FamilienGüter noch immer vor den andern GutsEigenthümern ausgezeichnet waren. Dergleichen große GutsBesitzer und Dynasten waren in Baiern die Grafen von Bogen, Andechs, Leuchtenberg, Sulzbach, Vohburg, Graissbach, Abensberg, Hirschberg, deren Geschlechter nach und nach ausgestorben sind.

Ursprünglich war die HerzogsWürde nicht erblich, aber sie wurde es nach und nach, und dadurch gewann das Land an Ansehen und Macht. Das HofGesinde der Herzoge bildete allmählig einen zweiten Adel, neben den altadelichen Familien, das gemeine Volk blieb in der Leibeigenschaft. Nachdem gegen die Einfälle wilder Völker Städte gebaut worden waren; so bildete sich ein neuer Stand, der Bürgerstand, welchen die Herzoge sehr begünstigten, weil er ihnen half, daß die Ritter und Geistliche nicht übermächtig im Lande wurden. Auch die Kaiser schenken den Bürgern große Freiheiten, und bei den allgemeinen Berathungen über die LandesAngelegenheiten hatten nun auch die Bürger eine Stimme. Der Freiheiten wegen, welche den Ritters, Geistlichen und Bürgern gegeben worden, hießen sie die gefreiten Stände. Die Bauern waren noch immer von der Berathung über das Wohl des Landes ausgeschlossen und an vielen Orten nicht nur dem Namen, sondern auch der That nach Leibeigene. Die Ritter, Geistliche, und Bürger hatten übrigens auf den Landtagen zwar Sitz und Stimme, aber die Herzoge, durch Erbschaften und

andere günstige Umstände, zum Theil auch ausländische Unterstützung mächtig geworden, hielten nur selten mehr einen Landtag. Es wurde endlich im Jahr 1669 ein Ausschuss der drei Stände angeordnet, welcher nie von der Gesamtheit erwählt, und von derselben nie zur Rechenschaft gezogen, zuletzt für das wahre Wohl des Landes nicht mehr besorgt war, und demselben mehr zur Last, als zum Nutzen gereichte.

Das Verhältniß der Herzoge zu Kaiser und Reich hatte sich in der Zeitenfolge so geändert, daß sich jene zwar nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes, aber nach dem Gebrauch als unumschränkte Landesherren ansehen konnten.

So war die Lage der Sachen noch vor 20 Jahren. Im Laufe des vieljährigen Kriegs, welchen die französischen Unruhen erzeugten, ward Baiern bedeutend vergrößert, und zum Königreich erhoben. Der deutsche Kaiser legte im Jahr 1806 seine Würde als Oberhaupt von Teutschland nieder, und so war das teutsche Reich ganz aufgelöst. Bald darauf wurden die bayerischen Landstände, welche ohnehin dem Lande in ihrer damaligen Gestalt nichts mehr genügt hätten, und daher selbst bestrebt waren, Vorbereitungen zu einer bessern Einrichtung zu treffen, gänzlich aufgehoben, und der König von Baiern, von außen dem Reich nicht mehr unterworfen, von innen keinen Landständen mehr verantwortlich, war unumschränkter Herr. Ihm waren nunmehr auch einige von denjenigen Fürsten, Grafen und Herren unterworfen, welche zur Zeit, als noch die teutsche Reichsverfassung bestand, unmittelbar unter Kaiser und Reich gestanden und selbst Regenten gewesen waren. Der Bauernstand war unterdessen durch mehrere Verordnungen der vorzigen Churfürsten besonders aber der gegenwärtigen väterlichen Regierung von vielen Lasten befreit worden, welche ihm eine günstigere Lage verschaffte. Die Leibeigenschaftsverhältnisse, die noch an einigen Orten bestanden, wurden aufgehoben und die Hindernisse der freien Benützung der Grundstücke aus dem Weg geräumt. Aber noch immer lag der Druck der Kriegszeiten schwer auf allen Ständen. Endlich verbündeten sich die Fürsten von ganz Europa um dem Kriegs Zustand ein Ende zu machen, und den bedrängten Völkern den Frieden zu geben. Teutschland insbesondere vereinigte sich zu einem Ganzen, welches man jetzt den teutschen Bund nennt. So wie dieses zu Stande gebracht war, ließ unser guter König vor allen sich angelegen seyn, im Inneren eine feste Ordnung herzustellen, und die Grundlage fest zu setzen, nach welcher Baiern von nun an regiert werden soll. Er hätte, wenn es sein Wille gewesen wäre, noch längere Zeit unumschränkt nach seinem Gefallen regieren können. Denn nach der teutschen Bundesverfassung ist es zwar ausgemacht, daß in einem jeden teutschen Staate Landstände bestehen sollen, aber unser König, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, das Volk von allem Einfluß auf die Landesangelegenheiten abzuhalten, hätte ja eben so leicht als andere säumige Fürsten einen Vorwand gefunden, die landständische Einrichtung auf bestimmte Zeit zu verschieben. Dieses hat er nicht gethan, er hat freiwillig nicht nur die Einführung der Landstände, zu welcher jetzt auch der Bauernstand gehöret, beschleunigt, sondern ihnen auch größere Rechte gegeben, als sie früher hatten. Worin dieselben bestehen, wird euch der VerfassungsKatechismus zeigen.

Hier will ich euch nur noch gegen diejenigen warnen, welche behaupten, der König hätte die Verfassung nicht als Geschenk geben sollen, weil zu besorgen sey, daß er das Geschenk wieder zurücknehmen könne.

Last euch nicht irre machen von denjenigen, die so sprechen. Sie meinen es nicht gut weder mit dem Könige noch mit euch, und wollen euch nur unzufrieden machen, damit sie euch zu ihren eigenen Absichten gebrauchen können. Ihr wißt ja doch, daß alles, was einmal hergegeben worden ist, demjenigen gehört, der es angenommen hat. Die VerfassungsUrkunde ist jetzt unser Eigenthum, was uns Niemand nehmen kann. Ihr habt auch im geringsten nicht zu befürchten, daß der gute König, der sie uns freiwillig und nach reifer Ueberlegung gegeben hat, sie wieder nehmen wolle. Er weiß, daß die Liebe des Volkes die sicherste Stütze des Throns ist, und er will eure Liebe zu ihm und zu seinem Haus nur durch euer Glück vermehren. Euer Glück aber ist durch die neue Verfassung auf immer befestigt, und es ist auch in derselben selbst dafür gesorgt, daß sie nicht umgestoßen werden kann. Erkennt also mit Dank die euch erwiesene Wohlthat und der WahlSpruch jedes guten Baiern sey: Wittelsbach und die Verfassung.

Erstes Hauptstück. Von der Verfassung.

Frage. Was ist die Verfassung?

Antw. Die Verfassung ist der Inbegriff der Gesetze über die gegenseitigen Rechte und Pflichten des StaatsOberhauptes und der Staatsbürger.

Frage. Was ist der Zweck der Verfassung?

Antw. Die Wohlfarth und das Glück des ganzen Volks.

Frage. Was ist die VerfassungsUrkunde?

Antw. Diejenige Urkunde, in welcher die VerfassungsGesetze und Rechte aufgeschrieben sind.

Frage. Wer macht diese VerfassungsGesetze?

Antw. In einigen Ländern bestehen dieselben schon seit uralten Zeiten, in andern sind sie bei besondern Gelegenheiten durch gemeinsames Einverständnis zwischen den Fürsten und dem Volke zu Stande gekommen. Da wo noch gar keine solchen Gesetze vorhanden sind, kann ein schlimmer Fürst viel Böses thun. Edle Fürsten aber, die es mit dem Volke gut meinen, verlangen nicht, daß Alles von ihrem Willen allein abhängen soll, und einige, jedoch nur sehr Wenige sind sogar so großmüthig, daß sie sich freiwillig selbst an bestimmte Vorschriften binden, welche zur Wohlfarth des Volks gereichen.

Frage. Warum halten sich diese Fürsten an solche bestimmte Vorschriften?

Antw. Erstens, damit in der Regierung alles nach einer gewissen Ordnung und nach festen Grundsätzen geschehe, wodurch am sichersten die Ruhe im Staat erhalten wird; zweitens damit die StaatsBeamteten in den gehörigen Schranken bleiben, und keine Willkühr üben.

Frage. Haben edle Fürsten nicht noch eine besondere Ursache, die Regierung an gewisse Pflichten zu binden?

Antw. Ja, ein Fürst, der sein Volk wahrhaft liebt, will es nicht bloß so lang er lebt, zufrieden wissen; sondern er will es dauerhaft glücklich machen, und dieses ist nur möglich durch festbleibende Einrichtungen und Gesetze. Denn es kann nach vielen wohlgesinnten Fürsten auch einmal ein schlimmer kommen, und da ist es dann gut für sein Volk, wenn ihn die Gesetze so binden, daß er nichts Böses thun kann.

Frage. Haben wir Baiern eine VerfassungsUrkunde?

Antw. Ja, sie ist im Jahr 1818, am GeburtsTage unsers vielgeliebten Königs im ganzen Reich öffentlich bekannt gemacht, und von allen Staatsbürgern beschworen worden.

Frage. Von wem haben wir diese VerfassungsUrkunde erhalten?

Antw. Von unserm Könige selbst, welchen bloß sein erhabenes Gemüth bewogen hat, auf alle Willkühr zu verzichten und dieselbe auch bei den StaatsBeamteten unmöglich zu machen.

Frage. Ist also diese VerfassungsUrkunde ein ganz neues Gesetz?

Antw. Vieles davon ist neu, vieles ist schon früher eingeführt gewesen, alles Gute aber, was in der Urkunde enthalten ist, haben wir allein unserm guten Könige zu danken, denn vor seiner Zeit hat das bayerische Volk keinen Theil an den Wohlthaten gehabt, die ihm jetzt gesetzmäßig gesichert sind.

Frage. Worin bestehen hauptsächlich diese Wohlthaten?

Antw. Hauptsächlich darin, daß das bayerische Volk, 1) von aller Willkühr der Obern befreit, die Rechte genießt, welche jedem Volke nöthig sind, seine Kräfte zu entwickeln, und seinen Wohlstand zu befördern, 2) daß es durch selbstgewählte Männer aus allen Ständen seine Wünsche und Bitten fortwährend an den König gelangen lassen kann, und daß diese Männer im Namen des Volks das Recht ausüben, bei neuen Gesetzen, bei neuen Auflagen und bei andern Gelegenheiten ihren Beirath und ihre Einwilligung zu geben.

Frage. Sind dem Volke durch die VerfassungsUrkunde auch noch andere Wohlthaten gesichert worden?

Antw. Ja, sie werden im nächsten Hauptstück näher angegeben.

Auszug aus dem vierten Hauptstück. Vom König.

Frage. Ist es nicht gegen die Würde des Königs, an alle diese Verpflichtungen gebunden zu seyn?

Antw. Nein, vielmehr erhöhen dieselben die königliche Würde, denn sie gründen das Wohl und die gesegnete Freiheit der StaatsGlieder und der größte Ruhm so wie die größte Macht des Königs besteht darin, freie Menschen zu regieren.

Frage. Warum der größte Ruhm?

Antw. Weil es minder rühmlich ist, über gedrückte Knechte zu herrschen, als über solche, die das Gefühl der Menschenwürde in ihrer Brust tragen, und weil die unter dem Schutze der Freiheit gebliebenen Künste und Wissenschaften die Regierung verherrlichen.

Frage. Und warum die größte Macht?

Antw. Weil die gesegnete Freiheit alle Talente und Kräfte der Nation entwickelt, wodurch dieselbe in Wohlstand versetzt, zur VaterLandsLiebe begeistert, und bis zur Unbegreiflichkeit gestärkt wird.

Zwölftes Hauptstück. Von der VaterLandsLiebe.

Frage. In was besteht die wahre VaterLandsLiebe?

Antw. Darin, daß man seinen eigenen Nutzen dem allgemeinen Wohl aufopfert, daß man seinen Ehrgeiz auf das einzige Bestreben einschränkt, dem gemeinen Wesen wichtige Dienste zu leisten, daß man sich unzertrennlich mit dem VaterLand verbindet, und für das Wohl desselben unablässig wirkt und handelt.

Frage. Ist die VaterLandsLiebe eine Tugend?

Antw. Ja, sie ist mit guten Sitten genau verbunden, weil wir unsern Begierden um so weniger nachhängen werden, je mehr wir uns dem allgemeinen Wohl gewidmet haben.

Frage. Welche Tugenden entspringen aus der VaterLandsLiebe?

Antw. Erhabene Aufopferung seiner selbst, Gehorsam gegen das Gesetz, Treue gegen den Obern, edle Begierde nach Ruhm, Geduld in Leiden, und Muth in Gefahren.

Frage. Wodurch wird die VaterLandsLiebe vorzüglich genährt?

Antw. Durch eine gute Verfassung nämlich eine solche, die gleich der bayerischen dem Volk eine gesetzmäßige Freiheit gewährt, die Rechte des Menschen und Bürgers heilig hält, und durchaus auf die Vorschriften der Gerechtigkeit gegründet ist.

Reflexionen der Mad. Stael. (Fortsetzung.)

Derselbe König kann Karl dem II. im Erb-Recht, und Wilhelm dem III. in der edlen Denk-Art gleichen. Dann verschmilzt sich am schönsten die Legitimität mit der Legalität, und der Frieden zwischen den Parteien ist fertig. Mögen dann Höflinge bleiben, welche dazu gemacht sind, die PairsKammer nimmt alle auf, welche einen in der Vorzeit erlauchteren Namen oder ein in der neuesten Zeit ausgezeichnetes Verdienst erworben haben, und die verzehrende Thätigkeit, die sich der guten Köpfe bemächtigt hat, wird auf die verfassungsmäßigen Rechtsamen gerichtet.

Wir finden es lächerlich, daß bei Wilden die Mädchen ihre Ehre gegen GlasScherben verkaufen; haben es unsere Generale besser gemacht? (III. 87.)

Den eingepuderten FeldMarschall aus Ludwigs XV. Zeiten verlächen die Grenadiers, die halb Europa überwunden. Ist ein Bürgers- oder BauersSohn mit dem KammerSchlüssel minder lächerlich?

Es gehörte zum HofTon nicht von Politik zu sprechen, und überhaupt nichts Ernsthaftes abzuhandeln, man glaubte, dadurch die Nation von der Politik abzuhalten, die wahre Folge aber

war, daß man sich die Mittel benahm, das Rechte zu erfahren.

Ludwig XVI. sagt in seinem Testament, daß ihm das Benehmen seiner HofLeute am meisten geschadet.

Wenn das Volk eine reiche und mächtige Clerisei haben will, wird es darüber seine Wünsche äußern, gibt man sie ihm aber ohne sein Verlangen, so erscheint ihm dieß wie eine Steuer.

Wenn die PairsKammer ihre Sitzung heimlich hält, so gewinnt sie nie Einfluß auf die Meinung.

Es ist mit der Freiheit wie mit der Religion, jede Heuchelei in einer so erhabenen Angelegenheit, empört mehr als die offene Abschwörung.

Sobald ein Minister sagt, daß seine Mitbürger zur Freiheit noch nicht reif sind, so muß man dieß gleich als eine DimissionsErklärung ansehen.

Ein ganzes Volk von lauter Bürgerlichen könnte sich mitten in Europa nicht halten, ohne zur MilitarAristokratie, welche die ärgste von allen ist, seine Zuflucht zu nehmen.

Selbst die Gemäßigten unter den Aristokraten hielten dafür, daß die öffentlichen Angelegenheiten Niemand angingen, als die Regierenden,

und daß es unbeschelden für andere sey, sich damit zu beschäftigen. Man konnte ihnen nicht begreiflich machen, daß, um zu wissen, was in einem Land vorgeht, wo die Gemüther in Gährung sind, man keine Notiz vernachlässigen, gegen keinen Umstand gleichgültig seyn, und sich durch Thätigkeit vervielfältigen soll, anstatt sich in mystisches Dunkel zu hüllen. Freilich ehemals war man nichts, wenn man nicht am Ruder saß, aber jetzt wirken diejenigen, welche außer der Regierung sind, mehr auf die Meinung, als die Regierung selbst, und sehen daher die Zukunft besser voraus.

Im zweiten Pariser Vertrag hat man Bonapartes Betragen gegen Preussens zum Muster genommen. War dieses das Mittel die Franzosen zu überzeugen, daß er ungerecht und hassenswürdig war? — Musste man in ihrer Seele dieselben Empfindungen hervorrufen, welche Europa gegen Frankreich aufstehen machten?

Seit die Politik das Menschenopfer von Pohlen vollbracht hat, regen die zerrissenen Stücke des Reichthums ganz Europa auf.

Die Erbschaft von Bonapartes GrundSätzen ist einigen Diplomaten heimgefallen, wie die Eroberungen des macedonischen Alexanders seinen Generalen, aber diese Eroberungen, so verdammungswürdig sie auch seyn mochten, waren doch noch besser als die auf Entwürdigung des Menschengeschlechts gegründete Lehre der neuen Diplomatie.

Von allen Freuden, die Gott den Menschen auf dieser Erde gestattet, ist die lebhafteste diejenige, die man über den Triumph des Vaterlandes empfindet.

Wenn man behauptet, ein Volk sey nicht reif zur Freiheit, so sagt man dadurch, es sey nicht fähig der Achtung für Gerechtigkeit, der Liebe fürs Vaterland, des Willens für das Gute überhaupt; es könne keine Sicherheit, Industrie, Nachsehung und freie Entwicklung vertragen. Jeder, der so etwas hört, wiederholt es mit Eitelkeit, indem er sich einbildet, er sey von einer besseren Zucht, und die nach Freiheit Ringenden seyen nur Rebellen. Weiß man denn nicht, daß jedes Volk zur Freiheit reif ist, welches frei seyn will. Noch nie ist der Wille eines ganzen Volkes unerfüllt geblieben. Die StaatsEinrichtungen müssen jedesmal, wenn sie hinter der Volksbildung zurück geblieben sind, zur gleichen Höhe mit ihr gelangen.

Der Trugschluß der Feinde der menschlichen Vernunft besteht darin, daß sie von den Völkern verlangen, sie sollen die Tugenden der Freiheit genießen, bevor man sie frei gemacht.

Die Würde eines Volkes besteht darin, die Verfassung anzunehmen, die ihm passend ist, aber ein großes Hinderniß dabei liegt in der Coalition der alten europäischen Staaten gegen die neuen Ideen.

Allgemeine Furcht gränzt an Muth.

Gerechtigkeit und Geschicklichkeit sind eins in Bezug auf den StaatsCredit, (überhaupt in der Regierung.)

Die englische Aristokratie macht die Hoffnung aller Staatsbürger aus, weil sie jedem erreichbar ist; die französische Aristokratie reizte zur Verzweiflung, weil man nie erlangen konnte, was nur der Zufall gegeben hatte.

Kann es in einer politischen Gesellschaft eine unvernünftiger Einrichtung geben, als diese, daß ein Mann von Verdienst beklagen muß, nicht sein Enkel zu seyn? (Um zwei Ahnen mehr zu haben.)

Die Völker sind vom Himmel zu allen Tugenden, die despotischen Regierungen zu allen Verbrechen bestimmt.

Durchs Loos gewählte Abgeordnete in Verbindung mit der Pressfreiheit, würden die öffent-

lichen Meinungen besser vertreten, als die nach den schönsten Vorschriften gewählten Abgeordneten ohne Pressfreiheit.

Wenn die Engländer, indem sie ihre Feinde demüthigen, das heilige Feuer des Gemeingeists bei ihnen erstickten wollten, so würde die Nachsucht und Politik, der sie sich hingeben, in ihren Händen zerpringen, wie ein schlechtes Gewehr.

Die VaterlandsLiebe erzeugt die größte Achtung gegen den MilitärGeist, wenn dieser von einer treulosen Diplomatie gehandhabt wird; ein Uebel, von welchem, wie wir hoffen, die Engländer sich frei halten werden.

Wenn man behauptet, die englische Verfassung schicke sich nicht für andere Völker, so will man für sie entweder eine Republik, durch Abschaffung der Erbllichkeit, oder eine Despotie, durch Unterdrückung der Volksrechte. Ein Drittes, was man wollen könnte, gibt es nicht.

Es ist von allen Denkern anerkannt, daß die Achtung, mit welcher ein erhaltendes Element (Senat conservateur, PairsKammer) die Regierung umgibt, der Freiheit eben so viel Nutzen gewährt als der Ordnung, indem sie das Wirken der Gewalt weniger nöthig macht.

Die HauptElemente im Staat sind die Verfassung, die Vollziehung, und die Erhaltung; diese drei Elemente sind nothwendig um den Bürgern Freiheit, Eigenthum, Entwicklung der Kräfte, und Lohn der Arbeit zu sichern.

Populäre Formen in den Provinzen, einer unbeschränkten CentralGewalt unterworfen, wären eine politische Mißgeburt.

Wenn der König die VolksDeputirten wählen darf, so sollte das Volk die Kammerherren zu ernennen haben.

Wenn die StaatsEinrichtungen einmal ein gewisses Alter erreicht haben, so können sie für die Menschen gut stehen, so lang sie aber noch ganz neu sind, müssen die Menschen für sie ins Mittel treten.

Will man ohne Gesetz herrschen, so muß man sich nur auf die Gewalt stützen, und nicht auf Gründe; denn wenn es gleich verboten ist, sie zu widerlegen, so reizen sie doch durch ihre handgreifliche Falschheit zur Bestreitung, es ist daher, um die Menschen stumm zu machen, das Beste, gar nicht mit ihnen zu reden.

Was für einen traurigen Anblick gewährt ein alter Häftling, der seit vielen Decennien seine Meinung verheimlicht, sein Gefühl unterdrückt, der auf das Athmen des Fürsten wartet, um auf seinen Wink schnaufen, um sich bewegen zu dürfen. Solche Menschen verderben eines unsrer schönsten Gefühle, die Ehrfurcht für das Alter; denn könnte man die achten, die man gekrümmet sieht durch die Gewohnheit der Verbeugungen, gerunzelt durch falsches Lächeln, erblaßt noch mehr durch die Langeweile als durch das Alter, mit Mühe sich aufrecht haltend ganze Stunden lang auf ihren schlotternden Beinen, in jenen Vorzimmern, wo das Niedersitzen eines achtzigjährigen Greises fast einer Empörung gleich sehen würde?

Auf verblendete Menschen, die ihren Sturz nicht bemerken, paßt, was einer sagte, der aus dem dritten Stockwerk fiel: cela va bien, pourvu que cela dure.

Die fürs Verdienst zugängliche PairsWürde verhält sich zum Adel, wie die Konstitution zur Monarchie, eins kann nur durch das andere erhalten werden.

Auch der dritte Stand hat jetzt in Frankreich das Eroberungsrecht, (worauf der Feudaladel beruhte.) Jeder Bürger kann sich Edelmann nennen, wenn nicht lieber jeder Edelmann sich Bürger nennen will.

(Die Forts. folgt.)

Drittes Mai Stück 1819.

Neue Schriften.

1. Entwurf einer allgemeinen HypothekenOrdnung für die Untergerichte des Königreichs Baiern. Von Karl Ludwig Freiherrn von Leonrod, Direktor des k. HandelsAppellationsGerichts, I. Direktor des k. StadtGerichts Nürnberg, k. preussischen (m) und großh. badischen (m) Kammerherren. Nürnberg bei Neigel und Wiesner, 1817 48 S. in 8.
2. Antrag über die Einführung öffentlicher HypothekenBücher in Baiern, auf Befehl Sr. Majestät des Königs an die StändeVersammlung, Kammer der Abgeordneten, gebracht von dem StaatsMinister der Justiz Grafen von Reigersberg, 1819. (einzeln lithographirt, auch abgedruckt in den Verhandlungen der zweiten Kammer.)
3. HypothekenOrdnung für das Königreich Baiern. (ebendasselbst.)
4. Verordnung über die Einführung der allgemeinen HypothekenOrdnung. (eben dasselbst.)
5. Bemerkungen zur HypothekenOrdnung für das Königreich Baiern, und zur Verordnung über die Einführung derselben. Von M. L. Wellmer, k. b. LandRichter im RezatKreise. München 1819, gedruckt bei Fr. Ser. Hübschmann, 47 S. in 8.
6. Worte der Erfahrung für das Prinzip der Spezialität bei einer neuen HypothekenOrdnung in und außer Baiern. Von Dr. Wolfgang Heinrich Puchta, k. b. LandRichter in Erlangen. Erlangen 1819 bei Fr. Jos. Palm und Ernst Enke. X. S. Vorrede und 79 S. in kl. 8.
7. Ueber die Publizität der HypothekenBücher und den nachtheiligen Einfluß derselben auf den Handel. Nürnberg 1819 bei Friedr. Campe. 23 S. kl. 8.
8. Bedenken gegen das Prinzip der Spezialität einer neuen HypothekenOrdnung in Baiern. Vom k. GeneralFiskalsRath J. B. Welsch. München 1819 bei Ernst Aug. Fleischmann, 39 S. 8.
9. Dankschreiben an den Verfasser der Bedenken gegen das Prinzip der Spezialität einer HypothekenOrdnung, Herrn GeneralFiskalsRath Joh. Bapt. Welsch, vom pensionirten KlosterRichter Hanns Kaspar Deutsch. Hammelburg 1819. 63 S. 8.
10. Noch einige Bedenken gegen das Prinzip der Spezialität einer neuen HypothekenOrdnung in Baiern. Vom k. GeneralFiskalsRath J. B. Welsch. Mit dem Motto: recte faciendo neminem timeas. München 1819, bei Ernst Aug. Fleischmann. 40 S. 8.
11. Motive zu dem Entwurf einer allgemeinen HypothekenOrdnung für das Königreich Baiern, auf allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Königs der StändeVersammlung vorgelegt vom königl. wirklichen StaatsRath von Gönnern, als hiezuvollmächtigter Kommissär. — Als Beilage zu den Verhandlungen der zweiten Kammer der StändeVersammlung des Königreichs Baiern. München 1819. Im Verlage der Buchhandlungen von J. J. Lentner, R. Thienemann, E. A. Fleischmann. 160 S. 8.
12. Vortrag an die Kammer der Abgeordneten über das HypothekenGesetz, erstattet von dem Abg. Frh. v. Aretin am 5. Mai 1819. (lithographirt.)
13. NebenVortrag des Abg. Sturz, AppellationsGerichtsRaths zu Zweibrücken. (lithograph.)
14. Protokoll der Abstimmung über das HypothekenGesetz im GesetzgebungsAuschuß. (lithographirt.)
15. Neuer Entwurf einer HypothekenOrdnung für das Königreich Baiern. München bei Lentner, 3 Bogen in 8. (ein Anhang zu Nr. 12.)

Wir glauben, durch die schnelle Mittheilung des Hauptinhalts der vorliegenden Schriften und Aktenstücke über einen so wichtigen GesetzgebungsGegenstand, den Dank unsrer Leser zu verdienen.

Erste Abtheilung.

Nothwendigkeit eines HypothekenGesetzes für Baiern.

§. 1. Es ist hier nicht der Ort eine rechtswissenschaftliche Abhandlung über den Ursprung und die Beschaffenheit der Hypotheken zu liefern. Genügen wird es allerdings, unsern Lesern ins Gedächtniß zurückzurufen, daß eine Hypothek im Allgemeinen nichts anders ist, als das dem Gläubiger zu seiner Sicherheit ertheilte dingliche Recht auf des Schuldners Vermögen, und daß das HypothekRecht kein selbstständiges, sondern ein nachträgliches (accessorisches) ist, indem man zuerst eine rechtmäßige Forderung haben muß, ehe man eine Hypothek oder Sicherstellung für diese Forderung erlangen kann. Wenn wir uns aber gleich einer juristischen Ausführung dieses RechtsGeschäfts enthalten, welches mehr als ein anderes durch die fremden in Deutschland eingebrungenen Rechte verwirrt und verunstaltet worden ist, so glauben wir doch, von der Art und Weise, wie unsere teutsche Voraltern das Pfandwesen betrieben, einiges anführen zu müssen.

Nach altteutschen Rechten und Gewohnheiten wurde entweder auf Treue und Glauben ohne Unterpfand ausgeborgt, oder man ließ sich sogleich in den Besitz des Unterpfands selbst setzen. Das künstliche Mittel Ding zwischen beiden, welches wir Hypothek nennen, war unsern Voraltern unbekannt, und gewiß, der Gläubiger wie der Schuldner befanden sich besser dabei. Der PfandsInhaber hatte immer das stärkste Recht bei seinem Unterpfand; er war, wie das RechtBuch Kaiser Ludwig des Baiern sagt, „der erste Wehrer.“ Hatten mehrere Gläubiger zugleich Ansprüche an einen und denselben Schuldner ohne Pfänder von ihm zu besitzen, so hatte derjenige den Vorzug,

„der das Recht am ersten gehabt hat,“ das heißt, der den ersten Bescheid bei Gericht erlangt hatte. Darin bestand damals die ganze Vorzugs- oder Prioritätsordnung, und Niemand wird in Abrede stellen, daß sie weit klarer, einfacher, und natürlicher war, als alle diejenigen, nach welchen jetzt Recht gesprochen wird.

Durch Einführung der fremden Rechte, sind alle Begriffe des teutschen Pfandrechts verkehrt worden; und es entstand in denselben, wie unser Kreitmayer sich ausdrückt, (Anmerkung zum Cod. civ. Th. II. S. 609.) eine solche „Miscellanz“, daß die geschicktesten Rechtslehrer irre gemacht wurden, und durch ihre Vermengung der fremden Rechtsgrundsätze mit den Teutschen die Sache immer mehr in Verwirrung gerieth. Indessen wurden noch einzelne teutsche Rechtsinstitute mit Standhaftigkeit aufrecht erhalten. Unter diesen Instituten nahmen den ersten Platz ein die hiesigen sogenannten ewigen Gelder, welche als eine Art von Rentenkauf die damals noch für unerlaubt gehaltene Verzinsung zu verstecken wußten, und den Bedürfnissen der Schuldner sowohl, als der Gläubiger vollkommen entsprachen, vor allen aber durch die damit verbundene starke Execution den Credit erhoben *).

Wenn es möglich wäre unsere gegenwärtigen verwickelten Rechtsverhältnisse nach so einfachen Grundsätzen zu ordnen, wie diejenigen sind, auf welchen nach der im Antrag des königl. Justizministeriums enthaltenen Ausführung die EwigGelder beruhen, so könnte nichts Besseres erdacht werden, als eine Anwendung dieser Grundsätze auf das ganze Hypothekenrecht. Dieses aber wäre aus von selbst sich darbietenden Ursachen, mit so unendlichen Schwierigkeiten verbunden, daß es in der Ausführung kaum möglich erscheint **). Die Aufgabe muß daher auf eine andere Art gelöst werden, wozu der gegenwärtige Zustand der bayerischen Gesetzgebung die dringendste Aufforderung gibt.

§. 2. Das Königreich Baiern, in welchem gegenwärtig mehr als 50 verschiedene Gesetzgebungen herrschen, hat noch kein allgemeines Hypothekenrecht, und auch noch keine allgemeine Hypothekenordnung. Der von dem königl. Justizministerium der Ständeversammlung vorgelegte Gesetzesentwurf will nun beiden Bedürfnissen zugleich abhelfen, indem er im ersten Theil das Hypothekenrecht, im zweiten die Hypothekenordnung aufstellt. Der erste Theil gibt nämlich die Rechtsgrundsätze über die Hypotheken an, und ist sohin nichts anders, als ein Theil des bürgerlichen Gesetzbuches, der andere aber enthält eigentlich nur die reglementären Bestimmungen, nach welchen das Formelle des Rechtsgeschäftes behandelt werden soll. Ob nach dieser Voraussetzung das neue Gesetz eine Hypothekenordnung genannt werden könne, werden wir später untersuchen, hier beschäftigt uns nur die Erörterung der Nothwendigkeit einer Hypothekenordnung für Baiern.

§. 3. Der wichtigste Grund für die Einführung einer allgemeinen Hypothekenordnung liegt darin, daß in vielen Bezirken des Königreichs die Sicherheit der Gläubiger nicht hinlänglich festgestellt, und zu gleicher Zeit dem Schuldner erschwert ist, sich durch Anlehen gründliche Hilfe zu verschaffen. Zwar ist durch die Verfassungsurkunde den Siegelmäßigen, welche durch ihr Privilegium, und durch die vielen dabei stattgehabten Mißbräuche das öffentliche Mißtrauen auf sich geladen hatten, zu ihrer und ihrer Gläubiger großen Vortheil das Recht, außergerichtliche Hypothekenverschreibungen über unbewegliche Güter anzustellen, entzogen worden, aber sie sind zugleich auf die Hypothekenbücher angewiesen, welche noch nicht bestehen. Folglich ist dieser ganze beträchtliche Stand im Staate, von den Wohlthaten des Credits gegenwärtig gesehlich ausgeschlossen. Für die Gläubiger welche man sonst unter dem Schilde der Siegelmäßigkeit ungestraft betrügen konnte, ist dadurch zwar gesorgt, sie können bis zur Einführung der Hypothekenbücher, und begreiflich auch nachher von den Siegelmäßigen nicht mehr gefährdet werden. Aber einerseits genießen sie diese Sicherheit nur für künftige Geschäfte, andererseits fordert doch auch die Billigkeit, den Siegelmäßigen, nachdem man ihr Privilegium unschädlich gemacht hat, die Mittel nicht zu versagen, durch welche sie auf rechtliche Art gründliche Hilfe erlangen können.

Daß dazu die provisorisch vorgeschriebene gerichtliche Protokollirung der Hypothekverschreibungen nicht genüge, wird Jedermann eben so gut einsehen, als sich von dem großen Nutzen überzeugen, der für alle Stände und Klassen aus der allgemeinen Einführung der Hypothekenbücher entspringen wird. Das Beispiel derjenigen Länder, in welchen Hypothekenbücher bestehen, zeigt klar die Vortheile, welche solche Bücher dem rechtlichen Schuldner, und dem nicht wucherischen Gläubiger, so wie auch dem Nationalcredit und der Industrie in vollem Maße gewähren. Daher wird ihre Einführung schon lange von allen Klassen der Staatsbürger in Baiern mit großem Verlangen erwartet.

§. 4. Es bedarf übrigens keiner weiteren Ausführung über die Nothwendigkeit der Hypothekenbücher, da die Verfassungsurkunde selbst dieselben deutlich angekündigt hat. (Beilage VIII. zur Verfassungsurkunde. §. 6.) Das Bedürfnis einer Hypothekenordnung war in Baiern schon viele Jahre vor Einführung der neuen Verfassung gefühlt worden. Bereits in der Instruction für die obere Landesregierung vom 16. August 1779 war die Weisung enthalten, „für die Einführung wohl eingerichteter Hypothekenbücher zur ordentlichen Einlage der Verpfändungen und Zinsverschreibungen zu sorgen, damit jedermann Kunde und Verläßlichkeit davon habe, besonders die ihr gutes Geld auf Borg ausgebenden Leute, dann daß die zur Sicherheit angebotene Sache nicht schon an andere verpfändet, und keine Hintergehung oder Gefährde zu befürchten stehe.“ — Aus welchem Grunde damals kein Resultat erfolgte, ist unbekannt. Zwanzig Jahre darnach erhielt in der Instruction für die General Landesdirektion vom 23. April 1799 die zweite Deputation dieses Collegiums den Auftrag zur Herstellung der Hypothekenbücher. Auch hiervon ist kein Resultat bekannt geworden. Vermuthlich haben die eingetretenen KriegsVerhältnisse die Ausführung verzögert. Dieses ist um so mehr zu bedauern, als in eben diesem Jahr (1799) ein Entwurf einer Hypothekenkasse für Baiern, Neuburg, Sulzbach und die Oberpfalz vorgelegt worden war, welcher auf die landständische Garantie gegründet, wahrscheinlich den Credit sehr gehoben haben

*) Man s. das EwigGeldInstitut in München, dargestellt von D. A. J. Riebl, königl. bayer. AppellationsgerichtsRath in Bamberg. München 1819 S.

**) Könnte man den Hypotheken insgesamt, die Vorrechte der ewigen Gelder geben, so würden Gläubiger, Schuldner und der Verkehr dadurch gewinnen. Die Sache ist so wichtig, daß wir uns eine nähere Erörterung dieses Gegenstandes vorbehalten, und jeden vaterländischen RechtsGelehrten auffordern, die Ausführbarkeit des Vorschlags genau zu prüfen. Ein glückliches Resultat würde den größten Dank des ganzen Vaterlands verdienen.

würde *). Vor acht Jahren kam dieser Gegenstand neuerdings zur Sprache; Seine Majestät der König befahlen nämlich durch Rescript vom 17. Jänner 1811: „Es soll in kürzester Zeitfrist ein System über das so dringende Hypothekenwesen bearbeitet, und dem allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuch einverleibt werden.“ Warum dieser bestimmte Befehl des weisen und gerechten Monarchen nicht früher befolgt werden konnte, ist hier der Ort nicht zu untersuchen. Vielleicht werden uns bei einer andern Gelegenheit die ohne Zweifel wichtigen Ursachen angegeben werden, aus welchen die vielfältig wiederholten Aufträge des Königs, die Ausarbeitung des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches betreffend, bisher ohne Erfolg geblieben, und wir nach einem Zeitraum von mehr als acht Jahren nicht weiter gekommen sind, als zur fragmentarischen Bearbeitung des Hypothekenrechts. — Die Versicherungen des königl. Justizministeriums erfüllen uns indessen mit der besten Hoffnung, das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch nunmehr recht bald zu erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ankündigung einer Gesamtausgabe der besten QuellenSchriftSteller deutscher Geschichten des Mittelalters. An Deutschlands gelehrtes und gebildetes Publikum, verfaßt vom Professor Dümgé zu Karlsruhe im Mai 1818. Münster 1819. 35. S. in 4.

Wir glauben, unsern Lesern ein großes Vergnügen durch die Nachricht zu gewähren, daß die Gesandten auf dem deutschen BundesTag auf die ihnen von dem Freiherrn von Stein zugegangene Einladung, thätigen Antheil an der Unterstützung der vom Professor Dümgé angekündigten Gesamtausgabe der scriptorum rerum germanicarum genommen haben. Um auch unsresseits zur Beförderung dieser patriotischen Unternehmung beizutragen, wollen wir vor allen die Einleitung der Ankündigung, und dann die sehr zweckmäßigen Bemerkungen eines BundesTagesGesandten über diesen Gegenstand mittheilen.

„Drei hundert Jahre, weniger nur dreizehn, sind verflossen, seit Beat Bild, genannt Rhena aus, den Anfang machte mit Herausgabe gesammelter QuellenSchriftSteller deutscher Geschichten des Mittelalters.“

Nach ihm folgten im sechzehnten Jahrhundert noch sieben dergleichen Sammlungen, im siebzehnten deren fünf und im achtzehnten sechs, allein in Deutschland; ungerechnet die große Menge solcher SchriftSteller, welche theils in besondern Ausgaben, theils vermischt in allerlei andern Sammlungen von vielerlei Titeln erschienen, theils auch noch in der Handschrift hier und da verborgen liegen.

Dadurch ist eine übergroße Menge historischer QuellenSchriften gehäuft worden, welche selbst die eifrigsten Forscher abschrecken muß. Manche Schriften sind zwei- drei- und mehrmal mitgetheilt, ohne den mindesten Gewinn für ihren Gebrauch. Denn auch die besten dieser neunzehn Sammlungen sind bei kritischer Prüfung nicht frei von dem Vorwurfe mehr oder minder nachlässiger Behandlung befunden worden, so daß, mit Baco zu reden, der vermeinte Reichthum wahre Dürftigkeit erzeugt hat.

Es ist in der That zu verwundern, wie bei den Fortschritten der historischen Kritik, zumal im 18ten Jahrhundert, von berühmten Männern so vieles Ueberflüssige ohne Unterschied konnte dem Drucke übergeben werden, und fast noch mehr, wie dabei die VerlagsHandlungen dennoch Absatz gefunden. Für die Zeiten der aufblühenden Wissenschaften, für das ganze sechzehnte Jahrhundert läßt es sich wohl noch erklären, daß alles für neu und köstlich galt, was man dieser Art aus dem Staube zog. Von der Epoche, da ein Peutingier seine gemüthlichen Tischreden von Deutschlands wunderbaren Alterthümern schrieb, bis zu derjenigen, der ein Freher köstliche Schätze förderte, mag es gerne dem schönen Eifer verziehen werden, was des Guten zu viel geschah; dann aber hätte man in Deutschland mehr Besonnenheit erwarten mögen. Gleichwohl währte das Follantenthum noch ein ganzes Jahrhundert, bis der Unmuth einem teutschen Gelehrten die Feder dagegen in die Hände gab.

Es war dieser Erste der berühmte Schardt und seine kleine anonyme Schrift über diesen Gegenstand möchte von wenigen jetzt noch gekannt seyn. Die von ihm vorgeschlagene Sammlung eines Thesaurus rerum germanicarum ging zwar unendlich ins Große, und die eigentlichen historischen QuellenSchriften deutschen Mittelalters sollten nur einen Theil davon ausmachen; aber zu einer zweckmäßigen Bearbeitung derselben werden sehr beherzigenswerthe Winke gegeben. Schardts Idee hatte übrigens viele Ähnlichkeit mit der des Constantinus Prophyrogeneta, welche dem Verfasser dabei scheint vorgeschwebt zu haben. Ihre Ausführung, ob solche gleich nicht mehr die Folgen nach sich ziehen konnte, wie sie Casaubonus dem Unternehmen des Constantinus zur Last setzt, war doch schon darum sehr verwerflich, weil in dergleichen Pandekten alle Eigenthümlichkeit der SchriftSteller würde untergegangen seyn. Daß der berühmte Mann die von ihm so bitter gerügten Mängel früherer Sammlungen später durch eigene ähnlich nicht wenig vermehrte, muß mehr dem ErwerbsDrange bei seinen bekannten LebensSchicksalen, als reiner Inconsequenz, zugerechnet werden, so wie sein unedles Benehmen gegen die Wärf von St. Germain.

Von dem um alle Zweige historischer Kunst hochverdienten Stifter einer Göttingischen historischen Gesellschaft, dem vereinigten J. Christoph Gatterer, geht die Sage, daß er mit einer neuen, kritisch zu bearbeitenden, Sammlung deutsch-historischer QuellenSchriften der mittlern Zeit umgegangen, und solche zur Aufgabe für jene Gesellschaft, neben andern, bestimmt gewesen. Daß er schon als Jüngling den Gedanken faßte, eine Germania sacra herauszugeben, bezeugt die Vorrede zu seinem ersten Meisterwerke, die damals unüberwindlichen Hindernisse solch eines Unternehmens für protestantische Gelehrten konnte jugendlicher FeuerEifer leicht übersehen. Ernstlicher meinte es wohl der berühmte Hallische Theologe Joh. Salomon Semmler, den ein peinliches Gefühl über dem Studium solcher QuellenSchriften dafür begeistert zu haben scheint. Zunächst durch die ihm früher übertragene Professur der deutschen ReichsGeschichte an der Hochschule zu Altdorf, später durch seine Theilnahme an Baumgartens KirchenGeschichte, insbesondere durch Lesung des Adam von Bremen, zum vergleichenden Studium der vorhandenen Sammlungen vermocht, stieg in dem graufenden IrrgangGewinde sein Unmuth aufs höchste.

Dieser entlud sich bald in einer besondern Schrift über die Mängel der von ihm gebrauch-

*) Die hier angeführten Gesetze und der Entwurf der HypothekenKasse sind in der bayerischen Generallandesausschreibung enthalten.

ten Sammlungen, verbunden mit tiefgedachten Vorschlägen zu ihrer Abhilfe und eingestreuten Grundzügen des ersten zweckmäßigen Planes zu einer fruchtbaren neuen Bearbeitung jener größtlich mißhandelten, gleichsam verschütteten, Fundgruben deutscher Vorzeit.

Diese Schrift ist zwar Eile- und Nebenarbeit; aber eines gründlich unterrichteten geistvollen Gelehrten, dem es bei häufigen Abhandlungen eines abziehenden Berufes gar wohl zu vergen ist, wenn die im Sturm Schritte geschwungene kritische Fackel, statt zu beleuchten, mit uns ter versenket. Eine ihrer ersten und schönsten Früchte war gewiß die Erleichterung des Quellenstudiums für den noch immer Einzigen Geschichtsschreiber neuerer Zeit, welcher Semlern seinen Dank mit Herzlichkeit zollte.

Darum ist höchlich zu beklagen, daß ein Semler durch das (leider! sehr gewöhnliche) Geschick deutscher Gelehrten dem Fache entzogen wurde, zu welchem ihn eigene Neigung und, wenn je Einen, entschiedener Beruf eigneten; während der Posten, auf welchen ihn die Verhältnisse stellten, eine Quelle ewiger Fehden und unsäglichen Verdrußes für den Redlichen geworden ist.

Wie er dem ohngeachtet nicht die Ausführung des einmal gefaßten großen Vorsatzes aufgegeben, zeigt eine wiederholte Vorlegung seines Planes, zwanzig Jahre nachher, und die Versicherung eines Ungenannten, den er noch drei Jahre später darüber in Halle gesprochen und ihn zur Theilnahme aufgefordert. Semler scheint indessen weniger für sich selbst, als durch andere die Ausführung bezwecket und insbesondere dabei auf seinen würdigen Kollegen, den verstorbenen Professor Krause, gezählt zu haben. Dieser verdienstvolle Gelehrte nahm auch mit Wärme den Gedanken auf und traf sehr ernstliche Anstalten zum Vollzuge. Wie es scheint, widersprehten äußere Hindernisse, die Zeitumstände selbst mußten schon viel entgegen wirken und der wackere Mann starb ohnehin bald nach der von ihm gelieferten ersten Probe.

In dem nämlichen Jahre, da diese Probe erschienen, gab auch der verstorbene Professor Wolfmann zu Berlin die Ankündigung einer auf fünfzig Octavbände berechneten Sammlung von Quellen teutscher Geschichten und zwar bis auf die neueste Zeit von der Völkerwanderung an zu zählen. Geist und Gehalt dieser Ankündigung bezeichnen sie schon als eitle Idee eines Mannes, der sich mehr zutraute als er sollte, und schwerlich möchten, die ihn kannten, bedauern, daß es bei der Ankündigung verblieben.

Inzwischen stellte der ehrwürdige Veteran unter Deutschlands öffentlichen Lehrern der Geschichte, Professor Roessler in Tübingen, das erste System einer kritischen Bearbeitung der QuellenSchriften mittlerer Zeiten auf, und erwarb sich bleibendes Verdienst um jede künftige Unternehmung dieser Art, welche nach solchen GrundSätzen durchaus behandelt, allen Wünschen genügen müßte. Einige Jahre darauf gab er selbst das musterhafte Beispiel einer Anwendung jener GrundSätze an eilf der ältesten QuellenSchriften.

Ohne Zweifel haben die auf einander folgenden Bemühungen solcher Männer, vielleicht mehr aber noch der Druck fremden Uebermuthes in Deutschland die Beweise von Theilnahme vorbereitet und erzeugt, welche eine zu lange verkannte Zeit und ihre schlichten, redlichen Zeugen bei uns gefunden, am stärksten in den Tagen, da das wenigste für sie geschehen konnte.

Denn um so eifriger verbreitete sich, wie es zu gehen pflegt, der Glaube der unterdrückten Kirche, und einer ihrer größten Priester predigte allen Jüngern, die ihm berufen erschienen in Briefen, Lehre, Ausdauer und Hoffnung. Zwar fiel er selbst zuletzt, und zu tief, in Kleinmuth; aber sein Wort erhielt sich in bessern Zeiten.

Wie Johann von Müller von den Geschichtsschreibern des Mittelalters dachte, wie von den bisherigen Sammlungen derselben, von den Vortheilen einer neuen kritischen Bearbeitung, und endlich vom Plane einer gesichteten Ausgabe der QuellenSchriften deutscher Geschichten insbesondere, sieht man in mehreren seiner gedruckten Briefe.

Er faßte, der Erste, Zweck und Vortheile einer solchen Ausgabe unter einen doppelten Gesichtspunkt, zunächst als geläuterten und übersehligen QuellenSchatz für das eigentliche historische Studium, und Bedingung gründlicher Geschichtsschreibung, sodann aber auch als Lectüre für das größere Publikum, mittels zweckmäßiger Uebersetzungen, zum Erwecken, Erhalten und Nahren des noch übrigen reindutschen Geistes.

Für das letztere sorgte indessen kräftiger, als alle Bücher damals vermocht hätten, dieselbe Gewalt und dieselbe Lage des deutschen Vaterlandes, welche das Unternehmen nicht zur Ausführung kommen ließen. Er selbst gab, wie gesagt, alle Hoffnung des Anderswerdens und mit ihr natürlich zugleich den bezugten Eifer auf, der in seinem letzten StaatsPosten für so etwas ohnehin nicht offen geäußert werden durfte.

Und so fehlt es denn jetzt noch, nach beinahe drei Jahrhunderten seit Erscheinung der ersten QuellenAusgabe, an der allerwesentlichsten Bedingung gründlicher Kenntniß der vaterländischen Vorzeit der Elemente unsrer VerfassungsGeschichte, des StufenGanges der Bildung und Ausartung unsrer Gesetzgebung, GerichtsVerfassung, sittlichen und ökonomischen Zustandes, mit Einem Worte einer eigentlichen Geschichte Deutschlands, wie sie sich der Kenner denkt und ein gründlich unterrichteter geistvoller Ungenannter in meisterhaften Umrissen die Forderungen an solche ausgesprochen.

Was von den Bibliotheken bisheriger deutscher GeschichtsWerke zu halten, was von andern, die etwa noch geschrieben werden, vor dem Daseyn einer kritisch-berichtigten, menschlicher Weise zu handhabenden, QuellenSammlung? bedarf nach dem Angeführten wohl keiner weitern Bemerkung.

Indessen würde sich derjenige größtlich täuschen und großes Unrecht begehen, der die Erfolglosigkeit so vieler Bemühungen zur Abhilfe eines so dringenden Bedürfnisses einer Gleichgültigkeit oder gar einem Vorurtheile deutscher Gelehrten beimessen wollte. Gesehen wir es vielmehr ganz offen, daß neben jeweiligen Zeitumständen und politischen Verhältnissen insbesondere und hauptsächlich das uralte Haupthinderniß großer wissenschaftlicher Unternehmungen im deutschen Vaterlande, der Mangel höherer, entsprechender Unterstützung, die Ursache gewesen bis zu dieser Stunde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung der neuen Schriften, die HypothekenOrdnung betreffend.

Zweite Abtheilung.

Grundlinien des neuen GesetzEntwurfs und Vorzüge desselben.

§. 1. Bevor wir die Grundlage des neuen GesetzEntwurfs darstellen, welcher sich, wie wir gehört haben, auch auf das HypothekenRecht erstreckt, wollen wir kürzlich die GrundSätze angeben, auf welchen jedes HypothekenRecht überhaupt beruhen muß. Wir übergehen die allgemeine legislative Vorschrift, daß jedes Gesetz einfach seye, und die natürliche Freiheit nicht mehr beschränken soll, als es durchaus nothwendig ist; denn es ist eine zu bekannte Sache, daß eine casuistische, ins Kleinliche übergehende und mit beschränkenden Förmlichkeiten überladene Gesetzgebung nie den vorgesezten Zweck erreicht, vielmehr zu Chicanen und Betrügereien den größten Anlaß gibt. Dieses setzen wir, wie gesagt, voraus, und betrachten nur die Hauptfordernisse der Gesetzgebung über die Hypotheken. Die Aufgabe dieser Gesetzgebung besteht ohne Zweifel darin: den größten Credit mit der größten Sicherheit zu verbinden, folglich I. dem Gläubiger und Käufer die vollste Sicherheit, II. dem Schuldner und Verkäufer die möglichste Erleichterung, III. dem öffentlichen Verkehr und Credit die wirksamste Unterstützung zu geben. Nach diesen Erfordernissen werden sich die GrundSätze leicht feststellen lassen, auf welche ein HypothekenGesetz gebaut werden muß; sie können keine andere seyn, als folgende:

I. In Bezug auf die Gläubiger. Der Gläubiger muß ein solches Unterpfand erhalten, welches ihm A. nicht nur Beruhigung und Sicherheit für seine Forderung gewährt, sondern auch B. zur gehörigen Zeit die Zahlung sichert. A. Zur Beruhigung und Sicherheit des Gläubigers ist aber nothwendig: a. Daß er nach seiner eigenen Wahl entweder auf das GesamtVermögen des Schuldners, oder auf einen besondern Theil des Vermögens oder auf beides zugleich, ein RealRecht erwerben, mit andern Worten, daß er entweder eine General- oder SpecialHypothek, oder beide mit einander bedingen könne. b. Daß er versichert seyn muß, entweder daß jenes ihm verpfändete Vermögen oder Vermögensstück nicht schon an andere verpfändet sey, oder daß es nach Befriedigung dieser Andern für seine Forderung noch vollkommen hinreiche. c. Daß seiner Forderung, eine später entstandene Forderung eines andern Gläubigers nie vorgehen könne. d. Daß die Hypothek ihm verbleibe, wenn schon die verhypothekirte Sache in den Besitz eines dritten gekommen. B. Zur Zahlungssicherung ist nothwendig, daß man keine weitläufigen Prozesse durchzusetzen habe, und schnelle Execution auf die Hypothek erlangen könne.

II. In Bezug auf den Schuldner. Der Schuldner darf durch das Gesetz nicht mehr belastet werden, als es die Sicherung des Gläubigers erfordert.

III. In Bezug auf den öffentlichen Verkehr und Credit. Verkehr und Credit werden dadurch am wirksamsten begünstigt, daß man es den Capitalisten möglich macht, ihre Capitalien mit der Gewißheit der zur rechten Zeit vollständig erfolgenden Zurückzahlung sicher anzulegen, und Realitäten ohne Gefahr der Haftung für fremde Schulden anzukaufen. Man sieht schon hieraus, wie tief das HypothekenRecht in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens und besonders in alle Zweige der Industrie eingreift, wie leicht also ein einziger hierin begangener Mißgriff Vermögen und Credit jedes einzelnen Staatsbürgers, und dadurch den ganzen NationalCredit gefährden kann. Wir fügen noch den allgemeinen GrundSatz bei, daß wenn von Einführung eines neuen Gesetzes die Rede ist, die früheren Gesetze und RechtsVerhältnisse berücksichtigt werden sollen, so viel es nur immer möglich ist, ohne den Zweck der neuen Gesetzgebung zu vereiteln, oder, um uns der Worte des berühmten königl. StaatsRaths von Gönnern zu bedienen, „Jede neue Gesetzgebung muß auf die bisher bestandene Rücksicht nehmen, und den Uebergang von dieser zu jener so sanft als möglich machen.“ (Beilage II. zu den Protokollen des StaatsRathsCommis. vom December 1818.)

§. 2. Die Grundlinien des neuen GesetzEntwurfs sind nun folgende: Der GesetzEntwurf unterscheidet zwischen dem ErwerbungsRecht, und der wirklichen Erwerbung einer Hypothek. Jenes kann entweder durch das Gesetz, oder durch Privatwillen erlangt werden; (die gerichtlichen werden hier zu den gesetzlichen gezählt.) Die Erwerbung selbst aber kann nur allein die Folge der Einschreibung in das HypothekenBuch seyn. (§. 9. des Entwurfs.) Die Forderung muß bestimmt seyn, auf ein bestimmtes unbewegliches Gut eingetragen werden. (§. 11.)

Wir wollen hier ein wenig verweilen. Durch diese Bestimmungen sind alle GeneralHypotheken, so wie auch alle gesetzliche oder stillschweigende Hypotheken abgeschafft: es verschwindet auch die bekannte Abtheilung in gesetzliche, vertragmäßige und gerichtliche Hypotheken; nur eine Gattung besteht noch, nemlich die eingeschriebenen Hypotheken. Wir fahren nun fort: Der Unterschied zwischen gesetzlicher und vertragmäßiger Erwerbung bewirkt nur dieses, daß die durch das Gesetz erworbenen HypothekenRechte auch ohne Vorwissen und Einwilligung des Schuldners in die Bücher eingeschrieben werden können, bei der durch Privatwillen erworbenen aber, eine ausdrückliche Erklärung des Schuldners zur Eintragung nothwendig ist. Rechte und Forderungen, deren CapitalsBetrag nicht genau bestimmt ist, sollen nach ihrem vorläufigen Betrag, durch Uebereinkunft oder richterlichen Spruch auf eine bestimmte Summe festgesetzt werden, vorbehaltlich einer nachträglichen beiderseitigen Minderung oder Mehrung der Hypothek. Jede Hypothek muß demnach auflösen, daß sie durch die Einschreibung öffentlich wird, auch bestimmt seyn; das HypothekenRecht ist also auf Publicität und Specialität, überdas aber noch, weil nur unbewegliche Güter verhypothekirt werden können, auf Realität gegründet *).

Der Umfang der Hypothek erstreckt sich auf das unbewegliche Gut, worauf sie erworben ist, und auf alle Theile, so wie auch auf Zuwachs und Zugehörigkeiten derselben, folglich auch auf die noch nicht abgeordneten Früchte. (§. 32.) Das VorzugsRecht der HypothekGläubiger richtet sich, ohne alle andere Rücksicht, bloß nach dem Zeitpunkt, in welchem auf ein bestimmtes Gut jede Hypothek vor der andern in das HypothekenBuch eingetragen ist. (§. 57.) Wird gegen den Schuldner der Confurs eröffnet, so werden die Immobilien, worauf Hypotheken haften, als

*) Wegen diese Benennung, hat sich der Referent in dem dritten Abschnitt eine Erinnerung erlaubt.

eine besondere Masse vom übrigen Vermögen getrennt, und unter die darauf berechtigten Gläubiger nach rechtlicher Ordnung vertheilt. (§. 64.) Von dieser Masse werden aber noch verschiedene nicht in die Hypothekenbücher eingetragene, gesetzlich privilegierte Forderungen vor den Hypothekenforderungen abbezahlt. (§. 67.) Nicht auf solche Art die Immobilienmasse nicht hin, so erhalten die nicht befriedigten Hypothekengläubiger ihre Zahlung aus der Gemeinenmasse, (oder dem Mobilienvermögen), nach der an jedem Ort noch gültigen Locationsordnung. (§. 69.) Bei der Eintragung in die Hypothekenbücher ist hauptsächlich zu bemerken, daß alle unter einem Gericht gelegene, oder zur Competenz eines besondern Hypothekenamts gehörige unbewegliche Güter und fruchtbringende Realrechte, welche besonders besessen und veräußert werden können, unter besondern Nummern und Folia im Hypothekenbuch eingetragen werden müssen. (§. 125.) Die Einführungsverordnung bestimmt, daß das neue Gesetz am 1. Jänner 1821 in Wirksamkeit treten soll, mit Aufhebung aller entgegen stehenden frühern gesetzlichen Bestimmungen; doch mit Ausnahme der Münchner Ewig-Geld-Capitalien, und der bambergerischen Lehen-Conseise. (§. 1. und 2. des Verordnungs-Entwurfs.) Bis zu jenem Zeitpunkt hören auch die stillschweigenden Hypotheken auf, und behalten bloß die Eigenschaft eines gesetzlichen Vorzugsrechts, welches aber nie gegen die Immobilienmasse geltend gemacht werden kann. (§. 9.) Die Hypothekenbücher sollen im ganzen Umfange des Königreichs bis zum 1. Januar 1823 vollkommen hergestellt seyn. (§. 29.) Was mit den bisherigen General-Hypotheken geschehen soll, darüber enthält die Verordnung keine ausdrückliche Bestimmung.

Heber den Geist des Gesetz-Entwurfs wird in den Motiven (Fol. 21.) nachstehendes gesagt: „Man irrt gar sehr, wenn man glaubt zur Gesetzgebung brauche man nichts weiter, als sich in drei oder vier guten Gesetzbüchern umzusehen, und aus jedem einige ansprechende Bestimmungen zu entnehmen und zusammen zu setzen. Das Streben nach Originalität, und das flüchtige Compiliren, das sind die gefährlichsten Feinde einer guten Gesetzgebung.“ „Man muß in den Geist eines ganzen Gesetz-Buchs, und eines jeden darin aufgestellten Instituts eingedrungen seyn; den Zusammenhang aller einzelner Bestimmungen kennen, und seine Aufgaben theoretisch und praktisch ganz beherrschen, ehe man die Uebertragbarkeit einer Bestimmung in ein anderes Gesetz zu beurtheilen, und ein harmonisches dauerhaftes Gebäude herzustellen vermag.“

In diesem Geist ist der Entwurf bearbeitet — daher muß derselbe, ungeachtet manche Bestimmungen mit andern Gesetzen und Verordnungen übereinstimmen, als ein selbstständiges in sich geschlossenes Werk betrachtet und beurtheilt werden. So weit Herr von Gönner.

§. 3. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß dieser Gesetz-Entwurf viele Vorzüge in sich vereint. Der erste besteht schon darin, daß der wichtige Gegenstand des Hypothekenrechts, und mit ihm zugleich die bürgerliche Gesetzgebung selbst bei der Stände-Versammlung zur Sprache gebracht worden ist. Es ist dadurch den Ständen des Reichs und sämtlichen bayerischen Staats-Bürgern die Gelegenheit gegeben, hierüber ihre Meinungen, Wünsche, Bedenken und Vorschläge an den Tag zu legen. Dieß allein ist schon ein großer Gewinn; denn wer könnte bezweifeln, daß in einer constitutionellen Monarchie ein ganz anderer Geist der Gesetzgebung herrschen muß, als in unumschränkt regierten Staaten? Und wer wird daher nicht jede Veranlassung erwünscht finden, die veralteten Einrichtungen nach den Bedürfnissen der zeitgemäßen Verfassung umzubilden?

§. 4. Ein weiterer Vorzug des Gesetz-Entwurfs ist der, daß hiebei die großen Grundsätze, auf welchen bei einer verfassungsmäßigen Regierung alles zurückgeführt werden muß, unbedingt anerkannt worden sind: Die Grundsätze der Gleichheit vor dem Gesetze, und der Oeffentlichkeit. Der Schleier des Geheimnisses, welcher alle Institute willkürlich regierter Staaten umgibt, verbreitete sich auch auf die Geschäfte des Privatrechts. Viele Bevorzugte sahen es gleich mancher Regierung als einen integrierenden Theil ihrer Ständes-Vorrechte an, daß selbst ihren Gläubigern, also eben den Vätern, welche sie um Hilfe anflehten, der wahre Stand der Krankheit verborgen bleiben mußte. Die Siegelmäßigkeit führte die stillschweigende Erlaubniß mit sich, dieselbe Sache, die schon frühere Gläubiger für ihre Forderungen längst nicht mehr deckte, neuerdings und zwar so oft man wollte, an Andere zu verpfänden, und Stiftungen, Wittwen und Waisen, mit einer unter dem Schutze der Gesetze ausgestellten Verschreibung in ihrem Vermögen zu gefährden; ja es war den Siegelmäßigen sogar die Möglichkeit gesetzmäßig gegeben, die ältesten Gläubiger durch zurückdatirte Schuld-Briefe nicht nur zu verkürzen, sondern gänzlich ihres Eigenthums zu berauben.

Die im Geiste der Verfassung liegende Oeffentlichkeit, welche kein im Dunkel schleichen des Uebels mehr zuläßt, und die in der Urkunde ausgesprochene Gleichheit vor dem Gesetze, hat auch diesem Unwesen abgeholfen, und Niemand wird mehr dabei gewinnen, als die Siegelmäßigen selbst, welche in den neuern Zeiten sogar von der Regierung als kreditlos erklärt wurden, indem dieselben den Stiftungen nicht mehr erlaubte, einem Siegelmäßigen ein Anlehen aus dem Stiftungsvermögen zu geben; wogegen ihnen die nunmehr auch im Hypothekenwesen eingeführte Oeffentlichkeit und Gleichheit vor dem Gesetze die Aussicht eröffnete, eben so wohl von den inländischen Stiftungen mit Anlehen unterstützt zu werden, als von den auswärtigen Capitalisten, welche bisher vor der bayerischen Siegelmäßigkeit alle Taschen sorgfältig versperret hielten.

§. 5. Ein dritter Vorzug des Gesetz-Entwurfs ist dieser, daß er außer der so eben erwähnten Sicherheit, die dem Darleiher gewährt wird, auch denjenigen Capitalisten, der ein Gut kaufen will, von der Gefahr befreit, Schulden und Haftungen zu übernehmen, welche ihm unbewußt auf dem Gute lasteten. Denn nun kann ein jeder leicht erfahren, welche Hypotheken auf einem jeden Gute lasten, es bedarf nun keiner lästigen Gewährschafts-Summe, keiner Ediktal-Ladung mehr, indem der Käufer nur diejenigen Forderungen zu befriedigen hat, welche ihm durch das Hypotheken-Buch bekannt geworden sind. Diese große Erleichterung der Guts-Käufer wird ohne Zweifel beitragen, den Güter-Verkehr in Baiern zu erhöhen, und dadurch den National-Credit und die Industrie zu steigern.

§. 6. Der Gesetz-Entwurf hat endlich noch den Vorzug, daß er außer der Oeffentlichkeit, auch noch andere Grundsätze aufstellt, welche im Hypotheken-Rechte unzweifelhaft als die zweckmäßigsten anerkannt werden müssen, nämlich den Grundsatz der Specialität, welcher jedoch einigen Beschränkungen unterworfen werden muß, und den Grundsatz des Vorrangs der Forderungen nach der Zeit ihrer Entstehung. Durch Anerkennung dieser Grundsätze, welche wir so leicht einzeln durchgehen werden, ist allerdings ein großer Schritt zur Verbesserung der Legislation über das Hypotheken-Recht geschehen, und man kann dem Gesetz-Entwurf das Verdienst nicht absprechen, die angegebenen Grundsätze mit großer Bestimmtheit ausgesprochen zu haben. (Fortf. folgt.)

Fortsetzung der Ankündigung des Herrn Professor Dümge.

Nie lebte in Deutschland ein Gelehrten-Verein in einer Abtei von St. Maur, ohne Sorgen für jedes äußere Lebens-Bedürfnis, im Besitze aller wissenschaftlichen Hülfsmittel, in freier, königlich unterstützter Verbindung mit Bibliotheken, Archiven und Gelehrten des In- und Auslandes und in der freiesten Weise zu gelehrten Beschäftigungen, erleichtert durch Hand-Dienste in bloß mechanischen, zeitraubenden Nebengeschäften, Abschriften und Auszüge zu machen und ordnen, Versorgung unwichtigen Brief-Wechsels und was überhaupt abzieht von gesammelten Arbeiten.

Keine königliche Druckerei förderte ihre Schriften mit königlichem Aufwande, keine Regierung belohnte freigebig und mit Zartgefühl, wie manche des Auslandes, zumal die Französischen, gelehrtes Verdienst. Es gab und gibt noch jetzt in Deutschland Staats-Beamte, welche Wissenschaft sogar verfolgten und anfeinden von ganzem Herzen!

Wenn aber jenes äußere Hindernis wegfiele, wenn nicht Buch-Händler die Mäcenaten wären und ihre wohlberechnete Munificenz die farge Frucht verwendeter Nacht-Wachen; wenn ein dazu bestimmter Fond von keiner Bücher-Messe abhängig, durch keine Nebenumstände gefährdet, in gerechtem, partheilosom Verhältnisse, die, andern Arbeiten zu entziehende Bemühung vergütete; nur dann würden Deutschlands Gelehrten eine Schmach auf sich laden, wenn nicht in ihrer Mitte ein Unternehmen gedeihen sollte, welches im deutschen Vaterlande vor andern zu erwarten seyn möchte.

Und diese Bedingungen, sie sind gegeben, denn mehrere edle deutsche Männer faßten mit Liebe den Gedanken, und vereinigten sich zu seiner Ausführung.

Eine Folge davon ist aus besondern Auftrage gegenwärtiger Aufruf an Deutschlands Gelehrten, der anspruchlose Entwurf eines Planes zur Beurtheilung und Berichtigung, und endlich die Bitte um entsprechende warme Theilnahme.

Groß ist allerdings die Aufgabe und höchst schwierig ihre Lösung; aber leßtere ist unumgänglich, wenn jemals eine Geschichte Deutschlands soll gelehrt und geschrieben werden. Jedoch kein uferloser Ocean, wie sich Montesquieu dachte, wenn nur unverbroffen gesteuert wird; auch nicht nur Steine sind zu verschlingen, sondern der gesunden Speise wohl auch nicht wenig zu genießen.

Demnach ohne weiters zur Sache.

I. Zweck und Umfang der Sammlung.

Der Zweck dieser Sammlung ist, alle Quellen-Schrift-Steller deutscher Geschichten des Mittelalters dem historischen Forscher in möglichster Rechtheit und Eigenthümlichkeit zugänglich und jede andre Ausgabe der aufzunehmenden Schriften oder jede Vergleichung derselben zur Verlässigung des Textes ihm entbehrlich zu machen; so daß er sich im Studium dieser Quellen-Schriften darauf vollkommen verlassen könne. Zu solchem Ende sollen diese Quellen-Schrift-Steller nur in so weit geliefert werden, als sie wirklich für Quellen-Schrift-Steller geachtet werden können, oder mit Ausscheidung alles dessen, was sie erweislich bloß aus andern abgeschriebenen, und mit unbedingter Ausscheidung desjenigen, was ihre Berichte von einer frühern Zeit, als dem Anfange des sechsten Jahrhunderts berichten, in so ferne nicht das Durchschimmern einer erhaltenswerthen Sage oder eigenthümliche merkwürdige Vorstellungsweise das Gegentheil empfehlen.

Denn der Geist und Charakter der vorzüglichern unter diesen Quellen-Schrift-Stellern soll möglichst erhalten, und hervorstechende Eigenthümlichkeit in Behandlung ihres Stoffes aus demjenigen, was der Plan nicht aufzunehmen gestattet, wenigstens in einigen Hauptzügen bewahrt und davon zweckmäßiger Gebrauch gemacht werden.

Die Sammlung wird sich nicht nur auf Geschicht-Schreiber beschränken, sondern auch Biographien, versteht sich, nur ausgezeichnet wichtiger, der vaterländischen Geschichte vorzugsweise angehörenden Männer, dergleichen auch wichtige Brief-Sammlungen umfassen, wie die eines Wibald von Corvey und Peter de Vincis. Dagegen werden von Local-Chroniken nur diejenigen in dieser Sammlung eine Stelle erhalten, welche für das Gemeingut deutscher Geschichte Ausbeute gewähren und nur in so weit dies der Fall ist.

Endlich werden als abgeschriebene Stellen behandelt alle diejenigen, worin dieselben That-Sachen mit denselben Umständen berichtet werden und bloße Verschiedenheit der Worte, wenn dadurch sonst nichts alterirt wird, geben keinen Grund zur doppelten Aufnahme solcher Berichte; sondern es wird in solchen Fällen unter dem Texte etwa bemerkt, daß und von welchen andern die auszulassende Stelle abgeschrieben, und wo sie in einer andern Ausgabe desselben Schrift-Stellers zu finden, damit Integritäts-Rigoristen besänftigt, zugleich aber auch jedem die Vergleichung zur Stelle möglich gemacht werde. Uebrigens versteht sich, daß dergleichen Ausscheidungen nicht bei jeder kleinern Stelle anzuwenden, damit allzuhäufige Unterbrechungen vermieden und um einiger Worte willen keine Lücken gemacht werden.

Als abgeschrieben kann aber, selbst bei dem eigenen Geständnisse des Abschreibers, nicht behandelt werden, was aus einer Quelle genommen, die nicht mehr zugänglich, und was überhaupt bei andern nicht mehr zu finden, oder nicht so, wie bei dem Abschreiber, zu finden ist.

Mittels einer strengen Beobachtung dieser Ausscheidungs-Grundsätze hoffet man auch dasjenige, was auswärtige Quellen-Schrift-Steller für die Geschichten Deutschlands im Mittelalter besonders liefern, in Auszügen mit aufnehmen zu können, ohne die Sammlung über die angenommene Zahl von zwanzig Bänden in großem Quart-Format, den Band zu vier Alphabeten, auszudehnen, abgerechnet ein, erst nach geschlossener Sammlung zu lieferndes, auch für sich selbst bestehendes, Directorium.

II. Anordnungs-Weise.

Aus dem erklärten Zwecke, die vorzüglichern Quellen-Schrift-Steller in ihrer eigenthümlichen Vollständigkeit zu liefern, folgt von selbst, daß dieselben im Zusammenhange müssen erhalten werden. Es läßt sich daher weder die Anordnungs-Weise der Väter von St. Maur, noch die des verdienten Roessler in seiner Ausgabe der Chron. medii aevi bei dieser Sammlung befolgen, weil dadurch weniger oder mehr diese Schriften zerstückelt würden.

Aber auch abgesehen von diesem Umstande hat eine Vertheilung solcher Quellen-Schriften unter gewisse Zeit-Abschnitte in jeder Hinsicht sehr geringe Vortheile, in mancher Hinsicht aber sogar wesentliche Nachtheile.

Zunächst ist dem Quellen-Studium selbst damit sehr wenig gebient, weil dem eigentlichen Historiker daran gelegen seyn muß, nicht nur die, in dem gegebenen Schrift-Steller ent-

haltenen Sachen, sondern auch diesen selbst, seinen Charakter, seine Darstellungsweise zugleich vollständig kennen zu lernen, was durch eine Vertheilung der gegebenen Quelle, durch mehrere Bände nicht sonderlich befördert werden kann.

Eine zweite Warnung dagegen ist das Mißliche und Unzuverlässige einer solchen Vertheilung, an sich selbst bei einer noch so sehr schwankenden Zeitrechnung für jene Periode; nicht zu gedenken, daß auch in dem Falle, wo dieser Punkt im Reinen seyn würde, unmöglicher Weise sämtliche Quellen-Schriften für den angenommenen Zeitraum ohne wesentliche Nachtheile für den abgebrochen werden, daher auch Bouquet, wie alle Leser seiner Sammlung wissen, mit dieser seiner Anordnungsweise selbst in häufige Verlegenheiten und in Widersprüche gerathen, da es sich nicht thun ließ. Wer aber möchte vollends dem Historiker, auch vorausgesetzt, daß ein von ihm zur Bearbeitung erlesener Gegenstand, was die Zeit-Computation beträfe, dem Anfang und Ende einer solchen Abtheilung entspräche, wer möchte ihm rathen oder zutrauen, daß es sein Quellenstudium für die Aufgabe auf die gegebene Abtheilung beschränke und auf die vorhergehenden? Wie manches kann ihm noch die folgende, wie manches die Fortsetzung desselben Schriftstellers bieten, was ihm zur richtigen Beurtheilung des Vorhergehenden unentbehrlich ist? Ueberhaupt kann solche Stückerei keinem Manne von Geist zuzugewandt und frommen, vielmehr wird ihm dadurch sein Studium geradezu erschwert und verbittert. Endlich aber würde bei solcher Anordnungsweise, sowohl das Fortschreiten dieser Sammlung selbst, als auch die Bestimmung des Inhaltes ihrer einzelnen Bände unnützer Weise aufgehoben und erschwert werden. Um einen oder den andern Schriftsteller vollständig nützen zu können, müßte man Jahre lang warten, und die Erscheinung eines jeden Bandes würde von der Vollendung der, unter mehreren, im ganzen Deutschland zerstreuten Mitarbeiter vertheilten, Beiträge für die gegebene Abtheilung abhängen, und, wann diese eingegangen, bei widersprechenden Zeitbestimmungen, die nicht fehlen können, neuer Aufenthalt eintreten.

Man will daher für gegenwärtig zu veranstaltende Sammlung die aufzunehmenden Schriftsteller und andere Quellen-Schriften in vier Classen ordnen, um das Erscheinen derselben zu befördern, und bestimmt

- a) für die erste Classe die vorzugsweise so zu nennenden eigentlichen Geschichtsschreiber;
- b) für die zweite die, meist auszugsweise zu liefernden kleineren Chroniken und Annalen und einzelne Bruchstücke aus denselben nach oben erklärten Grundsätzen;
- c) für die dritte Classe die Biographien; endlich
- d) für die vierte Classe die Epistolographen und einzelne wichtige Briefe, und andere ähnliche Schriften (miscellanea.)

Bei jeder dieser Classen wird man die chronologische Ordnung in Hinsicht des Alters der Schriftsteller und Schriften selbst beobachten; für eine möglichst genaue chronologische Uebersicht der in allen enthaltenen Nachrichten wird in dem bereits erwähnten, zuletzt folgenden, Directorium besonders gesorgt werden.

Das Erscheinen eines Bandes von Schriften aus einer dieser Classen wird von dem entsprechenden Vorrathe abhängen, und sollen, wenn dergleichen für zwei oder drei Bände zu gleicher Zeit fertig werden sollten, so viele Bände mit oder gleich nach einander erscheinen.

III. Bearbeitungsweise.

Von dieser kann hier nur in so ferne die Rede seyn, daß die Hauptpunkte angegeben werden, welche bei Bearbeitung dieser Quellen-Schriften berücksichtigt werden sollen, während namentlich die kritische Bearbeitung an sich selbst den Einsichten eines jeden Theilnehmers überlassen werden muß.

- 1) So viel möglich Vergleichung der Handschriften, so viel ihrer nur zu haben. Die Regierungen Deutschlands und ihre hohen Staats-Beamten werden für diese Unternehmung ihre Unterstützung nicht versagen, da ein glücklicher Erfolg reiner Gewinn für die Geschichtskunde aller Theile des großen weiten Vaterlandes ist. Es wird also nur darauf ankommen, die vorhandenen Handschriften von einem gegebenen Schriftsteller und ihren gegenwärtigen Bewahrungs-Ort kennen zu lernen.

Leider! gewahren die frühern Nachrichten über diesen Punkt nach inzwischen vorgegangenen Wanderungen so vieler Handschriften jetzt meistens nur die Ueberzeugung, daß sie damals existirt haben und, aus geographischen und politischen Vergleichen mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit, wo sie jetzt seyn möchten.

Diesem Verluste zuverlässiger Nachrichten kann und wird aber der humane Geist heutiger Aufseher solcher gelehrten Schätze durch freiwillige theilnehmende Anzeige abhelfen, und die, das Oekonomische des Unternehmens im weitesten Sinne leitende Direction wird dafür sich verwenden, daß dergleichen unter gehöriger Garantie den Herren Mitarbeitern mitgetheilt werden. Es liegen aber auch

- 2) noch manche ungebrauchte, noch manche ganz unbekannte Handschriften verborgen, deren Hervorziehung bei dieser Gelegenheit ebenfalls zu wünschen und zu hoffen ist. Eine kritisch gegebene Anzeige derselben würde zunächst bald anweisen, ob davon keine Ausbeute zu erwarten und eine Vergleichung mit dem Vorhandenen, womit so viele Gelehrten zugleich beschäftigt sind, würde bald ergeben, in wie weit es wirklich der Fall ist.
- 3) Vergleichung der Ausgaben, nicht nur unter sich, sondern auch mit den gegebenen Handschriften. Denn mehrere, ja die meisten, besonders die ältern, Sammler haben ihre Handschriften, oder Handschriften gar nicht bezeichnet, und es kann daher eine Ausgabe richtiger seyn, als eine Handschrift, was aber nur nach sorgfältiger Vergleichung entschieden werden mag. Uebrigens muß jeder gelehrte Mitarbeiter die von einem Schriftsteller vorhandenen gedruckten Ausgaben zur Einsicht und Vergleichung sich selbst verschaffen suchen, wozu in Deutschlands zahlreichen, wohl versehenen Bibliotheken die Gelegenheit nicht fehlt. Nur bei notorisch seltenen Ausgaben und Ausnahmsschreibern wird sich die Direction dafür verwenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung der neuen Schriften, die Hypotheken-Ordnung betreffend.

Dritte Abtheilung.

Mängel des Gesetzesentwurfs.

§. 1. Nachdem wir nun die Vorzüge des neuen Gesetzesentwurfs kennen gelernt haben, dürfen wir uns auch seine Mängel nicht verhehlen. Sie bestehen vornehmlich darin: 1) Die Grundsätze, auf welche der Entwurf gebaut ist, sind theils nicht in der angegebenen Art als richtig und allgemein anzunehmen, theils nicht folgerichtig durchgeführt, theils nicht überall mit praktischem Sinn angewendet. 2) Der Entwurf befriedigt nicht hinlänglich die Bedürfnisse der Gläubiger, der Schuldner und des gemeinen Besten. 3) Er erreicht in vielen Stücken nicht die Vorzüge der bisherigen Gesetzgebungen. 4) Viele Anordnungen des Entwurfs sind nicht ausführbar. 5) Mehrere wichtige Fragen sind in demselben nicht berührt. 6) Es ist zu vielen Bedenken unterworfen, die Gesetzgebung und insbesondere diesen Theil derselben fragmentarisch zu behandeln. 7) Auch der Einführungs-Verordnung stehen wichtige Bedenken entgegen.

§. 2. Daß diese Mängel nicht nur dem Scheine nach, sondern wirklich bestehen, wird folgende nähere Erörterung zeigen.

Erster Abschnitt.

Vorläufige Prüfung der Hauptgrundsätze des Entwurfs.

§. 1. Der Antrag über den Gesetzesentwurf und die Motive desselben stellen, wie wir bereits gehört haben, einen Hauptzweck und drei Hauptgrundsätze auf, nemlich den Zweck des Real-Credits, und die Grundsätze der Publicität, der Specialität, und des Altervorrangs der Forderungen. Was den angegebenen Hauptzweck betrifft, so wird der Begriff des Real-Credits im Antrag so erklärt: Der Handels-Credit beruht auf den Handels-Verhältnissen, auf persönlichem Zutrauen, auf besondern Deckungs-Objecten, auf Kürze der Zahlungs-Termine, auf der strengen Execution, und auf dem wohl verstandenen Vortheil des Schuldners selbst. Der Credit in den übrigen bürgerlichen Verhältnissen hingegen ist seiner Natur nach gewöhnlich dauerhafter, und kann nur auf Sachen von dauerhafter Sicherheit gegründet werden, folglich auf unbewegliche, und dergestalt, daß eine Veränderung des Besitzers, der Sache (der Person) die Sicherheit nicht mindere*). Der Real-Credit ist also der Zweck, die Immobilien das Mittel.

§. 2. Es entstehen hier sogleich einige Bedenken in Bezug auf den angegebenen Zweck. 1) Wenn der Real-Credit das Ziel der Hypotheken-Gesetzgebung ist, so scheint nicht unmittelbar hieraus zu folgen, daß nur Immobilien das Mittel seyn können. Der Real-Credit kann nemlich kein anderer seyn, als derjenige, der von Sachen ausgeht, und Real-Rechte gibt, folglich kann er auch auf andern als unbeweglichen Gegenständen beruhen, z. B. auf einem Schmuck, auf Kapital-Briefen. Man wird sagen, diese Gegenstände lassen sich nicht in die bei dem Gerichts-Stand der unbeweglichen Sache geführten Hypotheken-Bücher eintragen. Dieß mag richtig seyn, es beweist aber nicht, daß der Real-Credit auf Immobilien beschränkt seyn muß, sondern nur daß die Hypotheken-Bücher eine Gattung des Real-Credits vorzüglich begünstigen, und nur das Vorgehen oder Darleihen auf unbewegliche Güter erleichtern. Wollte man den Real-Credit überhaupt als Ziel der Gesetzgebung betrachten, so müßte man ihn nicht auf eine einzige Gattung der Real-Rechte beschränken. 2) Dieser Immobilien-Credit schließt ferner aus die Real-Gerechtigkeiten und Gewerbe, so wie auch alle Mobilien, deren es doch einige gibt, welche selbst in Orten, wo die preussische Hypotheken-Ordnung eingeführt ist, die Rechte von Immobilien genießen. Als Beispiel hiervon führt der königl. Land-Richter Wellmer die Strumpf-Wirker-Stühle in Erlangen an. Es könnten auch hierher gezählt werden, die Werkzeuge und Utensilien bei allen Fabriken, insbesondere bei Brau-Häusern, ferner Vieh, Vorräthe und Fahrnisse bei Pacht-Gütern etc. 3) Was die Dauerhaftigkeit des Credits betrifft, so kann diese auch durch gewisse Mobilien erreicht werden. Dagegen haben viele Erfahrungen gezeigt, daß der Güter-Verth oft bedeutend sinkt, und die erwartete Dauerhaftigkeit nicht gewährt. Doch kommt es auf diese Theorie nicht viel an, indem ein unrichtiges Ziel benannt, und doch das Gesetz an sich selbst gut seyn kann. Wir wollen obiges auch nur im Vorbeigehen bemerkt haben. 4) Durch Ausschließung der Mobilien vom Gegenstand der Hypotheken ist jede General-Hypothek auf das gesamte bewegliche und unbewegliche Vermögen als unzulässig erklärt. Ob dieses rathsam sey in Ländern, wo bisher die General-Hypotheken eingeführt waren, werden wir im Verfolg dieses Vortrags untersuchen. 5) Nach der Behauptung des königl. Staats-Raths von Gönnern (in den Motiven S. 15.) hat die Gesetzgebung nur dann ihre Aufgabe befriedigend und gerecht gelöst, wenn sie Pfand und Hypothek so hinstellt, daß beide in den Grundsätzen gleich, nur dem Namen oder dem Unwesentlichen nach verschieden sind. Ist es dieser Voraussetzung gemäß, wenn man das Real-Recht nur auf Immobilien beschränkt? Wenn bei dem Konkurs sogar besondere Massen für die Immobilien gebildet werden müssen? Wenn endlich das Pfand selbst in der Erwerbungs-Art von der Hypothek verschieden seyn soll? Hier scheint es also, daß die Gesetzgebung ihre Aufgabe nicht befriedigend, nicht gerecht gelöst habe.

§. 3. Grund-Satz der Offentlichkeit. Der Antrag drückt sich (S. 105. b. d. Verh.) so hierüber aus: Hat sich die Gesetzgebung den Real-Credit zum Ziel und die Immobilien zum Mittel gewählt, so muß sie, um gerecht und consequent zu seyn, 1) den Gläubiger darüber sicher stellen, daß auf der Sache, worauf er zur Sicherheit seiner Forderung ein Recht erwerben will, kein anderes seiner Sicherheit nachtheiliges Recht haften, von welchem er keine Wissenschaft hat. 2) Sie muß, weil der Real-Credit auf der Sache selbst haften, folglich jeder Besitzer die darauf lastende Schulden übernehmen muß, auch den künftigen Besitzer oder Erwerber der Sache darüber sicher stellen, daß er mit der Sache keine ihm unbekannte Schulden übernehme. Diese Gewährschaft, wenn sie aus einem gesetzlichen Institute vollständig hervorgehen soll, fordert daß in öffentlichen Büchern verzeichnet sey, welche Forderungen auf einer bestimmten Sache haften,

*) So heißt es im Antrag S. 105. der Verhandlung der Stände-Versammlung.

damit jeder Betheiligte, er sey Käufer, Gläubiger, Cessionar u. d. gl., sich hierüber unterrichten kann. Man bezeichnet dieses mit dem Namen, Publicität der Hypothekenbücher.

Es wird im Antrag noch ferner als GrundSatz aufgestellt (S. 107.) Die Hypothek als Realrecht wird erst durch die Eintragung in die öffentlichen Hypothekenbücher erworben, und erst von dieser Eintragung an treten die rechtlichen Wirkungen einer Hypothek ein. — In Aufsehung der wirklichen Erwerbung muß demnach jede Hypothek eine ausdrückliche seyn, durch die Eintragung oder Inschrift in die öffentlichen Bücher. Die Folgen der Publicität der Hypothekenbücher beschränken sich nicht auf das Recht, von ihnen Einsicht zu nehmen, sondern sie bestehen vorzüglich darin, daß nur nach den Einträgen, wie sie das Hypothekenbuch darstellt, Rechte erworben werden können.

§. 4. Wir erlauben uns in Hinsicht auf die Publicität der Hypothekenbücher im Allgemeinen nur folgende Bemerkungen: Gegen den GrundSatz der Oeffentlichkeit der Hypothekenbücher ist durchaus nichts zu erinnern; er stimmt mit den Erfordernissen überein, die wir oben (II. Abth. §. 1.) als aus der Natur des Geschäftes fließend angegeben haben, und ist eine nothwendige Anwendung der bei allen verfassungsmäßigen Regierungen herrschenden allgemeinen Oeffentlichkeit. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen Publicität der Hypothekenbücher und Publicität der Hypotheken selbst, ein Unterschied, welchen die Motive zum Gesetzentwurf nicht hinlänglich beobachtet haben, (z. B. Fol. 11 — 12.) Die Oeffentlichkeit der Hypothekenbücher liegt in dem Wesen des Instituts selbst, aber die Oeffentlichkeit der Hypotheken in dem Sinne, wie der Gesetzentwurf sie nimmt, vernichtet gänzlich die gesetzlichen Hypotheken, die doch wie die preussische Hypothekenordnung, und die österreichischen Grundbücher und LandTafelVerordnungen zeigen, neben der Oeffentlichkeit der Hypothekenbücher wohl bestehen mögen. Wir können also nur den GrundSatz der Oeffentlichkeit der Hypothekenbücher ohne Bedenken anerkennen; finden aber hierbei eben nicht nöthig, daß die Einsicht jedem auch nicht Betheiligten gestattet werden soll.

Was der Verfasser der Schrift: über die Publicität der Hypothekenbücher und den nachtheiligen Einfluß derselben auf den Handel (Nürnberg. Campe 1819. 8.) gegen diese Publicität einzuwenden hat, muß hier um so mehr geprüft werden, als die genannte Schrift bei der Ständeverammlung als Vorstellung überreicht und unter die Mitglieder vertheilt worden ist. Der Verfasser macht hauptsächlich folgende Einwendungen gegen die Oeffentlichkeit der Hypothekenbücher: 1) Jedem Neugierigen oder Boshaften, der ein Interesse vorsüßte, sey nun die Gelegenheit verschafft, die VermögensUmstände eines andern kennen zu lernen; dieß schwäche in einer Handelsstadt den Credit der Einzelnen, folglich den Credit der ganzen Stadt. Der kaufmännische oder persönliche Credit sey ganz anders zu behandeln, als der RealCredit, und obgleich die Immobilien gewöhnlich den geringsten Theil des Vermögens bei dem Kaufmann ausmachen, so werde ihm doch Niemand mehr leihen wollen, ohne sich von der dauerhaften Sicherheit, die er leisten könne, überzeugt zu haben, besonders da man die Hypothekenschulden bei Kaufleuten fürchte, weil sie meistens die ganze Masse absorbiren. 2) Es sey zu besorgen, daß manchmal ganz kurz vor Ausbruch eines Banquerouts in aller Stille persönliche Forderungen durch die Eintragung in hypothekarische Forderungen umgewandelt, und dadurch die anderen persönlichen Rechte gefährdet werden könnten, was auch durch die Erfahrung bestätigt werde. 3) Nur für die wohl fundirten Kaufleute sey die Hypothekenbücher ein Vortheil; die minder fundirte Klasse aber müsse durch Verkaufsbücher durchaus eingeführt werden, so wäre es für eine Handelsstadt doch besser, daß dieselben nicht von einem königl. Kreis- und Stadtgericht, sondern vom Magistrat selbst geführt würden. (Die weiteren Gründe, die nun der Verfasser für die Ertheilung der freiwilligen Gerichtsbarkeit an die Stadt Nürnberg anführt, gehören nicht hieher). Gegen obige Einwendungen glauben wir folgendes bemerken zu müssen: Zu 1. Nichtig ist es, daß der HandelsCredit anders zu behandeln ist, als der RealCredit; aber eben so richtig ist es auch, daß der Stand des ImmobilienBesizers keine hinreichende Ursache seyn kann, ihn von der Beobachtung derjenigen Gesetze zu befreien, die für alle ImmobilienBesizer gegeben sind. Wollte man den KaufmannsStand ausnehmen, so könnten die Fabrikanten, die Handwerksleute, die Gelehrten, die Adlichen aus verschiedenen Gründen ebenfalls eine Ausnahme verlangen. Die Kaufleute müssen sich nicht als Kaufleute, sondern als GüterBesizer, wenn sie dieses sind, der Hypothekenordnung unterwerfen. Es ist auch ein ganz anderer Credit, den sie als Kaufleute haben. Die Gläubiger verlangen hier nicht die reelle Sicherheit, es genügt ihnen an der persönlichen. Ein Kaufmann, welcher persönlichen Zutrauen einflößt, hat gewiß mehr Credit, als ein solcher, der Güter besitzt, und in welchem man kein persönliches Zutrauen setzt. Was die aus bloßer Neugierde oder Bosheit verlangte Einsicht der Hypotheken betrifft, so läßt sich hiergegen leicht eine Vorfrage treffen. Zu 2. Steht ein güterbesitzender Kaufmann in Gefahr, zu falliren, so kann man dieses gewöhnlich einige Zeit voraussehen, und kaum dürfte er im Falle seyn, noch so viele unbeschwerte Güter zu besitzen, um noch Hypotheken verschreiben zu können. Kann er dieses thun, so geschieht es nicht in der Stille, wie der Verfasser behauptet; denn eben dagegen schützt ja die Oeffentlichkeit der Hypothekenbücher. Zu 3. Der größere oder kleinere Fond bei Kaufleuten zeigt sich nicht in der Begüterung, und da über die Immobilien keine Hypothekenbücher geführt werden, so kann man dem kleineren Kaufmann so wenig wie dem größeren darauf kommen, in was sein eigentlicher Fond besteht. Nicht der GüterReichtum, bloß das Zutrauen in die Person macht wie gesagt den Credit des Kaufmanns aus. Als in Frankreich die Oeffentlichkeit der Hypothekenbücher beschlossen wurde, führte man unter andern ebenfalls die Bedenken an, die wegen der Kaufleute im Weg standen. Nach sorgfältiger Erwägung wurden diese Bedenken nicht für hinlänglich erkannt, die Oeffentlichkeit der Hypothekenbücher ward ohne Ausnahme eingeführt, und die Erfahrung zeigt, daß dieses dem Credit der Kaufleute nicht geschadet hat. Es ist aber wohl zu bemerken, daß in Frankreich den Wechseln kein Hypothekenrecht gegeben wurde; denn diese Bestimmung ist es eigentlich, bei welcher die von dem KaufmannsStand angeführten Einwendungen wirklich eintreten. Zu 4. Daß es in einer Handelsstadt und überhaupt in den Städten besser sey, die Hypothekenbücher von dem StadtMagistrat führen zu lassen, stelle ich keineswegs in Abrede; dieses gehört aber nur in so fern zur Materie von der Publicität der Hypothekenbücher, als hier Rücksicht darauf zu nehmen ist, daß die Bürger jederzeit ihren häuslichen Zustand lieber ihrem Magistrat aufdecken werden, als den königlichen Gerichtsbehörden, — was man ihnen eben auch nicht verdenken kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beschluß der Ankündigung des Herrn Professor Dümge.

(Fortsetzung der Hauptpunkte der Bearbeitungsweise.)

- 4) Die in den Namen zum Theil herrschende Verschiedenheit und Ungewißheit. Hier wäre vorzüglich auf das Gegentheil hinzuwirken, von zweien oder mehreren der richtigst scheinende zu wählen; darum aber die andern nicht eben zu unterdrücken, sondern für das Register des Direktoriums aufzunehmen, damit dieses auch denjenigen brauchbar werde, welche sich bei Auführungen unter andern Namen in andern Schriften darin umsehen wollen. Eben dieses gilt von den in solchen Quellen überhaupt häufig vorkommenden Personen- und Ortsnamen, die manchmal unglaublich entstellt sind und eben dadurch ganze Stellen oft unverständlich machen. Wer aber viele oder die meisten dieser QuellenSchriften gelesen, was überhaupt zu ihrer gründlichen Bearbeitung im Einzelnen erfordert wird, weiß mit geringem Aufwande von Zeit und Mühe dem Uebel zu begegnen.
- 5) Vaterland und Stand; der letztere wird immer weniger Ursache verursachen, desto mehr aber zuweilen das Erstere. Wo es nicht auszumitteln, mag wichtigeren Untersuchungen keine Zeit dadurch entzogen werden; z. B. gleich der folgenden.
- 6) Ueber den Zeitpunkt der Abfassung. Mit dieser Frage wird zugleich entschieden, wie viel von dem gegebenen Inhalte eigenthümlich seyn möchte, wenn keine andere Kriterien anwendbar sind. Von sehr vielen hat man ohnehin verlässige Kunde über diesen Punkt.
- 7) Bestimmung der gebrauchten Zeitrechnung. Ein oft sehr schwieriger, zuweilen unheilbarer Umstand, der in der Regel dann nur auf ungefähre durch Vergleichen zu mutmaßen. Eine Verwandlung der Zeitangaben nach Römischen Kalender in die allgem. übliche und verständliche, würde manchem selbst gelehrten Leser seine Arbeit erleichtern; auch die Zahlen am Rande.
- 8) Geographische Erläuterungen. Von sorgfältiger Rücksicht auf diesen Punkt hängt ein immer noch schmerzlich empfundenes Bedürfnis in seiner Fortdauer ab, eine ErdBeschreibung Deutschlands in den mittlern Zeiten. Die Franzosen sind hierin unendlich weiter als wir, wie die geographischen Register der Bouquet'schen Sammlung bezeugen. Seit der Erscheinung der Chronik von Gottweih ist zwar viel dafür geschehen, besonders durch die gelehrten Herausgeber der Germania sacra, allein noch immer bleibt zu wünschen, besonders für das nördliche Deutschland.
- 9) Vollständigkeit des gegebenen Stückes. Darüber können in der Regel nur gute Handschriften entscheiden; es handelt sich aber hier natürlich nur von Vollständigkeit des Eigenthümlichen. Eine andere Frage ist, ob die Fortsetzer eines Schriftstellers, deren oft mehrere sind und notorisch unterschiedene, mit dem Schriftsteller, den sie fortsetzen, oder als besondere Schriften, nach ihrer Zeitfolge, sollen geliefert werden? Für das Erstere, wie für das Letztere scheinen gleich gute Gründe zu sprechen. Doch möchte ich nicht z. B. rathen, einen Albertus argentinensis von dem Mathias Neoburgensis zu trennen, um der 25 Jahre will, die der letztere hinzugefügt. Sollten aber beide beisammen bleiben, so müßte letzterer dem erstern, als Verfasser des weit größern Theiles, die Ehre des Namens billig überlassen. Die Mehrheit einsichtsvoller Gelehrten wird darüber entscheiden.
- 10) Würdigung des HauptInhalts, für welche Theile deutscher Geschichte das Gegebene vorzüglich brauchbar? Geist und Charakter der Darstellung, Glaubwürdigkeit, Partheilichkeit u. s. w. Gegenstände, worüber die deutschen Herausgeber größerer Sammlungen sich sehr selten geäußert, die meisten gänzlich geschwiegen haben. Dagegen enthalten die Einleitungen vor jedem Bande der Bouquet'schen Sammlung musterhafte Berichte.
- 11) Kritik der Sprache und des Styles; bekanntlich ein wichtiger Punkt bei Schriftstellern dieses Zeitalters, nicht selten ein treffliches Hülfsmittel zur Herstellung des Textes. Grammatische GrundSätze sind hier nicht entscheidend, und noch weniger aber darf man sich, wie Semler, auf kritische Empfindung verlassen, sonst geht es einem leicht wie diesem mit der Potio Paulina.
- 12) Anmerkungen; durchaus nur unentbehrliche zum Verständniß des Textes. Merkwürdige Aeußerungen, auffallende Umstände werden sich im Texte selbst durch verschiedenen SchriftSatz heben lassen, andern durch kurze Nachweisungen hinlänglich bedacht seyn.
- 13) Zugabe des Bearbeiters; außer einer kurzen Einleitung, worin Rechenschaft über die vorstehenden Punkte, mit Ausnahme des zwölften, füglich ihre Stelle findet, wird jedem Schriftsteller der ersten, dritten, und vierten Klasse, je nach Erfordernis, ein geographisches, ein Sach- und NamenRegister und ein Glossar beigegeben. Für Stücke der zweiten Klasse liefert jeder Mitarbeiter dergleichen für die ihm bearbeiteten Artikel, sie werden aber alsdann vereinigt einem Bande vorgesetzt und das Nöthige dazu sonst besorgt.

Bemerkungen über die Ausgabe der QuellenSchriftsteller der deutschen Geschichte des Mittelalters.

Das beabsichtigte Unternehmen ist so schön, daß jeder Deutsche, dem die Geschichte seines Vaterlandes werth ist, sich beeifern sollte, dazu beizutragen. Es ist aber zugleich so groß, daß es nur dann gelingen kann, wenn ein wohl bemessener, scharf bezeichneter Plan mit fester Beharrlichkeit unter Einwirkung günstig zusammenstreichender Umstände streng befolgt wird.

Die letzteren haben sich durch die Bemühungen des edlen Mannes, welcher sich an die Spitze des Unternehmens stellte, gefunden, und werden sich weiter begründen, wenn ein zwar nicht zu sehr ausgehnter, doch hinlänglich zahlreicher Verein die unverdroßene Ausdauer verbürgt.

Die Hauptsache liegt an der Aufstellung eines festen Plans, und hiezu ist eine treffliche Vorarbeit geliefert. Das Verdienst ihres Urhebers erhöht sich durch den Antrag, hierüber noch weiter die Stimmen sachkundiger Männer einzuholen. Dieß sollte nun meines Erachtens im weitern Umfange geschehen, da, was man durch die spätere Erscheinung des Werkes verliert, wohl durch dessen zweckmäßigere Gestaltung vielfach ersetzt würde.

Ich würde daher keinen Anstand nehmen, darauf anzutragen, daß ein volles Jahr zu Einholung der verschiedenen Ansichten, und festen Begründung des Plans verwendet, und eher mit dem Drucke nicht angefangen werde.

Als ein sehr nützliches Mittel, um hiezu zu gelangen, scheint mir die vom Herrn Professor Dümge vorgeschlagene Herausgabe einer eigens diesem Zwecke gewidmeten Zeitschrift zu seyn, da auf diesem Wege die Stimmen auch derjenigen, welche nicht besonders aufgerufen wurden, am flüchtigsten erholt, gesammelt und verglichen werden können.

Die vorgeschlagene Liste, an welche die Ankündigung zu versenden ist, dürfte noch um einige Namen vermehrt werden, von denen ich einige ebenfalls in Antrag bringe.

Zugleich dürfte es aber auch gut seyn, neben dem gedruckten Plane auch noch einige bereits gemachte oder noch zu machende Bemerkungen mit in Umlauf zu setzen, damit die Aufmerksamkeit auch hierauf geleitet werde.

Ich glaube hiebei dasjenige nicht zurückhalten zu dürfen, was sich mir bei dieser Gelegenheit aufdrang. Es schien mir nämlich, daß, vor man mit der wirklichen Ausführung den Anfang machen könnte, der ganze Umfang des Unternehmens, die ganze zu bearbeitende Masse klar ausgedehnt vor Augen liegen müsse. Alle Materialien sollten erst so vollständig als möglich gesammelt seyn, vor man dazu kommen könnte, sie zu ordnen. Man hat zwar den Vorschlag gemacht, jeden Scriptor einzeln, mit frischen Seitenzahlen anfangend, zu drucken, und sie dann durch geeignete Cartone in der Folge zu ordnen.

Allein meines Erachtens kann man auch mit keinem einzelnen Scriptor flüchtig anfangen, vor man sich nicht überzeugt hat, daß nirgend mehr eine Handschrift oder sonstige Quelle vorhanden sey, woraus derselbe ergänzt, berichtigt, oder näher kritisch beleuchtet werden könnte.

Und was die Zusammenstellung einzelner, ohne bestimmte Aneinanderreihung von Zeit zu Zeit erscheinenden Abtheilungen eines großen Werkes betrifft; so weiß jeder aus eigener Erfahrung, wie schwer es sey, auf diesem Wege wohl geordnete, vollständige Exemplarien zu erhalten.

Wenn es möglich zu machen ist, so würde ich daher für das Vortragsliche halten, daß man vor allem alle Materialien vollständigst sammle, bei jedem Scriptor alle vorhandenen gedruckten Ausgaben, und die hier und da hinterliegenden Handschriften genau mit einander vergleiche, und mit Hinweisung darauf eine sorgfältige kritische Zusammenstellung der Abweichungen entwerfe, die ungedruckten Ergänzungen beifüge, und dadurch ein kritisch beleuchtetes Ganze herstelle.

Wenn man die Bequemlichkeit nicht in Anschlag bringt, in einer und derselben Sammlung sämtliche Quellen selbst vereinigt zu besitzen; so dürfte es vielleicht für das eigentliche gelehrte Bedürfnis genügen, wenn man anstatt eines vollständigen Abdrucks eines bereits mehrfach gedruckten Scriptor nur diese kritische Vergleichung und Zusammenstellung hätte, und nur das noch bisher ungedruckte, oder sehr lückenhaft, oder sehr unvollständig Gedruckte, vollständig in die Sammlung aufgenommen würde. Mit einem guten Directorium und reich ausgestatteten Registern versehen, würde vielleicht eine solche Bearbeitung hinreichend befriedigen können. Es läßt sich nicht wohl in Abrede stellen, daß durch eine solche, freilich sehr mühsame Bearbeitung das ganze Werk, was es an Umfang verkieren, sehr an innerem Gehalte gewinnen, und dadurch, daß es minder bündereich wäre, den Ankauf erleichtern und die Gemeinnützigkeit vermehren würde.

Allein selbst wenn man sich nicht auf diese engere Zusammenstellung beschränken, sondern zum bequemeren Gebrauch den vollständigen Abdruck vorziehen will, was allerdings von der andern Seite bei der Seltenheit einiger Ausgaben, und bei der Entfernung manches Gelehrten von größeren Bücher-Sammlungen, ebenfalls seine großen Vortheile hat; so kann ich mich doch nicht überzeugen, daß nicht doch in jedem Falle jene Vorarbeit unvermeidlich wäre, vor man an dem Druck selbst anfangen kann.

Daß diese Kengstlichkeit in Auffuchung der Vergleichungsquellen auch nicht zu weit getrieben werden dürfe, bedarf wohl keiner Erinnerung, da man sonst Gefahr liefe, der zu großen Liebe einer doch kaum erreichbaren Vollkommenheit, das ganze Unternehmen aufopfern zu müssen, und dessen Vollführung unmöglich zu machen.

Wenn, wie ich voraus setzen muß, der vollständige Abdruck der Schriftsteller fortan beschlossen bleibt; so wird die größte Schwierigkeit wohl darin liegen, das richtige Maß zu halten, zwischen zu großer Ausdehnung, und zu enger Beschränkung: — zwischen einem wiederholten Abdruck des zehnmal zum Theil mit denselben Worten, Gesagten, und einem nach individuellen Ansichten des Bearbeiters gemachten bloßen Auszuge: — zwischen vollständiger Aufnahme aller Städte- und KlosterChroniken, und gänzlicher Ausschließung alles bloß Lokalen: — zwischen einer Uebersetzung mit Anmerkungen, und deren völliger Unterlassung: — zwischen der Beigebung eines vollständigen Glossariums, und einer gänzlichen Verbannung aller Wort-Erklärungen: — zwischen einer den Preis vertheuernden und reichen Ausstattung mit Charten, Siegeln und andern Erläuterungskupfern, und deren völliger Vermeidung.

So schwer es ist, hierüber im Allgemeinen erschöpfende Vorschriften zu geben; so wird es doch durchaus nöthig seyn, hierüber möglichst bestimmte Vorschriften für die Mitarbeiter zu geben, damit nicht eine nachtheilige Verschiedenheit in der Bearbeitung, und eine ungeheure Vermehrung der ohnehin sehr großen Mühe des Redakteurs hervorgehe.

Diese Vorschriften erfordern die reifste Beurtheilung der Sachkundigen; ich muß jedoch gestehen, daß, wenn einmal der vollständige Abdruck der einzelnen Quellen beschlossen ist, meine Meinung, ohne daß ich eben ein Integritäts-Nigorist wäre, doch dahin gienge, daß so wenig als möglich weggelassen, und lieber etwas aufgenommen werden sollte, was viele für überflüssig halten möchten. Der Bearbeiter sollte hierin seiner individuellen Ansicht so wenig als möglich Spielraum geben. Manchmal sind es ganz unbedeutend scheinende Nebenachen, welche zusammengekommen mit anderen Angaben, in der Geschichte auf einmal ganz neues Licht verbreiten.

Bloße Wiederholungen des bereits Gesagten, mit wenig verschiedenen Ausdrücken müssen allerdings wegleiben, und sind durch einfache Hinweisungen, mit Bemerkung der bedeutendsten Verschiedenheiten hinlänglich bezeichnet. Auch alle allgemeinen Erzählungen aus früheren Zeiten, welche nur zum Uebergange auf den eigentlich angenommenen Zeitabschnitt dienen sollten, können ohne Verlust wegleiben. Aber sonst wünschte ich die bloßen Auszüge und Abkürzungen allerdings beschränkt zu sehen. Am anwendbarsten scheinen mir diese bei den Actis Sanctorum zu seyn, welche ich keineswegs außer Acht lassen, sondern überall gerne benützen, aber einem scharfen kritischen Meßer anvertrauen möchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung der neuen Schriften, die Hypotheken-Ordnung betreffend.

§. 5. Grundsatz der Specialität. Der Antrag (§. 105.) äußert sich hierüber auf folgende Art: Zur vollständigen gesetzlichen Gewährschaft für den Gläubiger ist notwendig, daß bei jeder Forderung die Sache, welche dafür zur besondern Sicherheit haften soll, eine bestimmte Forderung auf einer Sache haften: folglich (?) müssen alle Hypotheken specielle seyn; man bezieht dieses mit dem Namen, Specialität der Hypotheken. Und §. 107. In Aufhebung der wirklichen Erwerbung muß jede Hypothek eine ausdrückliche, und eben deswegen eine Special-Hypothek seyn, weil die Hypothek nur auf demjenigen Gut erworben ist, worauf sie im Hypotheken-Buch eingetragen wurde.

§. 6. Was die durch diese Bestimmungen aufgehobenen General-Hypotheken betrifft, so werden wir bei der einzelnen Durchsicht des Gesetzes hievon sprechen: hier wollen wir nur bemerken: 1) daß ein großer Unterschied ist zwischen der Specialität des zu verhypothekirenden Gegenstands, und der Specialität der Forderungssummen. 2) Daß, wenn eine Hypothek nur auf demjenigen Gut erworben werden kann, worauf sie im Hypotheken-Buch eingetragen wurde, sie sich auf andere Güter, worauf sie nicht eingetragen wurde, nicht erstrecken können soll. Dessen ungeachtet hat, wie wir in der Folge sehen werden, der Gesetzesentwurf den Grundsatz der Specialität auch auf die Forderungssumme selbst erstreckt, und eine Hypothek auf Güter gestattet, auf welche sie nicht eingetragen ist.

§. 7. Im Gesetzesentwurf ist noch ein anderes Prinzip enthalten, welches auch im Antrag des königl. Justizministeriums, und in den Motiven des königl. Staatsraths v. Gönner angegeben, aber nicht mit einem besondern Namen belegt ist, nämlich: das Prinzip des Vorrangs der Forderungen nach dem Alter ihrer Eintragung. Hierüber sagt der Antrag (§. 9.) „Der Vorrang unter den Gläubigern muß genau nach der Eintragung bemerkt seyn, daher bestimmt werden, daß a) keine Forderung einen Vorzug erhalte, durch welchen die Sicherheit der Hypothek gefährdet werden könnte, und daß b) der Vorrang unter den Hypotheken-Gläubigern selbst lediglich durch das Alter ihrer Eintragung in die öffentlichen Bücher entschieden werde.“ Die Motive erklären sich noch bestimmter auf folgende Art. Unbedingt mangelt es (dem Maximilianischen Gesetz-Buch) an der Sicherheit des Gläubigers, daß sein Schuldner nicht nachher in ein Verhältniß tritt, wodurch ein der älteren Hypotheken-Forderung vorgehender Anspruch entsteht. Wer zur Reparation eines Gebäudes Geld vorstreckt, geht demjenigen vor, der das Geld zum Ankauf des Gebäudes früher vorgeliehen hatte, und wer zur Neuerrichtung eines Hauses Geld vorleiht, hat den Vorzug vor demjenigen, der sich bei dem früheren Verkaufe des Guts ein ausdrückliches Unterpfand für den Kaufschilling vorbehält, wenn gleich jene Reparatur und dieses neuerrichtete Haus (dieser neue Bau) den Werth der Sache nicht so vermehrt, daß neben der neuen privilegierten Hypothek-Forderung, die ältere auch privilegierte Forderung befriedigt werden kann. Ein solches System zerstört sich selbst, vernichtet den Credit, und lähmt den Verkehr; denn wo der Erwerber einer unbeweglichen Sache für unbekannte fremde Schulden nach Jahren noch haften muß, wo der Gläubiger selbst bei gerichtlichen Geschäften und Hypotheken nicht sicher gestellt ist gegen nachfolgende privilegierte Forderungen; — da ist es um den Credit und Verkehr geschehen. Daß auch der dritte Grundsatz, nämlich der des Alters-Vorrangs nicht richtig durchgeführt ist, werden wir in den Bemerkungen zu den einzelnen §§. des Entwurfs sehen. Freilich kommt nicht viel darauf an, ob die angegebenen Prinzipien gut durchgeführt sind oder nicht, indem es ja nicht nöthig, ja vielmehr zweckwidrig ist, in einem Gesetz theoretische Grundsätze aufzustellen (*). Aber das verdient Rüge, wenn ein an sich richtiges Prinzip zu weit getrieben, und wenn einer neuen Theorie zu Liebe der Hauptzweck außer Acht gelassen wird, wie es im Entwurf an manchen Orten geschehen zu seyn scheint. Dies und viel anders, was geändert oder modificirt werden muß, werden wir nunmehr ausführlich nachweisen, da wir den Entwurf nach seinen wichtigsten Bestimmungen im Einzelnen durchgehen werden.

Zweiter Abschnitt.

Prüfung des Gesetzesentwurfs selbst.

1) Die Aufschrift und den Gegenstand des Gesetzesentwurfs betreffend. Gleich bei der ersten Ansicht des neuen Hypotheken-Gesetzes zeigt sich, daß uns hier nicht bloß eine neue Hypotheken-Ordnung, sondern zugleich ein neues Hypotheken-Recht gegeben wird; denn die Aufschrift heißt so, „Hypotheken-Ordnung für das Königreich Bayern,“ worauf sogleich folgt. I. Titel vom Recht der Hypotheken. Hierin scheint ein Widerspruch zu liegen; denn jene (die Ordnung) ist wie der königl. Staatsrath von Gönner bereits im Jahre 1811 anerkannte, bloß reglementär, aber das Hypotheken-Recht ist ein Theil des bürgerlichen Gesetzes-Buches, nicht ein Theil der Hypotheken-Ordnung, wie es hier genannt wird. In eine Hypotheken-Ordnung gehört nichts, als die Angabe der Art und Weise, wie die Hypotheken in die Bücher eingetragen, wie sie in denselben gelöscht werden sollen, und welches Verfahren in Hypotheken-Sachen zu beobachten sey, (wie dieses z. B. in der preussischen allgemeinen Hypotheken-Ordnung ersichtlich ist.) Ein solches Reglementär-Gesetz konnte selbst da, wo verschiedene Provinzial-Gesetze herrschten, leicht eingeführt werden, das Beispiel von Preußen spricht laut dafür. In der Oesterreichischen Monarchie wurden in jeder Provinz Land-Tafeln und Grund-Bücher eingeführt, jene für die Dominial- = diese für die Rustikal-Besitzungen; und diese Einführung geschah, wie in Preußen, zu der Zeit, als noch kein allgemeines bürgerliches Gesetz-Buch in der Monarchie geltend war.

In Frankreich endlich haben wir ein Beispiel von einem mit der Hypotheken-Ordnung zugleich erschienenen Hypotheken-Recht. Dieser Fall kommt also dem unsrigen am nächsten, doch waltet hier immer der große Unterschied ob, daß unser Hypotheken-Recht ein Fragment des bür-

*) Im Gesetze selbst soll man sich der Definitionen und der Deduktionen von Prinzipien so viel als möglich enthalten. Es scheint daher überflüssig zu seyn, die Specialität im Gesetz auszusprechen, wie es vor dem §. 11. geschehen ist.

gerlichen Gesetzbuch bildet, während in Frankreich der CivilCodel, wenn auch aus einzelnen Gesetzen von verschiedenen Arten bestehend, doch im Zusammenhang bearbeitet, und in einem Jahr promulgirt worden ist. Wir sehen also hier drei verschiedene Arten der Hypothekengesetzgebung. 1) Eine allgemeine Hypothekenordnung vor dem allgemeinen Hypothekenrecht in Preußen. 2) Besondere Hypothekenordnungen vor dem allgemeinen Hypothekenrecht in Oesterreich. 3) Hypothekenordnung und Hypothekenrecht in Verbindung mit einander, aber auch zugleich mit dem ganzen bürgerlichen Gesetzbuch in Frankreich. Die vierte, allein noch mögliche Art, nemlich Hypothekenrecht und Hypothekenordnung mit einander zu verbinden, jedoch ohne Zusammenhang mit dem bürgerlichen Gesetzbuch, soll nun bei uns versucht werden, und zwar aus dem angegebenen Grund, weil man öffentliche Bücher nicht einführen könne, ohne ein Gesetz, das die rechtlichen Folgen der Oeffentlichkeit bestimmt. (S. R. Deutsch S. 51.) Allein in Oesterreich und Preußen sind die Hypothekenbücher ohne Verbindung mit dem Hypothekenrecht eingeführt worden, und was die Bestimmung der rechtlichen Folgen der Oeffentlichkeit betrifft, so kann dieselbe bis zur Einführung des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs in den transitorischen Verordnungen geschehen. Es wird zwar eingewendet (S. R. Deutsch S. 52.) wenn man stillschweigende und bevorzugte Hypotheken bestehen lassen wolle, so nützen die Hypothekenbücher nichts, und wenn man sie aufhebe, so führe man eben dadurch ein neues Hypothekenrecht ein. Daß aber dieß Dilemm nicht unauslöschlich sey, haben wir oben durch das Beispiel der preussischen und österreichischen Hypothekenordnung gezeigt.

Man sagt ferner: Hypothekenbücher, ohne ein vollständiges und harmonisches Hypothekenrecht, seien ein Gebäude ohne Fundament (Motive Fol. 20.) allein ist ein Hypothekenrecht ohne Verbindung mit dem bürgerlichen Gesetzbuch nicht auch ein Gebäude, das in der Luft steht? Und hat man nicht in Oesterreich und Preußen, auf welche Länder man uns beständig hinweist, Hypothekenbücher ohne allgemeines Hypothekenrecht eingeführt? Es wird also wohl nicht zu bezweifeln seyn, daß eine Hypothekenordnung auch ohne Hypothekenrecht bestehen könne. Uebrigens gibt die Verwechslung der Begriffe der Hypothekenordnung und des Hypothekenrechts zu großen Irrthümern Anlaß, wie man S. 81 — 82 der Motive sieht, wo sehr gründlich bewiesen wird, daß das Hypothekenrecht von der Locationsordnung unabhängig sey, weil die Hypothekenordnung von derselben unabhängig erhalten werden kann.

2) Prüfung der einzelnen Paragraphen des I. Titels oder des Hypothekenrechts. Zum §. 1. 9. 10. Dadurch, daß die Eintragung in die Bücher in den Begriff der Hypothek aufgenommen wird, ist nicht nur diese Inscription aus einer Förmlichkeit in einen Hauptcharakter der Hypothek umgewandelt*), sondern auch in Verbindung mit der Bestimmung, daß die Eintragung auf die unbewegliche Sache geschehen soll, jede allgemeine Hypothek unmöglich gemacht worden, folglich sind mit einemmal die gesetzlichen und die Generalhypotheken ganz aufgehoben, obwohl sich der Gesetzentwurf enthalten hat, diese Aufhebung mit deutlichen Worten auszusprechen. Wir müssen hier die Frage aufwerfen: Soll und kann die Gesetzgebung solche Rechte, welche tief in der Natur der bürgerlichen Verhältnisse gegründet sind, von einer Rechtsförmlichkeit abhängig erklären? Soll namentlich, und dieß ist einer der wesentlichsten Gegenstände in der Gesetzgebung über die Hypotheken, soll das Hypothekenrecht, welches die weissen Gesetze den Weibern auf das Vermögen ihres Ehemanns, den Mündeln auf das Vermögen ihres Vormunds, den Curatelmäßigen auf das Vermögen ihres Curators u. s. w. einräumen, soll dieses Hypothekenrecht für die genannten so rücksichtswürdigen, sich selbst zu vertreten nicht fähigen Menschenklassen verloren gehen, bloß darum weil Niemand für sie die vorgeschriebene Förmlichkeit eingehalten hat? Diese Frage ist bei Abfassung des französischen Gesetzbuchs mit größter Sorgfalt erörtert worden. Theoretische Rechtsgelehrte hatten den GrundSatz der Einzeichnung als die einzige Basis des Hypothekenrechts hingestellt. Die praktischen Juristen aber, die gründlichen Kenner der römischen, in Bezug auf das Privatrecht bisher unübertroffenen Gesetzgebung, zeigten deutlich, daß es den ersten GrundSätzen der CivilLegislation widersprechen, und schreiende Ungerechtigkeit seyn würde, den Weibern, Pupillen, und Curanden einer bloßen Förmlichkeit wegen oder einer neuen Theorie zu liebe, den Schutz zu entziehen, den ihnen die Gesetze schuldig sind. Wie der königl. StaatsRath von Gönner bereits im Jahr 1811 aussprach*) ist kein Gegenstand des französischen CivilCodel mit so viel Gründlichkeit, Umsicht und Sorgfalt behandelt und berathen worden, als das Hypothekensystem. Man gieng dabei in Hinsicht auf die Ehefrauen und Mündel von nachfolgenden GrundSätzen aus, deren Nichtigkeit wohl nicht leicht verkannt werden kann. Dem Staate liegt daran, daß das Vermögen der Ehefrauen, der Pupillen erhalten werde. Für diese Erhaltung hat sich das Gesetz allenthalben erklärt; es würde mit sich selbst in Widerspruch kommen, wenn es ein unter seinen Schutz genommenes Vermögen vernichten, die Schutzbedürftigen kränken ließe, wegen einer Förmlichkeit, die demselben unbekannt und zu erfüllen oft unmöglich ist. Sollten diese Schutzinge des Gesetzes, welche mehr als die Hälfte der bürgerlichen Gesellschaft ausmachen, nicht mehr Rücksicht verdienen, als die Capitalisten, die zugleich alle Fähigkeit und Erleichterung haben, vorsichtig zu handeln, was gerade den Ehefrauen und Minderjährigen mangelt, bei welchen oft den Ehemännern und Vormündern daran liegt, sie an der Erfüllung der vorgeschriebenen Förmlichkeit zu hindern? Das Familienwohl ist die Grundlage des Wohls der ganzen Gesellschaft. Man soll also nicht Mann und Frau, Eltern und Kinder, z. B. bei der gesetzlichen Hypothek für das MutterGut, durch die zwecklosen Verhandlungen über die Festsetzung einer gewissen Summe mit einander in Gegensatz stellen. Ueberhaupt muß man die Rechte der Menschlichkeit und Billigkeit nicht verletzen, um das Schuldenmachen zu erleichtern; man muß nicht Menschen, die man einerseits als vom Gesetz beschützt erklärt, andererseits durch eine Formalität um das Ihrige bringen. Die Einwendung, es sey gegen das System, wenn man für die Ehefrauen und Minderjährigen eine Ausnahme machen wolle, kann nicht als gültig anerkannt werden. Besser ist es, sich von der Consequenz im System entfernen, als die heiligen Rechte, und das vom Gesetz in Schutz genommene Eigenthum der hilflosen Menschen verletzen, und aller natürlichen Billigkeit dadurch entgegen handeln, daß man Personen strafft, die nicht im Stande waren, zu fehlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Im revidirten Cod. Max. civ. hatte der königl. StaatsRath von Gönner die Eintragung nicht in die Definition der Hypothek aufgenommen. Eben so wenig auch in den Motiven S. 22.

**) S. Motive zum revidirten Cod. Max. civ. 2. Th. Cap. 6. §. 7.

Bemerkungen über die Ausgabe der QuellenSchriftsteller der deutschen Geschichte des Mittelalters. (Beschluß.)

Auch bei vielen KlosterChroniken ist dieß wohl anwendbar, aber zu sehr dürfte man sie nicht vernachlässigen, da eben aus der Zusammenstellung unseres Lokalen und Provinziellen erst unser Allgemeines in der Geschichte hervorgehen muß, und sich auch übrigens dadurch das Interesse an dem ganzen Werke in den einzelnen Staaten unsern deutschen Vaterlandes bedeutend erhöht. Ein bescheidener Gebrauch von zweckmäßigen Anmerkungen, den nöthigsten WortErklärungen, und erläuternden Kupfern wird sehr viel dazu beitragen, den Werth und die Brauchbarkeit des Werkes zu vermehren. Vorzüglicher Fleiß wird auf ein sorgfältig verfertigtes und vollständiges Directorium, und zweckmäßig zusammengefaßte Regesta Chronologica - Diplomatica zu verwenden seyn, welche nebst einem wohl redigirten allgemeinen Register erst dem Ganzen den gehörigen Schluß zu geben vermögen. Dieß letzte sollte die speziellen Register über jeden einzelnen Scriptor nicht ausschließen: da wo sich aber ein Bearbeiter mit diesem trocknen Geschäft nicht gerne befassen will, sollte man ihm dasselbe nicht aufdringen, sondern diese Arbeit lieber Jemandem auftragen, der sich eigens damit beschäftigt.

Die chronologische Zusammenschmelzung sämmtlicher Quellen würde ich niemals billigen, sondern jeden Schriftsteller ununterbrochen und ganz liefern, unter ihnen aber eine möglichst der Zeitrechnung folgende Reihe beobachten. Die Fortsetzer könnten allerdings davon getrennt, und wieder an ihrem Orte eingeschaltet werden. Ganz kann zwar die chronologische Ordnung keineswegs beobachtet werden; allein das Directorium heilt diese unvermeidlichen Mängel, und deswegen scheint es mir auch, daß man in der Ordnung der Quellen nicht zu ängstlich zu seyn nöthig hat.

In jedem Falle glaube ich, daß, wenn nach obigen schon größtentheils aus dem vorgelegten Plane selbst fließenden Bemerkungen verfahren, und das Werk nicht gegen seinen Zweck zu sehr beschränkt wird, der Umfang von 20 FolioBänden wohl lange nicht hinreichen werde. Auch können die mit edler Liberalität bisher dazu gewidmeten Beiträge nicht genügen, um den gelehrten Mitarbeitern ein angemessenes Honorar zu sichern. Es wird daher nöthig seyn, daß man sowohl wegen der größeren Kosten, und weniger Abfages, als überhaupt um der Anstalt eine von dem Eifer einzelner deutscher Männer unabhängige Fortdauer zu sichern, auf Mittel denke, die Ausföhrung mehr zu begründen. Ich werde mir erlauben, hierüber meine Gedanken besonders vorzulegen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehe ich auf die besonderen wegen der Ausgabe selbst über. Herr Professor Dünge hat seinen Beruf zur Redaction des Werkes schon so sehr bekräftigt, daß man sich Glück dazu wünschen darf, daß er zu deren Ueberrahme bereit ist, so wie die Bemühungen des Herrn LegationsRaths von Büchler dankbar zu erkennen sind.

Von den BuchHändler-Offerten scheint das der Andreäischen BuchHandlung dahier in jeder Rücksicht den Vorzug zu verdienen, wenn schon die PapierPreise bedeutend höher angesetzt sind, als man sie in Baiern und im südlichen Schwaben erhalten kann: auch dürfte das zu wählende Papier etwas weißer seyn, was vorzüglich bewirkt werden kann, wenn es bei WinterFrost fabricirt wird.

Das Format von MedianFolio ist der QuartForm für ein Werk dieser Art eben so sehr vorzuziehen, als der Sag in gespaltenen Columnen dem Drucke in extenso, wenn schon letzterer mehr Materie enthält. Die Bemerkungen, Zugaben etc., können nicht wohl anders als in lateinischer Sprache abgefaßt werden.

Gedanken über die Sicherstellung des Unternehmens einer Herausgabe der QuellenSchriftsteller der deutschen Geschichte im Mittelalter.

Dieses große Unternehmen scheint mir sehr zweckmäßig eingeleitet, und ist durch den edlen Stifter auf eine solche Art gegründet, daß man wünschen muß, die gänzliche Ausföhrung auf eine von allen Zufällen unabhängige, der Größe des Werkes und der Würde der Nation angemessene Weise für die Zukunft vollkommen sicher gestellt zu sehen.

Nach den Erfahrungen bei ähnlichen Sammlungen von diesem ausgedehnten Umfange ist es wohl nicht zu viel angenommen, wenn man voraus setzt, daß wenigstens 10 bis 20 Jahre verfließen werden, vor das Werk sein Ende erreicht; daß vielleicht mehr als ein literarisches LebensAlter dazu gehört, und wahrscheinlich nur wenige, welche gegenwärtig Theil daran nehmen wollen, die gänzliche Vollföhrung erleben möchten. Wir haben keine perennirende Congregation, deren Sorge wir das Unternehmen anvertrauen könnten: es möchte auch kaum die Erwartungen erfüllen, wenn man dasselbe in die Hände einer einzelnen gelehrten Anstalt Deutschlands niederlegen wollte. Und doch scheint es mir nur ein fortdauernder Körper zu seyn, welcher die nöthige Gewähr zu leisten vermag.

Sollte diese Sicherheit nicht in einem förmlichen, sich zweckmäßig erneuernden Verein für die Sache gestimmter deutscher Männer aus allen Theilen unsers Vaterlandes am besten gefunden werden können? Ich würde glauben, daß es gut wäre, eine eigene Gesellschaft für diesen Zweck zu stiften, welche theils aus Mitarbeitern, theils aus Beförderern des Unternehmens bestünde, von welchen letzteren wieder Einige durch Mittheilung der Quellen, andere durch Geldbeiträge das Unternehmen unterstützen, und deren möglichste Ausbreitung auf alle Theile Deutschlands zu erhalten getrachtet werden müßte. Eine solche Vereinigung würde die allgemeine Theilnahme am meisten befördern, und nebenbei den Umfang der Subscriptionen sehr erweitern.

Diese Gesellschaft würde durch eine zweckmäßig zu veranstaltende Wahl einen Ausschuss von etwa sechs Mitgliedern benennen, welche unter der Leitung des ersten Gründers die Geschäfte zu führen, und nicht nur das Oekonomische zu besorgen, sondern auch unter vorzüglichster Mitwirkung des gewählten Redakteurs nach eingeholten Gutachten der Mitarbeiter und mit Berücksichtigung der öffentlichen Stimmen den Plan der Herausgabe definitiv festzusetzen, und wenn dieß geschehen, über dessen richtige Ausföhrung zu wachen, und alles anzuwenden hätten, um dieselbe bestens zu befördern, und im unverrückten Gange zu erhalten.

Zum Sitz des Ausschusses scheint sich Frankfurt vorzüglich zu eignen, nicht bloß der geographischen Lage wegen, sondern auch, weil es der Sitz des BundesTages ist, unter dessen besonderen Schutz das ganze Unternehmen zu stellen wäre.

Von diesem Centralpunkte aus könnten am ehesten sämtliche Regierungen Deutschlands auf das Unternehmen aufmerksam gemacht und zu dessen kräftiger Unterstützung vermocht werden. Ohne Theilnahme derselben könnte das Ganze kaum ausgeführt werden, und diese läßt sich weniger durch einzelne Einleitungen erwirken, als durch die vorgeschlagene allgemeine Aufforderung aus dem Mittelpunkte des Bundes, durch die Erhebung der Sache zur Nationalangelegenheit. Es ist kaum zu zweifeln, man werde es auf diesem Wege dahin bringen, daß fast alle deutschen Regierungen auf die eine oder andere Weise wirksamen Antheil an der Sache nehmen, und ihre Archive und Bibliotheken öffnen, ihre gelehrte Institute und Vorsteher der Sammlungen zur Mitwirkung aufmuntern, oder durch Geldunterstützung, oder wenigstens häufige Unterzeichnung das Unternehmen zu unterstützen gerne geneigt seyn werden.

Freilich werden hiedurch die Forderungen an das Werk größer, aber man ist auch Größeres zu leisten im Stande, und man könnte auf diese Art dahin gelangen, das Ganze so herzustellen, wie es keine andere Nation aufzuweisen vermag. Ich überlasse es der weiteren Beurtheilung, in wie ferne diese Gedanken für werth gehalten werden, einer näheren Ausführung und Berathung die Bahn zu öffnen.

Waterländische Mannigfaltigkeiten.

1.

Der, unter dem Namen Peter Paul Finauers des jüngeren verborgene, Herausgeber „Einiger Rückblicke auf die Geschichtschreibung von Baiern, aus Anlaß der Urtheile über Heinrich Schöffe's, sechs Bücher bayerischer Geschichten, München 1818“ hatte gelegentlich aus Johannes von Müller angeführt, daß und warum Ludwig XIV. die Ordensleute von der französischen Akademie der Wissenschaften ausgeschlossen habe. Hiedurch fand sich einer der würdigsten waterländischen Gelehrten, Herr Direktor v. Schrank, bewogen, die Frage „kann ein Religioſe Mitglied einer Akademie der Wissenschaften seyn?“ in einer eigenen, gegen Schöffe, dessen Freunde und Verehrer bitterböſen Schrift zu beantworten. Sonderbar ist es, daß, wie es scheint, sowohl dem Pseudonymus, als seinem Gegner ein ungleich näher liegendes Beispiel ganz unbekannt geblieben ist. Als Kurfürst Karl Theodor am 15. October 1763 die Akademie zu Mannheim stiftete, wurden in den Gesetzen desselben alle Religioſen hievon ausdrücklich ausgeschlossen, „Secularis vel ecclesiastico-secularis, non alius (Socius) eligitor.“ Acta Academiae Theodoro-Palatinae Vol. I. Hist. Acad. p. 5. Uebrigens bescheidet man sich gerne, daß überhaupt die gänzliche Entfernung gelehrter Religioſen (vorausgesetzt, daß sie nicht, in Vereinigung mit andern gleichgesinnten, sich ein wissenschaftliches Monopolium anmassen) höchst ungerecht seyn würde, und daß in sonderheit in Baiern beinahe alle Arbeiten des Parnassus Boicis hochverdienten Religioſen angehören, und die Abhandlungen der Akademie, bis zu ihrer Ernennung, ohne ihre Beiträge sehr wenige Bände gefüllt haben würden.

2.

Nie konnte ich die überspannte Hoffnung theilen, daß Baierns Wohlfahrt vorzüglich durch allgemeine Auflösung der Klöster zu bewirken sey. Die Ausführung und der Erfolg haben meine Zweifel gerechtfertigt. Eben so wenig aber kann ich in die nicht minder überspannte Klage: „größtentheils durch diese Auflösung sey, unter andern, der tiefe Verfall des inländischen Buchhandels und die traurige Unmöglichkeit, für große und wichtige Werke Verleger zu finden, veranlaßt worden“, unbedingt einstimmen. Ich will z. B. nur an den dritten Theil von Hundts bayerischen Stammenbuch erinnern. Schon Kandler, (Agnell), Spät und Defele beabsichtigten eine neue, mit Zusätzen und dem dritten Theil vermehrte Auflage des ganzen Werks. Ein vor vielen Jahren hierüber, fruchtlos, gedruckter Prospekt ist selbst zur Seltenheit geworden, und als der Buchhändler Strobel die Ankündigung des dritten Theils erneuerte, meldeten sich in den Jahren 1779 und 1780 drei Subskribenten. Damals blühten bekanntlich (neben dem zahlreichen Adel) noch alle Hoch- und Kollegiatstifte, alle Abteien (in Altbaiern einschließig der oberen Pfalz 65) und übrige Klöster.

Chronologischer Verstoß.

Felix von Löwenthal in der Geschichte von Amberg (München 1801. 4.) S. 108 erzählt von Kaiser Konrad III., daß er gegen seinen KronErben Wilhelm von Holland, die Hilfe der Bischöfe und vorzüglich des Bischofs von Bamberg bedurfte; denn er beschied am Pfingsttage 1138, alle noch abwesende Fürsten auf den Konvent nach Bamberg, um daselbst sich huldigen zu lassen, — dieß ist ein arger historischer Verstoß, und eine Verwechslung Konrad IV. mit Konrad dem III. Nur mit dem ersten war Wilhelm von Holland gleichzeitig.

Diplomatischer Zweifel.

In dem XXII. Band der Monum. Boic. p. 169. ist eine Urkunde Kaiser Konrad III. (der sich selbst secundus nannte) abgedruckt, für das Kloster St. Ulrich und Afra in Augsburg, von welcher der Herausgeber versicherte, daß sie aus dem Original abgedruckt sey, und ihre Glaubwürdigkeit auch durch die Zeitrechnung bekräftigt werde. Die Ueberschrift setzt die Urkunde in das Jahr 1136. Nach der chronologischen Schlußklausel wäre sie 1137 apud Nuremberch V. Kal. Junii ausgefertigt. Konrads Vorgänger, R. Lothar, starb aber erst im December 1137, und Konrad III. wurde erst im Februar 1138. zum König gewählt. Wie läßt sich nun dieß alles zusammen reimen? Hat der Herausgeber dieß nicht gewünscht?

Falsch gelesene Siegelumschrift.

In Felix von Löwenthal Geschichte von Amberg S. 141 wird aus Schwaiger's Amberger Chronik ein Siegelstempel auf dem Rathhause zu Amberg angeführt, welcher die Umschrift haben soll: Sanctus universitatis civium de Amberch ao. 1100. Dabei wird aber nicht geahndet, daß auf diesem Siegel das S. welches sigillum bedeutet, falsch erklärt ist, und die Jahrzahl 1100 (mit Arabischen Ziffern) bedenklich ist.

Erstes Julius Stück 1819.

Fortsetzung der neuen Schriften, die Hypothekenordnung betreffend.

Nicht bloß in Frankreich und Altbaiern, auch in Oesterreich hat man die Gerechtigkeit der so eben angeführten Ansprüche anerkannt. Im Patent vom 2. Nov. 1792, wodurch die Hypothekenordnung für die k. k. Erblande des Landes ob der Ens eingeführt wurde, ist den Obrigkeitigen anbefohlen, für die Ehefrauen, Mündel, Pflegbesohlene und fromme Stiftungen, unter eigener Dafürhaltung Sorge zu tragen.

Sogar das neue allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für die deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie vom Jahre 1811 erkennt ein gesetzliches Pfandrecht (§. 451 und 1101). Der gelehrte Commentator des Gesetzbuchs Hofrath von Zeiller, der zugleich der Entwurfer dieses Gesetzbuchs war sagt zum §. 451.: bei dem gesetzlichen Pfandrechte bedarf es keiner Uebertragung oder Eintragung in die öffentliche Bücher, weil jeden das Gesetz davon unterrichtet. — Lex curat pro homine. Er bezieht sich dabei auf das preussische Landrecht Th. I. Tit. 20. §. 399 ff. und auf das franz. Ges. III. 2. 18.

Aus diesen Gründen, welche dem Referenten wenigstens das Rätheln nicht abzwängen, zu welchem der Verfasser der Motive sich durch so flache Tiraden, wie er sie nennt, unwiderstehlich hingeworfen fahlt, (Motive Fol. 40.) wurden in Frankreich die Hypotheken der Weiber, Pupillen und Pflegbesohlenen von der Formlichkeit der Eintragung oder Insription entbunden, und so wird es noch jetzt im Rheinkreise beobachtet, wo man also, weit entfernt das Prinzip der Specialität gegen diese hilfbedürftigen Personen anzuwenden, in Hinsicht derselben ganz wie in Altbaiern das Prinzip der Generalität zur Richtschnur genommen hat. Ohne die große Verwirrung zu erwähnen, welche entstehen würde, wenn in Zukunft die Ehefrauen, Minderjährige, und Pflegbesohlene an die Insription gebunden würden, fragen wir: warum sollen denn die wichtigsten Rechte Gesetzunkündiger und dem Schutze des Staates anvertrauter Personen einer Formlichkeit ausgesetzt werden? Warum einem Prinzip zu Liebe das Wohl vieler Tausenden in Gefahr gesetzt, oder gänzlich vernichtet werden? Wir berufen uns auf die weisen Gesetzgebungsgrundsätze des berühmten k. k. Staatsraths von Bönnern, welcher in den Motiven S. 119. von einer ähnlichen Präclusion folgendes sagt: In einer Legislation, die wie unser JudicialCoder bei allen Prozessen so wenig Strenge im Legitimationspunkte kennt, widerstrebt es der juristischen Consequenz, wenn das kleinste Versehen, das am ersten Gichttag begangen wird, ohne alle Rettung, ohne Möglichkeit, dasselbe zu repariren, den — man wird es kaum glauben — Verlust der Forderung nach sich zieht *). — In den Jahrbüchern der Gesetzgebung II. B. S. 298. bedient er sich in dieser Beziehung folgender merkwürdiger mit wahrhaft prophetischem Geiste ausgesprochenen Worte: So weit und auf solche Kosten wird oft die Ursache von der Wirkung übertroffen, und solche Feilscherei bringt das Distinguiren, die Liebhaberei der Schule in die Legislation für das Leben hervor. Es darf auch nicht unbemerkt bleiben, daß die große Härte des neuen Gesetzentwurfes sehr stark gegen die lobenswürdige Schonung abfällt, welche die Regierung in andern Fällen, namentlich bei Einführung der G. O. durch Belassung der Locationsordnungen bewiesen hat. Ein Gesetz, welches auf Unterlassung der Formlichkeit die Strafe des Rechtsverlustes setzt, ist überhaupt mehr auf Tilgung, als auf Zahlung der Schuld abgesehen. Bei Staatsschulden findet Jedermann solche Verfügungen, welche den Bestand der Forderung selbst von einer Formlichkeit abhängig machen, ungerecht. Sollen sie gerechter seyn, wenn man sie auf die Privatschulden anwendet?

Man behauptet, das neue Gesetz wolle die schädliche Heimlichkeit der Hypotheken entfernen wissen. Dagegen aber ist zu bemerken, daß eine stillschweigende Hypothek darum noch keine heimliche ist **). Kann es denn ein Geheimniß für einen vorsichtigen Gläubiger bleiben, ob sein Schuldner verheirathet ist, ob er eine Vormund- oder Curatelschaft übernommen hat? Und giebt es nicht andere Mittel, die gefürchtete Heimlichkeit zu beseitigen? Soll hier nicht noch durch Vormerkung im Hypothekenbuch geholfen, und zugleich festgesetzt werden können, daß, wenn sie unterlassen wurde, nicht die Hypothek verloren seye, sondern die Unterlassung streng bestraft werden soll? Das französische Gesetzbuch verordnet, daß jeder Ehemann, Vormund, Curator, welcher seine dießfälligen Verpflichtungen nicht in die Hypothekenbücher eintragen läßt, als Betrüger bestraft werden soll. Es ist außerdem noch im Vorschlag, diejenigen Stellen, bei welchen die Verathesverträge, Vormundschaften und Curatelen aufgerichtet werden, für die Eintragung verbindlich zu machen, (wie dieses im Jahre 1792 für Oesterreich ob der Ens anbefohlen worden ist). Dadurch wird gewiß der Heimlichkeit ein Ziel gesetzt, ohne die Rechte der Weiber und Mündel zu kränken.

Man kann ferner einwenden, die Summen der stillschweigenden Hypotheken der Weiber, Mündel u. dgl. bleiben ungeachtet der eben angegebenen gesetzlichen Vorsichtsmaßregeln doch geheim. Allein was kann hieraus für eine Beschädigung für einen Dritten erwachsen? Man darf ja nur den Schuldbrief von der Ehefrau mit unterschreiben lassen, bei Vormündern aber und bei Curatoren sich durch Vorlage des Inventars oder der Rechnungen von der Summe unterrichten, für welche dieselben zu haften haben.

Nichtig ist, daß durch Befreiung der Ehefrauen und Mündel von der Insription ein unangenehmer Riß in das schöne System gemacht wird. Aber eben so richtig bleibt es auch, daß ein System weniger Mitleiden verdient, als die Rechtsansprüche eines großen und rücksichtswürdigen Theils der bürgerlichen Gesellschaft, und daß noch überdies die Willkürlichkeit der neuen Theorie sich durch die neugeschaffene Definition des Hypothekenrechts am besten bewährt, indem man nur das, was nicht hinein gehört, weglassen darf, um die Rechte von vielen Tausenden zu retten. Wir könnten eine solche Rechtskränkung schon dann nicht billigen, wenn von einem Gesetzbuch für einen neu zu gründenden Staat die Rede wäre, noch weniger aber billigen wir sie da, wo bereits

*) Die Verwandlung der nicht eingetragenen Hypothekenrechte in bloße Vorzugsrechte, welche überdas auf die gemeine Masse verwiesen werden, (Motive S. 156.) wird in den meisten Fällen einer Präclusion gleich gelten.

**) Herr Wachtla glaubt es, weil Herr Trübschler es behauptet.

festgegründete Verhältnisse sich der Einführung einer durchaus rationellen Gesetzgebung entgegen setzen, und wo die durch viele Jahrhunderte bestandenen Gesetze, jene hilflosen Klassen unter ihren besondern Schutz gestellt haben.

Nicht nur würde durch die Strenge der vorgeschlagenen Verfassung ein Eingriff in die wohlverordneten Rechte der Privaten geschehen, sondern das System der Gesetzgebung selbst würde erschüttert werden; denn sobald die Minderjährigen und die ihnen Gleichgeachteten, sich allen Formlichkeiten gleich den übrigen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft unterwerfen müssen, so ist dadurch ausgesprochen, daß sie ihre bisherigen Freiheiten und Vorrechte verloren haben, daß sie nicht mehr unter der besondern Obhut des Staats stehen, sondern, mit einem Worte, daß der Geist der Gesetze eine wichtige Abänderung erleiden soll, wozu keine hinlängliche Beweggründe angeführt werden können. Oder wäre diese Strenge nicht gegen die im Gesetze selbst aufgestellten GrundSätze? (So sagt z. B. das Bat. Landr. Th. I. Cap. 32. „Unter die mangelhaften Personen, welche ihrer Gemüthsgebrechen halber besonderer Rechte zu genießen haben, gehören die Unmündigen, und Minderjährigen etc.“ Dann das österreichische allgemeine bürgerl. Gesetzbuch §. 21. „Diejenigen welche wegen Mangel an Jahren, Gebrechen des Geistes oder anderer Verhältnisse wegen ihre Angelegenheiten selbst gehörig zu besorgen unfähig sind, stehen unter dem besondern Schutz der Gesetze.“ Das preuß. Landrecht I. Th. I. Tit. §. 32. „Diejenigen, welchen wegen noch nicht erlangter Volljährigkeit, oder wegen eines Mangels an Seelenkräften ihre Angelegenheiten nicht selbst gehörig wahrnehmen können, stehen unter der besondern Aufsicht und Fürsorge des Staats.“ Wie würde endlich eine solche Strenge, wie der Gesetzentwurf mit sich führt, in denjenigen Ländern Theilen aufgenommen werden, wo bereits Hypothekenordnungen bestehen, wo aber die Ehefrauen, Mündel, Pflegsbesohlene, ausdrücklich von der Formlichkeit der Einschreibung befreit sind? Würde dort das neue Gesetz nicht auf alle häusliche Verhältnisse höchst nachtheilig einwirken?

Außer den stillschweigenden oder gesetzlichen Hypotheken verliert die neue SchulDefinition, welche eigentlich in kein Gesetz, am wenigsten in eine Hypothekenordnung aufgenommen werden sollte, auch noch sämtliche Generalhypotheken aus der Natur der Dinge, indem sie nur dasjenige dingliche Recht, welches auf eine unbewegliche Sache erworben wird, als eine Hypothek gelten läßt. Zwar läßt der Entwurf Generalhypotheken zu, aber er betrachtet sie nur als RechtsTitel, und fordert zur eigentlichen Erwerbung eine bestimmte unbewegliche Sache. Diese Theorie von Titulus und modus acquirendi, können so wegen ihrer Ähnlichkeit mit den römischen Gesetzen Manchen irre führen, wenn es nicht bekannt wäre, daß eben das römische Recht bei den Hypotheken zwischen dem RechtsTitel und der Erwerbungsart keinen Unterschied macht, daß es die Generalhypotheken ausdrücklich als dingliches Recht anerkennt, und ihre Erwerbung keineswegs von einer bestimmten unbeweglichen Sache abhängig macht. Entlehnt man von dem römischen Recht eine Theorie, um einem entgegengesetzten neu erfundenen System Eingang zu verschaffen, so scheint man in einen Widerspruch zu verfallen, indem man einerseits dem römischen Recht eine große Ehrfurcht bezeugt, anderseits durch Aufstellung einer entgegengesetzten Theorie zu verstehen gibt, die Römer seien in der PrivatRechtslehre nur Stümper gewesen, und hätten die logischen und juristischen Folgen eines RealRechts nicht zu beurtheilen verstanden. Wenn man aber dieses behaupten will, so muß man, um consequent zu seyn, alle Hypotheken, auch die privilegierten die im §. 67. verzeichnet sind, von der Einschreibung abhängig machen, indem man sonst denjenigen Hypotheken, die man als die einzig wahren erklärt, andere Forderungen nicht bloß gleichstellt, sondern vorzieht, welche die als GrundCharakter angegebene Eigenschaft der Eintragung nicht aufweisen können. Wendet man ein, daß diese Eintragung eben bei den privilegierten Forderungen nicht möglich sey, wie dieses denn auch wirklich der Fall ist, so gesteht man dadurch von selbst, daß die Eintragung nicht zur Wesenheit der Hypothek gehört. Will man aber behaupten, jene privilegierten Forderungen seyen keine wahren Hypotheken, sondern nur Privilegien, so ist dieses ein bloßer WortStreit, wie selbst der gelehrte königl. StaatsRath von Gönner anerkennt, indem er sagt, ein privilegium personale ohne Hypothek muß nothwendig allen Hypotheken nachgehen*), woraus man billig schließen darf, daß Privilegien, welche Hypotheken vorgehen, privilegia realia seyn müssen; ein Schluß, der um so richtiger seyn wird, als diese Privilegien sich auch gegen dritte Besitzer erstrecken, folglich offenbare RealRechte sind; (jura realia, per legem pro securitate debiti data, i. e. hypotheca). — Es folgt zugleich, daß selbst der Entwurf in gewisser Art allgemeine Hypotheken annimmt, weil jene sogenannte Privilegien ihrer Natur nach allgemein sind.

Der Entwurf mußte daher, um consequent zu bleiben, alle Generalhypotheken, also auch die stillschweigenden gesetzlichen, und die qualifizierten oder privilegierten aufheben. Noch eine wichtige Betrachtung dringt sich uns auf, wenn wir die Folge der Abschaffung der stillschweigenden und der Generalhypotheken erwägen. Unsere Executionsordnung ist durchaus auf die Lehre von den stillschweigenden und Generalhypotheken berechnet. Sie steht in Verbindung mit dem Satz, daß Mobilien und Immobilien eine gemeinschaftliche Vermögensmasse bilden. Das neue System trennt die Mobilien von den Immobilien, und stellt also ganz andere ExecutionsGrundSätze auf. Wenn wir uns begnügen wollen, den bewährten Beispielen anderer Länder zu folgen, ohne eben einen besondern Ruhm in der schulgerechten Systematisierung derselben zu suchen, so werden wir dadurch dem Zweck der neuen Gesetzgebung am nächsten kommen, daß wir diejenigen Verhältnisse am meisten geschont worden sind, und auf solche Art werden wir auch die Zufriedenheit und den Dank der Nation am sichersten erwerben. Da wir nun gehört haben: 1) daß neben den Hypothekenbüchern, die gesetzlichen Hypotheken bestehen können, wie sie in Frankreich für die Ehefrauen und Mündel noch bestehen, wie sie in Preußen und Oesterreich zur Zeit der Einführung der Hypothekenbücher, Grundbücher und LandEaselpatente bestanden haben; 2) daß auch die Generalhypotheken dem Institute der Hypothekenbücher nicht widersprechen, indem es noch jetzt im Rheinkreis nach Angabe der Regierung von Speier, ungeachtet der Hypothekenbücher, noch mehr macht, durch Hinweisung auf jene Länder sich von selbst widerlegen: so werden wir uns nicht wohl entschließen können, die Generalität der Hypotheken gänzlich abzuschaffen, und die stillschweigenden gesetzlichen Hypotheken als durchaus unträchtig zu erklären.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In seinen lithographirten Bemerkungen zu der Entwerfung des k. MinisterialRaths von Molitor.

Neueste Schriften über das GeschwornenGericht.

- 1) Des vices de l'institution du jury en France, par Mr. Gach, président du tribunal de Rigeac. Paris 1818.
- 2) Reflexions de l'expérience contre le jury françois, par Mr. M. Paris 1818.
- 3) Reflexions sur l'état actuel du jury, de la liberté individuelle et des prisons, par Mr. C. (Cottu). Paris 1819.
- 4) Essai sur l'organisation du jury de jugement et sur l'instruction criminelle, par Mr. Oudart. Paris 1819.
- 5) Des pouvoirs et des obligations des Jurys par Sir Richard Philips, ex-sherif de Londres et de Middlesex, traduit de l'Anglais par Mr. Comte, (et précédé d'un discours préliminaire sur le jury en France p. 1 — 114). Paris 1819.

1. und 2. Nicht gegen das Institut des GeschwornenGerichts überhaupt, nur gegen die gegenwärtige Einrichtung desselben in Frankreich sind diese Schriften gerichtet. Sie sind für Deutschland um so wichtiger und lehrreicher, als sie die Gebrechen anzeigen, welche eine langjährige Erfahrung aufgedeckt hat, und die man daher bei Einführung des GeschwornenGerichts in Deutschland zu vermeiden suchen muß. Es sind vornehmlich folgende: 1) Man hat den Wirkungskreis der Geschwornen zu weit ausgedehnt. Nur über das Factum sollen sie gehört werden, und über die dasselbe begleitenden Thatumstände, nicht aber über die Erheblichkeit dieser Umstände, und über ihre Beziehung auf die Interessen der bürgerlichen Gesellschaft; 2) die Wahl der Geschwornen beruht auf fehlerhaften GrundSätzen; nicht nur hat die Regierung zu großen Einfluß auf dieselbe, sondern es sind auch die aus den untern Volksklassen gezogenen Geschwornen meistens so unwissend und ungebildet, daß sie sich blindlings vom Präsidenten des AssisenGerichtes leiten lassen. 3) Der Staat hat sich zu wenig bemüht, das Amt der Geschwornen als eine der Bewerbung würdige EhrenStelle erscheinen zu lassen, daher kommt es, daß sich viele Bürger diesem Amte ganzlich zu entziehen suchen, und sich zur Annahme oft nur unter scharfen Bedrohungen entschließen. (Hr. Cottu, derselbe, welchen die französische Regierung nach England geschickt hat, um dort das Institut der Geschwornen zu beobachten, erlaubt sich hierbei die nicht sehr constitutionelle Bemerkung, daß es einem LandEigentümer nicht angenehm seyn könne, neben seinem Schneider oder Schuster zu sitzen. Er macht den gewiß nicht zweckmäßigen Vorschlag, die Geschwornen zu einer eigenen sich selbst recrutirenden Körperschaft zu bilden!) 4) Ein fernerer UebelStand ist es, daß der Präsident allein die Fragen entwirft, die den Geschwornen vorgelegt werden. Auf diese Fragen kömmt vieles an. Wenn z. B. der Hauptgegenstand der Anklage klar, und ein Nebenumstand zweifelhaft ist, oder umgekehrt, liegt es ganz allein in der Macht des Präsidenten, den Angeeschuldigten durch Vereinigung der beiden Gegenstände, nämlich des ganz erwiesenen, und des zweifelhaften, losprechen oder verurtheilen zu lassen. 5) Der Präsident hat überhaupt, wie die bisherige Erfahrung zeigt, den entschiedensten Einfluß auf den Ausspruch der Geschwornen. (Hr. Cottu wünscht, daß die AssisenPräsidenten nicht nach der Reihenfolge aus den TribunalsRäthen genommen, sondern daß die dazu Geeigneten ein für allemal dazu bestimmt werden sollen). 6) Gewisse Verbrechen, z. B. Verfassungen, Banqueroute und Concussionen werden von den Geschwornen, selten richtig beurtheilt, und die Verbrecher fast immer freigesprochen. (Daher hat schon die constituirende Versammlung diese Verbrechen von der Gerichtsbarkeit der Geschwornen ausgenommen). 7) Die Schwierigkeiten in der Anwendung der dem GeschwornenGericht zum Grund liegenden Prinzipien und die durch das GeschwornenGericht im CriminalVerfahren hervorgerufenen Verzögerungen werden als fernere Gebrechen angegeben. (Hr. Cottu bemerkt, daß diese Gebrechen aufgewogen werden von dem großen Vortheil, daß die Geschwornen weniger Eingenommenheit und mehr Unabhängigkeit besitzen, als die gewöhnlichen Richter. Er verlangt, daß die Bemühungen der Gesetzgeber dahin gerichtet werden, fleißige, unterrichtete, und standhafte Geschwornen zu erhalten). 8) Auf ausserdem noch gerügte zu große Strenge der peinlichen Gesetze machen wir nur darum aufmerksam, weil diese Strenge auch in manchen teutschen Staaten noch gegenwärtig herrscht.

3. Die Schrift von Comte greift das ganze gegenwärtig in Frankreich übliche CriminalVerfahren an. Der Verf. behauptet, das geheime Verfahren sey noch jetzt wie ehemals das herrschende, nur den Namen, und die Aussen Seite habe man geändert. (?) Die Aufertigung der GeschwornenListen geschehe vom Präfecten, der AssisenPräsident könne 24 Namen daraus wegstreichen, die auf solche Art verfaßte Liste werde dem Angeeschuldigten erst 24 Stunden vor Eröffnung des öffentlichen Verfahrens bekannt gemacht; da die Geschwornen aus dem entferntesten Punkt des Departements gewählt werden können, sey der Angeklagte oft nicht im Stande, sein BerwerfungsRecht auszuüben; die von ihm angenommenen Geschwornen verwerfe oft noch der StaatsAnwalt, man habe sogar Beispiele, daß er alle 12 vom Angeklagten angenommenen Geschwornen verworfen habe; bei mehreren Angeklagten habe nicht jeder sein eigenes RecusationsRecht, sondern alle miteinander würden in dieser Hinsicht für Einen gehalten, so daß in manchen Fällen nicht jeder Angeklagte einen Geschwornen recusiren könne; auch der Eid werde nicht gehalten, und den Geschwornen werde oft aussergerichtlich die Belehrung gegeben, wie sie sprechen sollen. Da ferner die Geschwornen nicht verbunden seyen, Gründe anzugeben, ja selbst nicht einmal, Gründe zu haben, so sey das ganze Verfahren des ZeugenBeweises zweckwidrig; die Öffentlichkeit werde mißbraucht, um die Eitelkeit des Präsidenten, des StaatsAnwalts, des Verteidigers glänzen zu lassen; den Geschwornen werde bloß das mitgeteilt, was die Schuldbarkeit des Angeklagten beweise; während sie berathen, könne der Präsident ihnen geheime Winke zugehen lassen, wodurch das Institut wahrhaft zur geheimen Justiz geworden sey. Vorzüglich tadelnswürth sey es, daß die Geschwornen Gerichte nach der Mehrheit der Stimmen urtheilen, und nicht nach der Einhelligkeit, (welche 5 Jahre lang in Frankreich vorgeschrieben war).

4. Die Schrift des Hr. Oudart enthält eine Vergleichung des englischen GeschwornenGerichts mit dem französischen. Wir wollen das Wesentliche hieraus mittheilen: 1) in England entwirft der Scherif die Listen, in Frankreich der Präfect. 2) Das RecusationsRecht ist in England viel ausgedehnter, als in Frankreich. 3) Die Geschwornen sind in England die eigentlichen Genossen des Angeklagten; 4) sie dürfen dort mit Niemand sprechen; 5) ihr Ausspruch

geschieht ohne Einfluß des Assisenpräsidenten, und zwar 6) nach der Einbelligkeit der Stimmen. Der Verf. beleuchtet sodann die Fehler der englischen Jury, welche theils die Wahl, theils die erforderlichen Eigenschaften der Geschworenen betreffen. Demnach erörtert er die verschiedenen Systeme, nach welchen die Geschworenen-Anstalt in Frankreich in den verschiedenen Epochen modificirt wurde. Im dritten Theil handelt er von den Assisen. Wir bemerken noch, daß die wichtigste Abhandlung über die Fehler der französischen Jury und über die dabei anzurathenden Verbesserungen in dem vortrefflichen Werke des Herrn Berenger: *de la justice criminelle en France* (Paris 1818) enthalten ist, einem Buche, welches jeder zu Rathe ziehen muß, der gründlich über das französische, englische, und nordamerikanische Geschworenen-Gericht urtheilen will.

5) Merkwürdige Urtheile neuerer französischer RechtsGelehrten über GeschworenenGerichte und französische CriminalJustiz überhaupt, gesammelt von einem deutschen RechtsGelehrten. Berlin, bei Duncker und Humblot, 1819. 131. S. in 8. Der ungenannte Verf. hat mit dem größten Eifer theils aus den so eben angezeigten Werken, (gerade das Hauptwerk von Berenger kennt er nicht, oder will es nicht kennen), theils aus französischen Zeitungen und ZeitSchriften, so wie auch aus den in der DeputirtenKammer vorgekommenen Debatten alles zusammen getragen, was die gegenwärtige Einrichtung der französischen Jury in Schatten setzt. Daraus zieht er den Schluß, daß alle Wertheidiger des GeschworenenGerichts entweder Mangel an Einsicht, oder an guten Willen verrathen; er nennt sie Napoleonisten, Verächter des deutschen Namens, und der deutschen Einrichtungen. Bewiesen hat er allerdings, was keines Beweises mehr bedurfte, nämlich daß die französische GeschworenenAnstalt an großen Gebrechen leide. Dürfte er aber folgern, daß die ganze Deffentlichkeit des Verfahrens nichts taugt? daß die Anstalt des GeschworenenGerichts selbst vorwerflich ist? Lasser den in den obigen Schriften angegebenen Mängeln der Jury macht er vorzüglich diesen geltend, daß dadurch die Appellation unmöglich gemacht wird; (hierauf hat bereits das Gutachten der preussischen ImmediatJustizCommission, gegen welches der Verf. vorzüglich loszieht, hinlänglich geantwortet). Alle übrigen Einwendungen, z. B. daß die Gleichheit vor Gericht, die Liberalität, die Folgerichtigkeit durch die GG. verletzt werde, daß die Stimmenmehrheit bei denselben trüglisch sey, u. s. w. treffen nur die fehlerhafte Einrichtung, nicht die Anstalt selbst. Lehrreich aber ist es allerdings, hier eine Uebersicht der vorzüglichsten Mängel erhalten zu haben, welche die Jury in Frankreich entstellen, und bei Einführung der GG. in Deutschland zu beseitigen sind.

6. Ueber GeschworenenGerichte und das Verfahren in peinlichen Sachen von C. J. von Sparre — Wangenstein, GutsBesitzer auf Oberwerth bei Coblenz. Leipzig, Brothaus 1819. 109. S. 8.

Diese Schrift ist in drei Abschnitte getheilt, wovon nur der erste das GeschworenenGericht beleuchtet, der zweite enthält Bemerkungen über das französische CriminalVerfahren, der dritte liefert Vorschläge eines verbesserten Verfahrens in StrafSachen. Der Verf., welcher nach S. XI der Vorrede, als ein Mitglied eines CriminalGerichtshofs ein geräuschvolles GeschäftsLeben führte, hat ein großes Werk ausgearbeitet: „die Gesetzgebung in Beziehung auf die RechtsPfleger,“ wor von gegenwärtige Abhandlung ein Auszug ist. Er erklärt sich gegen das GeschworenenGericht, hat aber, wie er sagt, sich absichtlich enthalten, die Litteratur dieses Gegenstandes kennen zu lernen. (Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Nachweisung.

Herr Professor Dümge zu Karlsruhe in der Ankündigung einer GesamtAusgabe der besten QuellenSchriftsteller deutscher Geschichten des Mittelalters erzählt ähnliche frühere Bemühungen der Gelehrten, eine solche Sammlung zu Stand zu bringen. S. 5. sagt er: „Von Gatterer geht die Sage, daß er mit einer neuen, kritisch zu bearbeitenden, Sammlung deutschhistorischer QuellenSchriften der mittlern Zeit umgegangen, und solche zur Aufgabe für das Göttingische historische Institut bestimmt gewesen.“ Dies ist allerdings richtig, aber es ist nicht bloß eine Sage, sondern die Geschichte dieser Unternehmung liegt in Gatterers allgemeiner historischer Bibliothek vor Augen. Es ist zu wundern, daß der, welcher etwas ähnliches unternehmen will, damit nicht näher, als aus einer Sage, bekannt war. Nachfolgende Nachweisung wird daher Herrn Professor Dümge und allen, die an seiner Sammlung Antheil nehmen, nicht gleichgültig seyn.

Schon vor 50 Jahren (1767) machte Gatterer sein Vorhaben in der allg. hist. Bibl. II. 26. bekannt, eine neue kritische Ausgabe klug abgefaßter gleichzeitiger deutscher GeschichtSchreiber in einer einzigen zusammenhängenden und chronologischen Sammlung herauszugeben, in welche nur derjenige Theil, worin dieselben selbst Verfasser, nicht bloß Abschreiber ihrer Vorgänger waren, aufgenommen werden sollte. Dieses Werk sollte durch einen Ausschuss von Mitgliedern des historischen Instituts besorgt werden. (II. 322.) S. theilte VIII. S. 9 — 10 den Plan mit, nach welchem seiner Meinung nach diese Arbeit müßte ausgeführt werden. Er foderte: 1) Vergleichung der Handschriften, 2) Unterscheidung der Originalien und Copien, 3) kritische Bearbeitung der Originalien mit Hülfe der Copien, 4) Abdruck in chronologischer Ordnung mit Uebergang der Copien. Es wurde bereits der Anfang gemacht, Handschriften mit den gedruckten Ausgaben verglichen, um Correcuren zu finden, 2) die nicht beim Druck selbst gebraucht worden, aber einerlei Inhalt mit N. 1 haben, zur Entdeckung der Varianten; 3) die noch nirgends gedruckt worden sind, welche als Supplemente dienen könnten. Von dem Fortgang jener Arbeiten bis 1771 in Stuttgart, Holland, England gibt G. im B. XVI. S. 3 — 8 weitere lehrreiche Nachrichten. Er erhielt (B. X. 251) von einer Handschrift des Regino zu Cambridge SchriftProben und Auszüge mitgetheilt, aus welchen sich ergibt, daß Regino's Chronik mit 906 schließt, und mit 907 die Arbeit eines Fortsetzers anfängt. Von demselben finden sich auch ein Paar Handschriften in Wien. Leider! blieb dieses Unternehmen liegen; doch würde es sich der Mühe lohnen, das, was hierin geschehen ist, jetzt noch zu benutzen, wozu vielleicht Gatterers Sohn in Heidelberg etwas beitragen könnte. Der Ungenannte (Prof. W. in Wien) welcher im Allg. Lit. Anz. 1797. N. 68 von Semlers ähnlicher Unternehmung Nachricht gibt, ist der nunmehr verstorbene Professor der Geschichte in Landsbut, Joseph Wilbiller, welchen Semler zu einem ähnlichen Unternehmen eingeladen hatte.

Fortsetzung der neuen Schriften, die HypothekenOrdnung betreffend.

Noch die letzte Einwendung bleibt uns zu berühren übrig: In den Ländern wo man ungeachtet der HypothekenBücher noch GeneralHypotheken beibehalten hat, sind dieselben auf die Immobilien beschränkt, also in hypothecas generales secundum quid, wie die Schule sie nennt, verwandelt worden, weil das bewegliche Vermögen, welches dem persönlichen GerichtsStand unterworfen ist, wegen der Veränderlichkeit dieses GerichtsStandes, der Eintragung, zu große Schwierigkeiten in den Weg legen soll. Wir wollen diese Schwierigkeiten zugeben, sollen sie aber unüberwindlich seyn? Und wenn sie es wären, müßten und könnten darum gleich alle GeneralHypotheken aufgehoben werden? Davon haben uns die Motive des GesetzEntwurfs um so weniger überzeugen können, als derselbe eben durch die Gestattung der ImmobilienGeneralHypotheken selbst dem Prinzip der Generalität das Wort gesprochen hat. In jedem Falle glaubt Referent hier gezeigt zu haben, daß die GeneralHypotheken eine mildere Rücksicht verdienen, als ihnen der G. G. widerfahren läßt.

Zum 6. 11 und 19, auch 68. und 150. Die Anordnung des Gesetzes, daß auch die Forderung bestimmt seyn müsse, treibt das Prinzip der Specialität auf eine Höhe, zu welcher es auch bisher noch keine andere Gesetzgebung gebracht hat. Es wird kaum zu bestreiten seyn, daß die Einschreibung einer bestimmten Summe nicht nur in vielen Fällen nicht anwendbar ist, sondern auch dem Gläubiger, wie den Schuldnern, die größten Nachteile bringen muß.

Welche Summe soll der Staat zur Sicherung seines RechtsVerhältnisses gegen die Beamten festsetzen, und im HypothekenBuche einschreiben lassen? Soll er annehmen, daß ihn der Beamte um die ganze Summe, die ihm anvertraut worden, betrügen wird? Soll also der Staat, z. B. bei einem RentBeamten, welcher möglicherweise 100,000 fl. veruntreuen kann, die bestimmte Summe von 100,000 fl. als HypothekSumme eintragen lassen? Dieses wird kein Beamter eingehen, und hätte er auch doppelt so viel Vermögen. Wird aber eine geringere Summe eingetragen, welche Sicherheit hat alsdann der Staat? Eben derselbe Fall tritt ein bei den EheMännern, Vormündern und Pflegern. Wenn für die Ehefrau, den Mündel, den PflegBefohlenen, nicht eine solche Summe eingetragen wird, die der anvertrauten Summe gleich kommt, so ist die bestellte Sicherheit unzulänglich, allgemein ausführbar aber ist es durchaus nicht, eine eben so große Summe eintragen zu lassen, vielmehr wird man sich, in den bei weitem meisten Fällen, mit einer ungleich kleineren Summe begnügen müssen, folglich haben die Frauen, Mündel, Curanden und der Staat die Sicherheit nicht, auf welche sie Anspruch machen dürfen, und die ihnen nach den bisherigen Gesetzen zukommt; denn in Altbaiern haben sie die gesetzliche Hypothek, ohne Einschreibung, und in LandesTheilen, wo HypothekenBücher eingeführt sind, haben sie das Vorrecht der allgemeinen Vormerkung, wodurch ihnen, ohne Bestimmung ihrer ForderungsSummen, die ganze Forderung gesichert wird. Ein Vertheidiger des HypothekenGesetzes nennt diese Festsetzung der HaftungsSumme zwar eine Erleichterung für den Vormund. Wir zweifeln aber, ob die Mündel sich mit diesem Argument gerne zufrieden stellen werden. Denn was nützt ihnen die Rettung eines Theils ihres Vermögens?

Die zu weit getriebene Ausdehnung des GrundSatzes der Specialität macht also den Entwurf zwar in der Theorie consequenter, als die Gesetzgebungen Oesterreichs, Preußens und Frankreichs, allein diese strenge Consequenz ist, wie wir sehen, durch die Sicherheit der Gläubiger offenbar zu theuer erkauft.

Aber auch für die Schuldner ist diese gesetzliche Bestimmung nachtheilig und fränkend. Wenn gegen die EheMänner, Vormünder u. s. w. eine Summe eingeschrieben wird, welche die Forderung einigermaßen decken soll, so sind diese Klassen der Gesellschaft durchaus unfähig, für sich im Falle der Noth oder der Verlegenheit, irgend einen Credit zu erlangen. Dieses ist für sie um so härter, als bei ihnen, nicht von einer wirklichen Schuld, sondern nur von einer möglichen, die Rede ist, und als sie für die übernommene Verbindlichkeit keinen wirklichen Vortheil genossen haben, wie dieses bei DarlehensEmpfängern der Fall ist, mit welchen sie offenbar unbillig auf ganz gleiche Art behandelt werden. Man wendet zwar ein, es sey nicht nöthig, die ganze Summe einzuschreiben, für welche der EheMann, Vormünder u. s. w. haften soll; wenn aber dieses nicht geschieht, wie ist die Ehefrau, der Mündel gesichert? (S. oben.) Ferner wer soll die Frau gegen ihren Mann, die Kinder gegen ihren Vater, als Vormünder rücksichtlich des mütterlichen Vermögens vertreten, wenn eine Uebereinkunft geschlossen werden soll? Und wenn die Uebereinkunft nicht zu Stande gebracht wird, wer vertritt jene Personen bei Gericht? Wer sorgt inzwischen für die Sicherheit ihres Vermögens. Nach welchen GrundSätzen entscheidet das Gericht bei Festsetzung einer Summe? Lauter Fragen, die bei der Anwendung des Gesetzes wohl schwer zu beantworten seyn würden, und die zum Theil schon die Nichtausführbarkeit desselben zu beweisen scheinen.

Die Schuldner werden durch den GesetzEntwurf gänzlich erdrückt, und zwar sowohl bei schon eingegangenen, als bei erst noch einzugehenden RechtsGeschäften. Bei jenen, weil es in der Macht des Gläubigers steht, welches Maas von Sicherheit er begehren will, und der Schuldner hiebei immer von ihm abhängen wird. Mag er sich dann, wenn er später Geld braucht, hundertmal darauf berufen, die vorigen Gläubiger hätten eine viel zu große Sicherheit erhalten, es wird vergeblich seyn, er findet keinen Credit mehr. Auch ist bei Einführung des neuen Gesetzes wohl zu beachten, daß jeder HypothekarGläubiger, eben weil das Gesetz ihn zwingt, eine SpecialHypothek zu nehmen, sogleich das Kapital aufkündigen wird, wenn ihm der Schuldner nicht doppelte und dreifache Sicherheit geben kann. Hierdurch ist letzterer genöthigt, alle ihm vorgeschriebene Bedingungen einzugehen. Man sagt, im Fall einer übermäßigen Forderung des Gläubigers könne man sich an das Gericht wenden. Allein, wenn auch das Gericht eine geringere Sicherheit ausspricht, als die vom Gläubiger verlangte, so hängt der Schuldner doch gänzlich vom Gläubiger ab, und es würde dem Gläubiger gegen den Sinn des Gesetzes zum Nachtheil gereichen, wenn es anders wäre.

Wenn aber von einem neuen nach der Einführung des Gesetzes erst einzugehenden RechtsGeschäft die Rede ist, so fragen wir: wird denn der Gläubiger sich auf eine gerichtliche Moderation

einlassen, und wird er mit seinem Kapital so lange zuwarten, bis dieselbe entschieden ist? Werden hierdurch nicht dem Schuldner alle Mittel erschwert, auf billige Art ein Anlehen zu erhalten? Man wendet ein, daß es auch billige Kapitalisten geben wird, welche keine größere Hypothek verlangen werden, als zu ihrer Sicherheit durchaus nöthig ist. Wir fragen aber, da das Gesetz selbst auf der HauptGrundlage des Mißtrauens besteht, da die Staats- und GemeindeAnstalten, z. B. Stiftungen, nicht anders ausleihen dürfen, als auf Unterstellung des dreifachen Werths, werden sich da wohl Darleiher finden, welche sich mit dem einfachen, oder selbst mit dem doppelten Werthe begnügen werden? Man wendet ferner ein, (Motive S. 45) einem Gläubiger, der eine größere Sicherheit verlangt, als er braucht, könne der Schuldner die exceptionem plus petitionis entgegensetzen; allein, dadurch wird er ja in einen Prozeß verwickelt, der um so länger andauern muß, als der Richter nicht wissen wird, nach welcher Norm er bestimmen soll, wie groß die Sicherheit seyn müsse, deren der Gläubiger bedarf? Die Bestimmung der FoderungsSumme hat auch andere Nachtheile. 1) Es ist schon oben erinnert worden, daß die wirkliche Insription einer bestimmten Summe für einen bloß eventuellen Anspruch ein Mittel ist, welches mit dem Zweck in keinem Verhältnisse steht. Wer wird sich in Zukunft gefallen lassen, eine Vormundschaft anzunehmen, wenn er sein ganzes Vermögen oder den größten Theil desselben, als ausdrückliches und spezielles Unterpfand, für eine Nichtschuld verschreiben muß? Und wenn er also für eine bloße Ungewißheit der Haftung, die Gewißheit aufopfern muß, sich selbst im Falle der Noth helfen zu können? Man wendet dagegen ein: der Vormünder brauche keine so große Summe zu verschreiben; denn das Vermögen der Mündel bestehe entweder in Immobilien, oder in KapitalBrieffen, Pretiosen und barem Geld u. s. w. Immobilien könne der Vormünder ohnehin nur mit gerichtlicher Einwilligung rechtsgültig veräußern, KapitalBrieffe könne er zu Gerichtshänden erlegen, bares Geld müsse angelegt werden. Hierauf läßt sich aber antworten: Wegen den Immobilien bleibt den Mündeln allerdings gesetzliche Sicherheit, aber die oft sehr bedeutenden Einkünfte hat der Vormünder zu beziehen, und zu verrechnen. KapitalBrieffe kann er bei Gericht erlegen, aber wie viele Fälle giebt es nicht außer diesen, in welchen dem Vormünder ganz freie Hand gelassen werden muß? Besonders bei Pupillen aus dem Kaufmannsstand? Es ist also unbestreitbar, daß die Vormünder, wenn die Mündel sicher gestellt werden sollen, eine den VermögensVerhältnissen derselben angemessene Sicherheit verschreiben müssen. Alles dieß gilt nicht bloß von Vormündern, sondern auch von Pflegern, und von allen RechnungsBeamten.

Daß die Gläubiger dessen ungeachtet nicht hinlänglich gesichert sind, haben wir zuvor gesehen, und doch soll man den Staat in Gefahr setzen, die Annahme der Vormund- und PflegeGeschäften, und die Auswahl der StaatsBeamten so zweckwidrig zu beschränken. Was die letztere betrifft, so würden wieder unzählige Fragen entstehen, unter andern folgende: Welche StaatsBeamten sind schuldig, Insriptionen auf ihr Vermögen zu gestatten? Muß nicht die einzuschreibende Summa im Verhältnisse mit dem anvertrauten Vermögen stehen? Wie viel muß ein Kassier, wie viel ein Direktor der Finanzkammer sich gefallen lassen, von seinem Vermögen zu verschreiben? Und wenn bei den höhern Stellen im Finanzwesen Veruntreuungen möglich sind, welche ungeheure Summe müßte der Staat gegen die höhern FinanzBeamten einschreiben lassen? Würde nicht endlich daraus folgen, daß nur die reichsten Menschen fähig wären, den höchsten Aemtern vorzuzustehen?

Die Bestimmung der einzuschreibenden Summe in Fällen, wo keine gütliche Uebereinkunft erfolgt, soll durch die Richter geschehen, und wenn im Vermögen des Schuldners Veränderungen vorgehen, so bleibt sowohl dem Gläubiger als dem Schuldner vorbehalten, nachträgliche Abänderung in der festgesetzten Summe zu begehren. Diese einzige GesetzesStelle wird ganz unübersehbare Prozesse veranlassen. Gütliche Uebereinkunft ist ohnehin beinahe nicht denkbar in dem wichtigen Verhältnisse zwischen Mündel und Vormund, Curanden und Curator, Ehefrau und EheMann. Denn wer möchte die Verantwortlichkeit auf sich nehmen, für diese in den Gesetzen so begünstigten Klassen eine Privatübereinkunft zu schließen? Müßte also nicht der Sicherheit wegen in jedem einzelnen Falle das richterliche Ansehen zu Hülfe genommen werden? Und gäbe es dann nicht in Zukunft eben so viele Prozesse als Heurathen, Vormundschaften, Pflegschaften, BeamtenAnstellungen? Mit wie vielen Weitläufigkeiten wären nicht diese Prozesse verbunden, da der Vormund seinen Mündel, der Curator seinen Curanden, der EheMann seine Frau nicht vertreten darf? — Nicht genug, der Vormund, Pfleger, EheMann, StaatsBeamte wird bald reicher, bald ärmer; da nun jede Veränderung seines Vermögens zur Veränderung der Insription berechtigt, so denke man sich die ungeheure Summe der Prozesse, welche durch den einzigen §. 11. und die Nebenbestimmung im §. 10. veranlaßt würden!

Ueberdas giebt es Forderungen, bei welchen die Summe durchaus nicht bestimmt werden kann, z. B. die EviktionsSumme bei einem Kauf, bei welchem der Verkäufer die GutsRevenüen garantiert; die HaftungsSumme des EheManns, wenn die Ehefrau noch Vermögen zu hoffen hat, oder des Vormunds, wenn er für die Kinder eines verstorbenen Kaufmanns oder Banquier's die Handelschaft oder das WechselGeschäft fortsetzt, ferner die conditionellen Verbindlichkeiten, die gerichtlichen Hypotheken auf nicht liquidirten Summen, die gerichtlichen Hypotheken während des Laufs der Faktionen, oder in contumaciam, auf Restitution der Früchte, auf Schäden und Zinsen, RechnungsStellung u. s. w. *) doch es bedarf hier keiner andern Beispiele, als derjenigen, die der G. G. im §. 12. selbst angiebt, wo die Forderungen N. 6. und 12. ihrer Natur nach unbestimmbar sind. Ist es nicht ausserdem ein Widerspruch, eine ihrer Natur nach ungewisse Forderung in eine bestimmte verwandeln zu wollen?

Endlich scheint uns, daß die Vorschrift, die FoderungsSumme zu bestimmen, sich streng gesetzlich gar nicht rechtfertigen lasse, indem sie offenbar gegen die Natur eines accessorischen Rechts anstößt, welches nach anerkannten GrundSätzen Niemand eine größere Befugniß ertheilen kann, als ihm das HauptGeschäft ertheilt hat. Wenn also dieß die Foderung unbestimmt ließe, so kann auch der accessorische Vertrag sie nicht bestimmen.

Die Vorschrift, daß die FoderungsSumme bestimmt seyn soll, ist weder gerecht noch allgemein ausführbar; aber sie ist im GesetzEntwurf auch nicht mit strenger Consequenz durchgeführt; denn die §. 68 und 150 erlauben, für eine Foderung mehrere Objekte zugleich verpfänden zu lassen, und zwar ohne die Summe, für welche jedes Objekt haften soll, zu bestimmen, wie dieses auch

*) S. Guillard Legislation hypothécaire. I. 194.

aus N. 4. des dem Entwurf beigelegten Formulars. erhellt, und wie es überhaupt dann nicht anders möglich ist, wenn die FoderungsSumme den Werth jedes einzelnen ImmobilienGutes übersteigt. Hierdurch wird aber, wie der LandRichter Wellmer (S. 20) richtig bemerkt, das Prinzip der Spezialität größtentheils zerstört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neueste Schriften über das GeschwornenGericht. (Fortsetzung.)

In dem ersten §. erzählt er die Entstehung und Ausbildung des G. Diese Anstalt, sagt er §. 2. verdankt seine Entstehung einem abscheulichen Mißbrauch, einer barbarischen Gewohnheit, woraus gleichwohl die Götlichkeit, das Höhere der menschlichen Natur hervorleuchtet, nämlich den Gottesurtheilen. In der Folge fand man, daß auch das menschliche Gefühl die Wahrheit finden könne; irgend ein großer Menschenkenner erfand die Zahl 12, vielleicht, weil sie aus zwei bedeutungsvollen Zahlen 7 und 5 zusammengesetzt war, und wenn die 12 Personen ihr Gefühl durch ein Schuldig oder Nichtschuldig aussprachen, so galt es wie früher das Gottesurtheil. Als notwendige Grundzüge wurden angesehen: 1) die Zahl von 12 Geschwornen, 2) vorgängige Eidesleistung, 3) Gleichheit des Standes, 4) Einstimmigkeit. In England, behauptet der Verf. §. 10., wäre die Jury längst abgeschafft, wenn sie nicht in die Verfassung einverwebt wäre. In Frankreich gab das NationalInstitut im J. 12. die Preisfrage auf: d'indiquer les moyens de perfectionner le jury en France. Der SchriftSteller, der den Preis erhielt, vermochte nicht einmal eine richtige Definition davon zu geben (?) Erst Bonnet in seinem kleinen Werke, und nach ihm Selves (explication de l'origine et du secret du vrai jury. Paris 1811.) haben das eigentliche Wesen des G. geahnt, und die Mißbräuche mit grellen Farben geschildert, doch ohne den mindesten Erfolg für die Gesetzgebung. (§. 14.) Sehr unrichtig ist folgender Schluß, §. 15. „Da die neuere französische Jury von der englischen entlehnt ist, da diese dem Tochterlande Nordamerika auch hierin Muster war, so wird, was von der ersten gilt, im Allgemeinen auch von dieser und von der letzteren gelten.“

Im zweiten §. spricht der Verf. vom Begriff und Zweck eines GeschwornenGerichts, Er definiert es als eine gesetzlich bestimmte Zahl (?) durch Eid verpflichteter Männer, deren sich die StaatsGewalt bedient, um die Wahrheit einer ThatHandlung, Behufs der Anwendung eines Strafgesetzes aufzufinden. Der Zweck ist, die Wahrheit einer ThatSache nach dem auf das Gefühl gemachten Eindruck ausfindig zu machen. Nur das Glauben gehört daher den Geschwornen an. Nachdem der Verf. im dritten §. die Mittel zur Auffindung der Wahrheit aus dem philosophischen Gesichtspunkt untersucht, giebt er im vierten §. die wesentlichen Punkte der Anstalt des G. an, nämlich: 1) daß nur ThatSachen, nicht Rechtsfragen ihnen vorgelegt werden, und daß die Thatfrage rein factisch, ohne Beimischung eines rechtlichen oder gesetzlichen Merkmals seyn müsse, 2) daß die Thatfragen höchst einfach seyen, und sich auf die Existenz eines einfachen Thatbestands, und das Schuldig oder Nichtschuldig beschränken, 3) daß vollkommene freiwillige Unanimität in der Aussage herrsche, und endlich 4) daß diese Unanimität einzeln ohne vorgängige Besprechung Statt finde. Hieraus ergiebt sich zugleich, sagt der Verf. §. 35., der eingeschränkte Gebrauch eines G.; dieser Gebrauch ist zu gering (§. 37.) und die Anwendung selbst zu mißlich, als daß man der StaatsGewalt zu diesem Institut rathen könnte. (Dieses hätte nicht bloß behauptet, sondern ausgeführt werden sollen.)

Im fünften §. giebt der Verf. die Grundzüge der französischen Jury, und im sechsten untersucht er, was sie leiste? Das Resultat seiner Untersuchung ist folgendes: 1) die Gesetzgebung selbst hat keinen richtigen Begriff von der GeschwornenVerfassung, folglich kann sie auch den Beamten und dem Volk, keinen richtigen Begriff davon mittheilen. Die Geschwornen selbst urtheilen bald nach dem Gefühl, bald nach dem Verstand, bald nach Eigendünkel u. s. w. 2) Die Fragen, die der Präsident zu stellen hat, gehen oft auf RechtsPunkte, sogar auf RechtsSubtilitäten, und manchmal auch auf innere Handlungen z. B. ob mit Ueberlegung, und in welchem Grade derselben gehandelt worden sey. Durch die schriftlichen Verhandlungen, die ihnen vorgelegt werden, werden sie manchmal verwirrt. 3) Das resumé des Präsidenten am Ende der Debatten wirkt bloß auf den Verstand der Geschwornen, die Erinnerung an ihren Eid ist nicht zweckmäßig. 4) Die Berathung ist überflüssig, da das Gefühl den Ausspruch thun soll. 5) Die Entscheidung durch StimmenMehrheit ist ungerecht, da nunmehr 7 Personen über Leben und Tod aburtheilen, auch verräth die Bestimmung, daß im Fall der StimmenGleichheit die dem Angeklagten günstige Meinung vorgehe, ein unsicheres Schwanken. 6) Ein plumper Eingriff in die heiligen Rechte der Geschwornen ist es endlich, daß die Richter der Minorität beitreten dürfen, und daß sie 7) den Spruch der Geschwornen ganz umstoßen dürfen, wenn diese sich in der Sache selbst geirrt haben. Es geht also als Geist der französischen Jury hervor, daß die Regierung durch die Richter das ganze Verfahren in der Hand hat.

So ist denn, ruft der Verf. §. 60 aus, das G. in Frankreich nichts, als ein elendes Blendwerk, dem Volke vorgemacht, von dem es als ein Wunder angefaßt wird — ein erbärmlicher Behelf für die gebrechliche StaatsMaschine, ein pomphaftes Gaukelwerk, ein fehlgethener Griff in das Rad der Zeit, eine unreife Frucht, dem Schooße der französischen Revolution entsprossen (?) Auch in England wird allgemein über das G. geklagt. In Frankreich wird es nur durch die Eitelkeit unterstützt, es geschieht aber oft, daß derjenige Geschworne, der am meisten schwächen kann, die übrigen fortreißt.

Im §. 7. „Was kann eine GeschwornenVerfassung überhaupt leisten? wird behauptet, nur zwei Voraussetzungen gebe es, unter welchen das G. gebilligt werden möge, 1) da nämlich, wo die Menschen das sind, was sie ursprünglich gewesen, Kinder der Natur, von heiligem WahrheitsGefühle durchglüht, (was aber der Verfasser §. 60. für einen schönen Traum erklärt); 2) dann, wann die Menschen das wieder werden und sind, was sie ursprünglich gewesen, oder wann ihr Zustand dem wieder ähnlich wird, der damals geherrscht, als er das Institut ins Daseyn gerufen. (Der Verfasser bekennt sich §. 69. zur Lehre von dem ewigen Kreislauf in der Geschichte der Menschheit). Nach einem weitläufigen philosophischen Räsonnement über den Verstand und Gefühl, (verglichen mit Mann und Weib im EheStand) stellt der Verf. den Satz auf, daß in der Periode der höchsten Vollendung der Menschen im Staat der Zweck des G. auf doppelte Weise erreicht werden könne, einmal durch das Gefühl, und dann durch den Verstand der Ge-

82
schworen, was sich nach S. 82. gegeneinander verhält, wie Plastik und Malerei (!) Da wir aber hievon noch sehr weit entfernt sind, so sollten wir billig eben so weit von dem G. entfernt seyn.“ (S. 84.)

Der zweite Abschnitt enthält Bemerkungen über das französische Criminalverfahren. Hier wird von der Öffentlichkeit gesprochen, der Verfasser erklärt sich für das öffentliche jedoch schriftliche Verfahren. Sehr richtig theilt er alles Verfahren ab, in öffentlich mündliches, und geheim mündliches (wie z. B. bei den Ehescheidungsprozessen in Frankreich), öffentlich schriftliches, und geheim schriftliches. Er verlangt kleinere Bezirke für die Criminalstellen (S. 90.) und eifert überhaupt gegen die Kassen, weil sie das Verfahren verzögern, die Gründlichkeit der Vertheidigung erschweren, die Geschworenen belästigen, und vom Präsidenten mehr fordern, als er gewöhnlich leisten kann.

Im dritten Abschnitt endlich, macht der Verf. Vorschläge zu einem verbesserten Verfahren in Strafsachen. Die Instruktion des Prozesses soll von dem Urtheilsprechen gänzlich getrennt seyn, und in diesem soll wieder das Urtheil über die factischen Umstände des Thatbestandes, und über den Thäter von dem Urtheil, über die Anwendung der Strafe getrennt, und jede dieser vier Funktionen besondern Personen übertragen werden, die alle Rechtsgelehrte sind. (S. 101.) Der Verf. hat sich hierin der Meinung Malinrodt's genähert, gegen welche aber bereits entschiedene Einwendungen vorgebracht worden sind. „Der Prozeß ist accusatorisch, das endliche solenne (?) Verfahren öffentlich und mündlich. Jeder Criminalfall muß binnen 2 Monaten instruiert, und binnen den nächstfolgenden 3 Monaten völlig abgeurtheilt seyn. Das Criminalgericht besteht aus wenigstens 12 Richtern, und bildet 2 Kammern, welche jährlich wechseln. Geschworne finden nicht Statt. Appellation wird nicht erlaubt, wohl aber kann Cassation gesucht werden“ u. s. w. Wir zweifeln, daß diese Vorschläge den Beifall der Sachkundigen erhalten werden, und finden auch hier wieder einen Beleg zu dem Erfahrungssatz, daß es leichter ist, zu tadeln, als besser zu machen.

Literarische Berichtigungen.

Ursin Durand, Benedictiner von der Kongregation des heil. Maurus, ist nach Cam. Baur's hist. lit. Biogr. Handwörterbuch Bd. I. S. 983 im J. 1701 zu Tours geboren, und um 1775 gestorben. Das erste kann nicht seyn; denn 1708 reisete und arbeitete er schon mit Martene. Sein Geburtsjahr ist 1682, und 1701 ist er in den Orden getreten. — Nach (Jean Francois) Bibliotheque generale des ecrivains de l'ordre de St. Benoit. T. I. p. 269 lebte er noch im Jahr 1777; nach Desessarts in den Siècles litteraires T. II. p. 439 starb er im 88 Jahr seines Alters also 1770. Sein Todesjahr ist demnach noch ungewiß. — Er hatte Antheil an dem trefflichen Werke: L'art de verifier les Dates, von welchem 1783 die dritte bis auf drei Folianten vermehrte Ausgabe herauskam, und jetzt die vierte Ausgabe erscheint.

Saxe in onomast. Lit. T. VIII. p. 132 macht dem Carl Clemencet, von der Kongregation des heil. Maurus, dieses Werk streitig, und behauptet nur in der France litteraire Paris 1778 — 84 T. I. P. II. p. 59, werde es ihm zugeschrieben. Er will es dem Carl Franz Toussaint zuweisen. Das Gegentheil bezeugt aber Mart. Gerbert in itin. Aleman. Ital. Gall. (1705. 8.) p. 506, der dieß als ein gleichzeitiger Zeuge ausagt. Der Antheil des Ursin Durand an den ersten drei Ausgaben ist nicht zu bezweifeln. D. Maur Francois D'Antine († 1746) war der erste Unternehmer dieses Werks.

Schönmann, im Versuch der Diplomatik Bd. I. S. 291 glaubte: Aventin sey der einzige, welcher erzähle, daß R. Rudolf I. befohlen habe, Gesetze und Urkunden nicht mehr in lateinischer, sondern in teutscher Sprache abzufassen. Er hätte wenigstens aus dem allg. lit. Anz. 1800. St. 17. wissen können, daß schon der Monachus Lesbiensis ad a. 1274 (in Pezii Script. rer. Austr. T. I. p. 342) dieß erzählt, obgleich mit dem bedenklichen Zusatz: ut fertur, welchem es andere, wie Sigm. Meisterlein (1480) nachgeschrieben haben.

Eben derselbe S. 175 hielt noch den Heidelberger Professor Johann Schwab für den Verfasser der Abh. Kurze Erzählung der Streitigkeiten über die alten Urkunden von einem Freunde der Wahrheit. Heidelberg 1785. 8. Dieser Irrthum ist in mehreren literarischen Werken, wie in der allgem. teutschen Bibl. und Meusel's gel. Teutschland, verbreitet worden. Allein diese Abhandlung hat den Wiener Eriessuiten Michael Denis, zum Verfasser, und ist daher in dessen literarischem Nachlaß Abth. I. S. 134 — 176 wieder abgedruckt worden.

Schwan in Mannheim hatte sie in Kommission. Dieses und der Druckort Heidelberg mag jenen Irrthum veranlaßt haben, wie auch, daß Denis von sich in der dritten Person gesprochen.

S. 177 führt Schönmann an: Historisch-diplomatisches Magazin T. I. II. — Dieses Fragezeichen soll bedeuten, daß er diese Zeitschrift nicht kannte, oder an ihrer Existenz zweifelte. Es ist aber dieselbe wirklich vorhanden, unter dem Titel: Hist. dipl. Magazin für das Vaterland und die angrenzenden Gegenden. Nürnberg. 1780 — 84. 2 Bände in 8. Der Herausgeber war Georg Andreas Will; Mitarbeiter waren Joh. Heinr. Haslein, Wolfgang Jäger, Erh. Christoph Bezzel, Paul Jakob Lang, Benedikt Wilhelm Jahn, C. F. W. von Stromer, Max. Münch, J. Chr. Siebenkees.

In Klübers fl. jurist. Bibl. B. II. S. 87 wird es für einen Irrthum erklärt, daß J. H. Böhmer einen kurzen Entwurf des ältesten teutschen Rechts herausgegeben. Allein dieser Entwurf ist allerdings vorhanden. Er steht nicht nur in den Hall. Anzeigen 1747. N. 18, sondern ist auch einzeln in eben diesem Jahr abgedruckt worden. S. Hall. Beiträge zu der jurist. gelehrten Historie. B. I. S. 4801.

Sprech-Bemerkungen.

1. Maas in den sinverwandten Wörtern Th. I. S. 299 hält das Wort unter weilen für Oberdeutsch. Dieses Wort ist allerdings provinziell; ich habe es aber in Oberdeutschland von Niemand, als von gebornen Niederachsen gebrauchten hören.

2. In von Koch-Sternfeld Salzburg und Berchtesgaden B. II. S. 69 wird Carnisprivium erklärt durch Bromium: Festum in honorem Bacchi (lies Bacchi). Allein es ist wohl nichts anders als carnisprivium, initium quadragesimae.

Fortssetzung der neuen Schriften, die Hypothekenordnung betreffend.

Die Bestimmung, daß eine wirkliche Hypothek nur für eine bestehende (also nicht für eine künftige) und nur für eine bestimmte Forderung eingetragen werden kann, ist überdieß noch darin unrichtig, daß wie bekannt die Hypotheken, welche gegen Vormünder, Pfleger, EheMänner, StaatsBeamten u. s. w. eingetragen werden, sich nicht auf bestimmte Forderungen beziehen; denn wenn auch die Summe bestimmt werden könnte, so ist ja ein eventuelles Recht noch keine Forderung. Der G. E. erkennt dieses selbst im §. 81. mit den Worten: die wegen künftiger rechtlicher Ansprüche eingetragenen Hypotheken. (Vergl. Motive S. 34. 53. 97. wo überall nur von eventueller Haftung, von Haftung für eine ungewisse Forderung, von noch nicht einmal wirklich vorhandenen Forderungen die Rede ist). Wir wollen es nach allen diesen angeführten Gründen der unbefangenen Beurtheilung überlassen, zu entscheiden, ob man dennoch wie in den Motiven (S. 49.) geschehen, mit Recht ausrufen konnte: „Nur unbegreifliche Kurzsichtigkeit und gänzlicher Mangel an allen Vorkenntnissen zum schweren Fache der Legislation, vermag den unbestimmten Hypotheken das Wort zu sprechen.“ — Anstatt aller Widerlegung dieser sehr streng ausgesprochenen Behauptung gelten schon die unmittelbar nachfolgenden Worte: „Die Summe muß approximativ nach dem Schaden, der dem Gläubiger zugefügt werden kann, mit Erwägung aller Umstände, durch Uebereinkunft oder richterliches Urtheil festgesetzt, und es kann, wenn sich die Umstände ändern, die Hypothek gemehrt oder gemindert werden.“ Es entsteht hierbei noch ausserdem der neue Zweifel, ob alsdann, wie es hier heißt, die Hypothek, oder wie im §. 19. des G. E. steht, die Summe vermindert werden könne! — Wir erinnern hierbei an die vorstehenden Worte des königl. StaatsRaths v. Gönnner. (Motive S. 65. 66.) Die Gesetzgebung muß sich selbst genaue Rechenschaft ablegen, sie darf nichts auf Geradewohl der Nation als Gesetz hinausgeben, sie muß die Tiefen des Gegenstandes ergründen, und ihre Bestimmungen nach festen Prinzipien des Rechtes abmessen. Dieses ist sie der Nation und sich selbst doppelt schuldig, wenn es auf Bestimmungen ankommt, die das wichtige Institut der öffentlichen Bücher und das darauf gebaute allgemeine Vertrauen in seinen Grundpfeilern erschüttern könnten.

Zum §. 22, 68, 90, 103, 114, 117, 118, 132 — 178. Wenn das Hypothekengesetz ausgeführt werden soll, wie der Entwurf es angiebt, so wird eines der größten Unwesen im Staate, die Vielschreibung von neuem auf eine unermessliche Art vervielfältigt. Es ist von den sehr geschäftserfahren königl. Landrichtern Wellmer und Schaffberger bemerkt worden, daß manches Hofgut aus 100, und noch mehreren GrundStücken besteht, welche alle besonders besessen und veräußert werden können, daß folglich in jedem LandGerichte im Durchschnitt 50,000 solcher einzelner GrundStücke vorhanden seyn werden.

Da nun der GesetzEntwurf vorschreibt, daß jedes GrundStück oder Realrecht, das besonders besessen und veräußert werden kann, ein eignes Folium im HypothekenBuch bekommen soll; (§. 22 und 123 des Entw.) da ferner auf jedem Folium einzutragen ist: 1. der Name der Sache, 2. die nähere Bezeichnung ihrer Eigenschaft, 3. ihre Lage und Größe, 4. bei ganzen Gütern: Complexen die Hinweisung auf das SteuerKataster, 5. bei PertinenzStücken eine besondere Bemerkung, 6. der Lehen = oder GrundbarkeitVerband, 7. alle RealLasten, 8. der Werth der Sache, 9. Name, Stand, Gewerbe, und Wohnort des Besitzers, 10. der RechtsTitel, wodurch er das Eigenthum erlangt hat, 11. jede Veränderung des Besitzers, und die Zeit der Veränderung, 12. die allenfalls vorliegenden Beschränkungen der freien Verfügung des Besitzers, als da sind: Fideicommiss, Vorbehalt der Nutznießung, die dem RechtsGeschäft beigefügten Bedingungen, die gerichtlichen VeräußerungsVerbothe, die Protestationen und Vormerkungen wegen der Ansprüche dritter Personen, 13. der Betrag der HypothekensForderung, 14. Name, Stand und Wohnort des Gläubigers, 15. der RechtsTitel und dessen Datum, dann der bedungene Zinsfuß, 16. die Veränderungen in der Person des Gläubigers, 17. Zahlungen oder Minderungen der Forderung, 18. die Erbschaften der Hypotheken; (§. 132 — 170.) da über alle Eingaben ein eigenes Einlaufsprotokoll zu führen ist, in welches nicht bloß der Einlauf, sondern auch jeder Beschluß eingetragen werden soll; (Motive S. 107.) da ausserdem über jede geschehene Einschreibung ein Rekognitionschein, und endlich ein eigener HypothekenBrief mit Angabe von 11 wesentlichen Gegenständen auszufertigt werden muß; (§. 173 — 178.) da überdas, bevor man zu diesem Resultate gelangt, noch weitläufige Anmeldungen, Nachfragen, Vorladungen, Vernehmungen und Protokollirungen notwendig sind; (§. 96 — 100. des Entwurfs und §. 15. der EinführungsVerord.) demnach über jedes GrundStück, welches ein eignes Folium im HypothekenBuch hat, ein besonderer AktenBand, GrundAkten genannt, gebildet werden muß; (§. 103. des Entwurfs) da jedes vorgebrachte Gesuch sorgfältig geprüft werden soll; (§. 114.) da von jeder Einschreibung den Betheiligten Nachricht zu geben ist; (§. 117.) da auch noch den Lehen = und GrundHerren und andern Besitzern von RealRechten, so wie auch jedem Gerichte und jeder StaatsBehörde Auszüge mit beigefügter Beglaubigung gegeben werden müssen; (§. 119.) da sogar jeder dritter einen Auszug verlangen kann, und hierüber jedesmal der Besitzer der Sache vernommen werden muß; da endlich zur Sicherheit des Gläubigers eine und dieselbe Forderung auf so viele GrundStücke, als der Gläubiger will, zugleich eingetragen werden soll: (§. 68. u. s. w.)

So entsteht billig die Frage: wie lange wird ein LandGericht, in welchem 50,000 einzelne verpfändbare GrundStücke liegen, zu thun haben, um allen Forderungen des Gesetzes zu genügen? Wenn wir annehmen, daß alle so eben angezeigte Untersuchungen, Eintragungen und Ausfertigungen ein Individuum für jedes Objekt, nur einen einzigen Tag lang beschäftigen würde, (wogu aber wenigstens eine Woche nöthig seyn dürfte), so wäre für die 50,000 GrundStücke ein ZeitRaum von mehr als 166 Jahren erforderlich (65 Tage in jedem Jahr für die Sonn- und Feiertage abgerechnet). Um also das Werk in 3 Jahren zu Stande zu bringen, wären bei jedem LandGerichte 55 GerichtsPersonen, und wenn wir für jedes Objekt statt eines Tags eine Woche annehmen, 330 neu anzustellen! Nach der Berechnung des LandRichters Wellmer (S. 46. seiner Druckschrift), würde, wenn man, was unmöglich scheint, für jedes Objekt nur einen halbtägigen ZeitRaum rechnet, und die gleichzeitige Thätigkeit dreier Personen voraussetzt, der nächste Zer-

min der Vollendung doch erst auf nicht weniger als 14 Jahre sich reduciren, während welchen aber eine ununterbrochene Anstrengung dieser drei Personen statt finden müßte *).

Die Motive zum §. 123. des Entwurfs erklären es zwar als einen Mißverständnis, wenn man das Prinzip der Specialität so weit treiben will, als hier angenommen wurde, indem aus §. 22. Nr. 2. §. 133. Nr. 4. und §. 137, so wie auch aus den Muster-Entwürfen Nr. 1 und 2. klar hervorgehe, daß die Bestandtheile eines GutsComplexes nicht besonders verzeichnet werden sollen. Daß dieses aus den angeführten Gesetzstellen klar hervorgehe, ist auch ganz richtig. Es ist aber hier nicht von Pertinenzstücken eines GutsComplexes, sondern von einzeln besessenen und veräußerten Grundstücken die Rede, von welchen der Entwurf a. a. O. deutlich verordnet, daß jedes solche Grundstück oder Realrecht ein eigenes Folium im Hypothekenbuch haben soll. Daß hierunter die sogenannten wälgenden Grundstücke verstanden seyen, beweist oben der §. 133., wo Nr. 2 und 4. diese wälgenden Grundstücke den Pertinenzstücken eines GutsComplexes entgegen gesetzt werden. Eben diesen Gegensatz spricht der §. 137. aus, so wie die angeführten Muster-Entwürfe nur von Lehen- und grundbaren Gütern, welche als complex besessen werden, zu verstehen sind. Wäre endlich der Gesetzentwurf so auszulegen, daß ein Aggregat von Grundstücken, welche einzeln besessen und veräußert werden können, nur als ein ganzer GutsComplex verpfändet werden dürfte, so wäre eben diese Bestimmung dem so streng hingestellten Grundsatze der Specialität entgegen. Kurz es läßt sich durchaus nicht bestreiten, daß der Entwurf nur die oben angegebene Deutung haben könne, woraus also folgt: daß unsere Besorgniß vor einer bis ins Unendliche vermehrten Vielschreiberei in den Worten und dem Sinn des Gesetzentwurfs nur zu fest gegründet ist **).

Wenn man nun mit allen diesem die Anordnung des §. 90. vergleicht, daß ein Mitglied des Gerichtes das Hypothekenamt führen soll, daß der Vorstand des Gerichts die Aufsicht zu pflegen, und alle Conzepte zu revidiren und zu beglaubigen habe, daß die Ausfertigungen von ihm, von dem Hypothekenführer, und von einem Sekretär oder Aktuar zu unterzeichnen seyen; so wird man hinlänglich überzeugt seyn, daß diese Art der Geschäftsführung gar nicht möglich sey. Wir können es bei dieser Beschaffenheit nicht wohl begreifen, wie die Motive S. 27. 28. und 150. sagen konnten, die Arbeiten würden nur einigermaßen vermehrt, und selbst diese Vermehrung sey nur scheinbar, sie sey nur eine kleine Beschwerde, die Gerichte könnten nöthigenfalls in einer provisorischen Unterstüßung die ganze Arbeit vollkommen und gut bis zum 1. Jänner 1822. leisten. Wenn vollends auf die Steuerkataster hingewiesen wird, um die Geringfügigkeit der Bemühung und der Kosten darzuthun, so wissen wir freilich, was wir davon zu halten haben. Wir wollen noch zum Ueberflusse eine kleine Berechnung des Papiers beifügen, welche im ganzen Lande zu einer solchen Führung der Hypothekenbücher nothwendig wäre. Der königl. Landrichter Wellmer giebt die Anzahl der in jedem LandGerichte befindlichen einzeln besessenen und einzeln veräußerten Immobilien auf ohngefähr 50,000 an. Wenn man nun nur 200 LandGerichte annimmt, und die bei den StadtGerichten und AppellationsGerichten einzutragenden Immobilien gar nicht in Anschlag bringt, so ergeben sich im ganzen 10 Millionen einzelne veräußerbare Immobilien. Jedem Immobilien muß ein eignes RegalFolium im Hypothekenbuch gewidmet werden. Jedes bedünnt auch wieder eine Grundakte, dazu kommen noch die Recognitionsscheine, die Hypothekenbriefe, die Auszüge u. s. w., so daß man ungerechnet der Prozesse für jedes Immobile in geringem Anschlage 7—8 Bogen ansetzen darf, folglich im Ganzen 70 bis 80 Millionen Bogen oder mehr als 3 Millionen Bücher Papier, welche, wenn es möglich wäre, sie in dem angegebenen Zeitraume in den bayerischen PapierMühlen zu fabriciren, das Buch nur zu 12 fr., berechnet, eine Auslage von 600,000 fl. erfordern würde; wobei aber zu bemerken ist, daß für das ganze Land nur 200 LandGerichte gerechnet, die Stadt-Herrschafts- und AppellationsGerichte gar nicht in die Berechnung aufgenommen, und die häufigen Prozesse ebenfalls nicht in Anschlag gebracht worden sind, so daß bei der Ausführung die angegebene Summe um mehr als ein Drittel steigen, und daher an eine Million Gulden betragen würde. — Wie viel würde erst noch auf die Bezahlung des Personals verwendet werden müssen? Und dann hätte man erst noch keine brauchbaren Grundbücher (S. 56.) selbst bei dieser großen auf die Staatsbürger gewälzten Last, welche noch unendlich vermehrt würde durch die Anwendung der StempelGeseze auf das Hypothekenwesen. Nirgends giebt uns der Gesetzentwurf darüber eine Beruhigung. Wenn man nun bedenkt, daß für jedes 100 fl. ein Stempel von 15 fr. entrichtet werden, und daß hiervon kein einziges hieher gehöriges Aktenstück ausgenommen seyn soll, so kann man leicht ermessen, welche unendlich lästige Steuer die Hypothekenbücher nach der im §. 6. vorgeschlagenen Art seyn würden. Man verliere doch bei den Hypothekenbüchern nicht den HauptGesichtspunkt aus den Augen, nämlich das Wohl des Volkes; wo dieses nicht durch die Hypothekenbücher befördert wird, da taugt das HypothekenGesez nichts.

Zum §. 51. Hier heißt es: „die in verschiedenen GebietsTheilen des Königreichs bisher bestandenen Verbote oder Beschränkungen der Cession der Forderung eines Juden an einen Christen, sind hinsichtlich der eingetragenen Hypotheken andurch aufgehoben.“ Diese Bestimmung des Gesetz-Entwurfs scheint den Referenten sehr bedenklich. Die Cessionen der Forderungen der Juden an Christen sind in den meisten Kreisen des Königreichs verboten. Die Aufhebung des Verbots wäre ein neues Gesez, welches besonders vorgeschlagen, und dem Beirath der Stände unterworfen werden müßte, wobei alle darüber verhandelten Vorakten, insonderheit die von den Justizstellen eingekommenen Berichte mitgetheilt werden sollten. Ein so wichtiges Gesez ohne solche nähere Prüfung, und gleichsam nur transeundo zu geben, entspräche weder der Würde der Regierung, noch den constitutionellen Rechten der Stände.

Zum §. 64. Bei diesem §. ergeben sich folgende Fragen: Wie kann man das Mobilienvermögen die allgemeine ConcursMasse heißen? Oder soll vielleicht erlaubt seyn, einen allgemeinen Anspruch auf das ganze Mobilienvermögen zu machen, so wie man eine Generalhypothek auf die Immobilien bedingen darf? Hierüber findet man aber nirgends eine Bestimmung. Ferner: bilden die Immobilien zusammen, oder bildet nur jedes Immobile eine eigene MobilienMasse? Letzteres scheint dem Geiste des Gesezes gemäß zu seyn, die Worte desselben aber

* Vergleichene Berechnungen liebt auch der Hr. Verfasser der Motive f. S. 141.

** Der für den Gesetzentwurf aufgestandene Wertheidiger, Landrichter Puchta, war nicht im Stande, die Einwürfe gegen diese zu weit getriebene Specialität zu widerlegen.

drücken gerade das Gegentheil aus. Vermuthlich wollte man damit sagen: jedes Immobile wird als eine besondere Masse behandelt: — oder, die Immobilien werden als eine als besondere Masse behandelt. Diese Undeutlichkeit ist sehr bedenklich. In dem Bedenken des GeneralFiskalRaths v. Welfch, ist gerügt worden, daß die Einheit und Form des ConcursProzesses durch Separation der ImmobilienMassen wesentlich gestört werde. In der Gegenschrist *) wird aber behauptet, die Verhandlung werde ja wie bisher bei dem allgemeinen ConcursGerichte gepflogen, und daher die bisherige Einheit und Form des ConcursProzesses nicht geändert.
(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der in dieser Schrift (des Pseudonymus H. C. Deutsch) auftretende Hr. Wetter des KlosterNichters vereinigt so viele besondere Eigenschaften in einer Person, daß man ihn wohl in keine der bestehenden DienstesCategorien einpassen kann, sondern ganz eigene für ihn erfinden muß.

Untrag *) des ReichsRathes Freiherrn von Ruffin in der Kammer der ReichsRäthe, die dermal dringendsten Bedürfnisse der LandWirthschaft betreffend.

Kammer der ReichsRäthe! Seine Majestät der König, dessen beglückende Liebe für seine Unterthanen die späteste Nachkommenschaft mit dankbarer Erinnerung aussprechen wird, hat in seiner Weisheit die Stände des Reiches berufen, um in der offenen Darlegung der verschiedenen Verhältnisse, Bedürfnisse und Mängel des Landes die Rathschläge und Mittel aufzufinden, wie das allgemeine Wohl dauernd begründet werden könnte.

Diejenigen, die der Wille des Königs, oder die freie Wahl des Volkes zu der wichtigen Stelle des Beirathes zum Wohl des Vaterlandes berufen hat, sind es ihrer Pflicht schuldig, nach ihren Kräften dem Vertrauen zu entsprechen, das König und Vaterland in sie gesetzt hat, um das anzugeben, was sie nach ihrer Meinung zur Erreichung des vorgestekten allgemeinen Zweckes für sachdienlich erachten.

Ich halte dafür, daß die LandWirthschaft die vorzüglichste Berücksichtigung verdiene. — Baiern ist ein ackerbauender Staat; LandWirthschaft daher die einzige und sichere Quelle des NationalReichtums und der Wohlfahrt. Die Frage „in wie ferne die bisherigen GrundSätze diesen unumstößlichen Satz in der bayerischen NationalWirthschaftslehre zu verthätigen trachteten?“ löset sich dem Forscher durch die Darstellung eines erschütternden Bildes allgemeiner Verarmung.

Der kleine und mittlere Bauer ist schon zum Bettler geworden, oder schleppt sich noch kümmerlich auf der Bahn sich täglich mehrenden Elendes. Daß die größeren Bauern gleiches Mißgeschick verfolget, zeigen die GantVerurtheile, womit öffentliche Blätter angefüllt erscheinen. Wenn schon ein Theil dieses das allgemeine Wohl so wesentlich bedrohenden Uebels in den frühern und glücklich geendeten Unfällen, welche ganz Europa betroffen haben, aufzusuchen ist: so ist doch nicht zu läugnen, daß ein größerer Theil a conto der nicht genug berücksichtigten, und dadurch drückenden Verhältnisse der Unterthanen geschrieben werden muß.

Wer einem Gewerbe mit Erfolge aufhelfen will, muß dasselbe in allen seinen Theilen genau kennen, und zu würdigen wissen. Nun ist aber die landwirthschaftliche Gewerbslehre so conzipirt, so ausgebreitet, so viele Kenntnisse heischend, so ermüdend, daß, abgesehen auch von der frühern Verachtung dieses ersten und nützlichsten aller Gewerbe, nur wenige der um StaatsDienste sich Bewerbenden die allgemeinen Umrisse derselben erkennen. Was Wunder, wenn Mißgriffe geschehen; wenn man die Henne tödtete, um mit einem Male die goldenen Eier zu haschen, wovon sie bisher täglich nur eines gegeben hatte, oder den Baum niederhieb, um die lockenden Früchte bequemer pflücken zu können!

Ich glaube nicht nöthig zu haben, in dieser hohen Versammlung das Gleichniß durch Beispiele verständlich zu dürfen; täglich erneuert es sich unter unsern Augen dadurch, daß man zurückgekommenen Bauern durch Abnahme des letzten BetriebsGulden, ja selbst der unentbehrlichsten Inventarstücke, die er nicht wieder zu ersetzen vermag, die Möglichkeit auch zum Fortsetzen (leider ein schon allgemein verständliches Wort!) benimmt; wo im Gegentheil der Zuschuß einer gleichen Summe die Möglichkeit zur Aufnahme gegeben hätte. Wie viele Erwägung und Sachkenntniß erheischt nicht ein AuspflanzungsDefect; und wie leichtsinnig, das Familien- und allgemeine Wohl entehrend, ist nicht der Unfug, diese unheilbar verlegende Geißel oft unverständigen Untergebenen zum willkürlichen Gebrauch übergeben zu sehen?

Hierin finde ich das erste Hinderniß, das der LandWirthschaft im Wege steht; denn anerkannt ist der Satz der landwirthschaftlichen Gewerbslehre, daß ohne Arbeit, welche Auslagen, also ein Kapital erfordert, nicht allein keine Produktion möglich, sondern daß bei gleichen Verhältnissen, bei gleicher Intelligenz, das größere BetriebsKapital zum Vortheil des wirklichen Betriebes entscheide.

Es kann dem Staat nicht gleichgültig seyn, der die Quelle seines Reichthums lohnend und nachhaltend benützen will, daß LandWirthschaft des letzten Produktionsmittels entblößt werden; im Gegentheil dürfte es eine Sache seyn, die Mittel zum Erwerbe zureichenden BetriebsKapitals unter den möglichst günstigsten Bedingungen an die Hand zu geben. Ein genügendes Kapital zu diesem Zwecke angelegt, wird der lohnendste und sicherste StaatsSchatz seyn, den keine andere FinanzOperation zu ersetzen im Stande wäre. Da aber das den Kammern bereits vorgelegte Budget wenig Hoffnung giebt, daß der Staat vorerst diesem dringenden Bedürfnisse direkte werde entsprechen können, so ist doch zu sehen, daß Maßregeln ergriffen werden, wodurch diesem Ziele auf indirektem Wege zugearbeitet werde.

Die bereits in Antrag gebrachte Herstellung verlässiger Hypothekenbücher wird in der Folge, und da erst nach und nach wohlthätig wirken, wenn Privatkapitalien aus den Händen unsicherer Speculanten, in jene des sichern AckerBetriebes zurückkehren werden. Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß mir sehr räthlich scheint, gesetzliche Begünstigungen der auf den Betrieb der LandWirthschaft gelegten Kapitalien vor den übrigen, z. B. bei Besteuerung derselben eintreten zu lassen. Vorerst muß anderer Rath geschafft werden, der um so dringender ist, als die eingetretene Wohlfeilheit der AckerProdukte, die nicht mehr die Kosten der Produktion sichert, den Ruin des vaterländischen Ackerbaues, und somit des ganzen Staates droht.

*) Unserm Versprechen zufolge theilen wir unsern Lesern mehrere bei der Ständerversammlung eingegebene noch ungedruckte merkwürdige Aktenstücke mit.

Wenn ich behaupte, daß die gegenwärtige Wohlfeilheit des Getreides die Folge der zu großen Hengstlichkeit in den Zeiten der vorhergegangenen Mißjahre gewesen, wo man, die Vorräthe des Landes miffennend, durch Ankau fremden Getreides die Preise eben so künstlich in die Höhe trieb, als man sie nachher bei Zugabe der neuen Erndte fallen machte; so will ich nur erinnern, wie nöthig es der Regierung sey, die Erfolge des Ackerbaues im Allgemeinen sowohl, als im Detail zu kennen.

Hätte dieselbe von den Vorräthen in den Jahren 1816 und 1817 richtige Kunde gehabt, den eignen Bedarf gewußt, und mit jenem verglichen, so hätte sich zweifelsohne das Resultat zur Abnahme einer Sperre gegeben, ohne welcher viele Millionen in das Land, anstatt zwei Millionen und hundert tausend Gulden hieraus fortlaufende Zinsen außer Landes gebracht; wodurch der Ueberfluß, der uns zu erstickern droht, abgewehrt, und uns ein Zustand erspart worden wäre, von dem Pitt bei einer Gelegenheit, wo die Rede war, das Getreide herunter zu drücken, im Parla- ment sagte: „ich trage kein Bedenken hier zu erklären, daß ich eine künstliche Wohlfeilheit für schlimmer, als eine künstliche Theuerung halte. Letztere wird etwas temporäres seyn, und ihr Gegenmittel selbst bei sich führen, erstere aber würde, in dem sie die Consumtion außer Ver- hältniß mit den Vorräthen brächte, HungersNoth mit allen ihren schrecklichen Folgen erregen. Jede Masregel ist schädlich, die den Preis vermindert, ohne Bedarf.“

Wenn ein Zustand dieser Art dem mit Recht gerühmten Manne eines Staates, der im Handel und Fabriken die größere Quelle seines inneren Reichthums hat, schon bedenklich schien, wie erschreckend muß die Wirkung nicht für Baiern seyn, das im Ackerbau allein die Stütze seines Wohls findet! Wahr ist es, das Bild ist nicht zu grell, weit schreckender würde es sich uns dar- stellen, wie wir in Bälde erfahren werden, wenn nicht Abhülfe erfolgt. Der natürliche Preis der Production ist nicht mehr gedeckt, es ist die gewisse Folge, daß das, was nicht Lohn sondern Schaden bringt, nicht mehr produziert werden wird. Viele tausend Morgen Landes werden unbe- baut gelassen, kein Landmann mehr die landesherrlichen, viel weniger grundherrlichen Abgaben entrichten können, das Gesinde wird entlassen, der Zügellosigkeit Preis gegeben, ihm in einer Kürze der verarmte Bauer folgen, und nachdem die Unheil bringenden Vorräthe verzehrt, und wegen Mangel vermögender LandWirths der Ertrag nicht mehr zu leisten ist, eine Verwirrung herbeiführen, die den ganzen Staatsverband aus seinen Angeln zu reißen im Stande wäre.

Brod und Schauspiel, rief das französische Volk, so wie das römische. Hätte man ihm nur Brod geben können, so würde es den Tumultplatz der Aristokraten und Demokraten als Schauspieler angesehen haben, ohne sich weiter darein zu mischen. Aber Brod verschafft man einer zahlreichen Nation nur, wenn man den Ackerbau hebt, und den Ackerbau hebt man nur, wenn man ihn vortheilhaft macht.

Der Ackerbau aus Noth reicht nur bei einem armen schwachen Volke zu, die Kultur des Ackers muß mit der Kultur und Vermehrung der bürgerlichen Gesellschaft gleichen Schritt halten. Den einsamen Wilden nährt die Jagd, das HirtenVolk hat an Weiden genug, der Krieger in sei- ner Burg, der Mönch im Kloster brauchte nur Sklaven arbeiten zu lassen, um ihn zu ernähren, und ihm seine Bedürfnisse aus den Städten zu verschaffen.

Je höher aber Bevölkerung, Industrie, Luxus, und stehendes KriegsHeer steigt, desto we- niger reicht sklavische Betreibung des Ackerbaues zu, und desto mehr erfordert sie die Verwendung des freien, des denkenden, des wohlhabenden Mannes, dieser aber wird unter allen nicht das Ge- werbe wählen, was am wenigsten einträgt. Erzwungene niedrige Preise sind eine Anleihe auf WucherZinsen, sie kommen dem Volke so wenig zu gute, wie diese dem Verschwender. Mäßige, nie zu hoch steigende aber auch nie zu tief fallende Preise sind jedem Gewerbe nützlicher, als sehr abwechselnde Preise. Bei ungewöhnlich niedrigen Preisen wird der Arbeiter schwelgerisch, träge, widerspenstig, das bezeigen alle Manufakturen.

Es gebe Gott, daß dieses schwache Bild der aus Verarmung hervorgehenden Zügellos- sigkeit nie in unserm guten Vaterlande sich verwirkliche, sondern daß es nur zum Impulse werde, daß die hohe Kammer der Reichsräthe mit den Mitteln, einem solchen namenlosen Unheile vor- zubeugen, dringend sich beschäftigen möge.

Meiner Meinung nach dürfte dem weitem Fallen des Getreides entgegen wirken: 1) die Begünstigung der Ausfuhr des Getreides durch Aufhebung aller AusfuhrZölle, durch Ertheilung von Prämien, oder andern Vortheilen, bis der Preis des Roggens eine bestimmte Höhe, z. B. 14 fl. per Schöffel, wieder erreicht haben wird, 2) hoher Impost auf Einfuhr fremden Ge- treides, 3) die Bewilligung an die GrundUnterthanen des Staats, nicht allein die GetreidReich- nisse, sondern auch jene GeldPrästationen, welche aus dem grundherrlichen Verbande entspringen, z. B. Stiften, BodenZinsen, KüchenDienste, Scharwerks- und RelutionsGelder und d. gl. mehr, in Roggen, um einen bestimmt höhern Preis, als der Marktpreis ist, abführen zu dürfen, 4) daß die Regierung so wenig als nur immer möglich von ihrem Getreide, was schon auf den königl. Kästen liegt, verkaufe, da es ohnehin bei den geringen Preisen keine beträchtliche Summe aus- macht. Hiedurch gelangt der Staat ohne baare Auslagen zu einem Magazin, welches zum mo- mentanen Wohl der vaterländischen LandWirthschaft geschaffen, zur Zeit, wenn der Wechsel der Dinge durch Natur oder andere Zufälle, die Preise der GetreidFrüchte wieder höher stellen wird, zum erneuerten Wohl des Innlandes geöffnet, oder mit den ersprißlichsten Vortheilen an das Aus- land überlassen werden kann. Wer wird wohl ansetzen zu glauben, daß nicht auf solche Art schon der Ausfall, den die StaatsKasse momentan erleidet, wieder ganz, oder gar mit Zinsen ersetzt wird? Auf diese Art wirkt der Staat direkte; indirekte wirkt er: 5) wenn er trachtet, die Früchte des Bodens durch Verwendung in andere Zweige der LandWirthschaft, die dieser hülfs- reich an die Hand arbeiten, lohnend zu machen.

Hierunter steht oben an die Viehzüchtung. Man verbiete die Einfuhr der fremden Rasse, des fremden Mastviehes, oder beschränke dieselbe möglichst durch hohen Impost. Man erhalte ei- nen anlockenden Preis dieser Gegenstände, und ein großer Theil des werthlosen Getreides wird auf einem Wege, der zum Wohle des Ackerbaues führt, vortheilhaft sich verwerten lassen.

Verderbend ist in den jetzigen Zeiten das Bemühen der Regierung, die Preise des Flei- sches von Monat zu Monat herunter zu drücken; dadurch ist es dahin gekommen, daß das magere Vieh höher im Preise, wie das fette steht, oder doch ganz gleich kommt, und daher offener Ver- lust bei der Mastung ist. Wer wird sich hier wohl mehr auf Mastung oder Zucht verlegen? Man bedenke diese Wahrheit wohl, und verstopfe in diesen Zeiten der Noth, bei allem Ueberflusse die Quelle nicht, wohin der Ueberfluß an GetreidFrüchten, lohnend in sich, und lohnend für die LandWirthschaft, wünschenswerth sich verlieren möge. (Der Beschluß folgt.)

Fortsetzung der neuen Schriften, die HypothekenOrdnung betreffend.

Im §. 64. heißt es: „Befinden sich unter der ImmobilienMasse Grundstücke, welche im HypothekenBuch ein einziges Blatt haben, so muß, wenn auf jedem GrundStück verschiedene Gläu- biger eingetragen sind, auch über jedes GrundStück die Priorität besonders bestimmt werden.“

Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen; wenn also über jedes einzelne Grund- Stück ein PrivatErkenntniß Statt finden soll: so muß über jedes zuvor liquidirt und verhandelt worden seyn, und so muß auch über jedes die Appellation, Exaration, Subhastation Statt haben. Heißt das die Einheit und Form des ConcursProzesses beibehalten?

Der Richter muß außerdem noch bestimmen, wie viel der erste HypothekarGläubiger von dem Erlös jedes einzelnen GrundStückes erhalten soll, und wie viel davon dem zweiten und drit- ten zukommen. Da noch überdas nicht verordnet ist, was geschehen soll, wenn sich kein Käufer fin- det, so entstehen neue Zweifel und Weitläufigkeiten. Die Zahl der Akten, der GerichtsKosten, der AdvokatenDeferviten wird natürlich um so größer ausfallen, je mehrere einzelne Immobilien vor- handen sind. Da es sich nun ereignen kann, daß ein einziger Schuldner hundert und noch mehr einzelne veräußerliche Realitäten besitzt, so müssen über diesen einzigen Schuldner, wenn er in Concurs geräth, mehr als 100 Liquidations- und PrioritätsProzesse mit allen ihren Anhängen und Folgen durchgestritten werden. In den LandesTheilen, wo die preussische GerichtsOrdnung be- steht, ereignen sich zwar ähnliche Weitläufigkeiten: aber erstlich ist dieß eben nicht musterhaft; zweitens treibt die preussische GerichtsPraxis das Prinzip der Specialität nicht so weit, wie unser GesetzEntwurf; und drittens wäre es schon für jene LandesTheile eine vergrößerte Last, die Pro- zesse noch mehr zu vervielfältigen: in dem übrigen Baiern aber wäre es ein ganz neuer Mißstand, welchen einzuführen uns nichts zwingt, vor welchem vielmehr beachtet zu werden wir sehr wohl wün- schen. Dieser Wunsch ist um so gerechter, als außerdem eigene Vorschriften für die neue Art der ConcursProzesse, für welche mit Ausnahme einiger durchaus nicht genügenden Bestimmungen ei- gentlich kein Verfahren vorgezeichnet ist, ertheilt werden müßten, indem die bisherigen für ganz an- dere Verhältnisse gegebenen einmal nicht anwendbar seyn könnten. *)

Es entsteht dabei noch ein sehr wichtiger Zweifel. Da ein doppeltes Verfahren eintreten soll, nämlich bei der allgemeinen Masse, und bei den besagten Immobilien: so fragen wir: was geschieht, wenn es zweifelhaft ist, ob ein gewisser Gläubiger eine Hypothek hat, oder nicht? Hie- bei sind offenbar alle Gläubiger theilhaftig, auch die von der gemeinen Masse; es müssen also auch diese hierüber vernommen werden. Wo geschehen alsdann die Verhandlungen, und wo wird zuletzt das PrioritätsUrtheil erlassen? Dieser Zweifel wird bei der Abtheilung der Massen schwer zu lösen seyn.

Zum §. 101. Daß die schriftlichen Verhandlungen so viel möglich vermieden werden sollen, ist eine viel zu unbestimmte Verordnung.

Zum §. 122. Gegen die Zusammenfassung des HypothekenBuches in einem Band bringt der LandRichter Wellmer, (S. 30 u.) gegründete Bedenken vor, und wünscht noch eine nach- trägliche Instruktion, nach welcher die Hauptarten der HypothekenObjecte, z. B. die Häuser, die GutsKörper, die wäsenden GrundStücke, die Dominikalien und andere RealRechte gesondert wer- den sollen. Mit diesen Bemerkungen sind wir im allgemeinen einverstanden.

Zum §. 123. In Bezug auf diesen §. gelten alle Bemerkungen, welche wir oben zu dem §. 22 und 103. u. gemacht haben, nämlich daß die hierin enthaltene Bestimmungen durchaus nicht ausführbar sind. Es ist auch bereits von dem königl. G. R. v. Welsch in seinen „Be- denken gegen das Prinzip der Specialität“ auf überzeugende Art dargethan worden, sowohl daß der GesetzEntwurf wirklich nicht anders als auf die angegebene Art verstanden und ausgelegt wer- den kann, als auch daß diese Bestimmung eine zu weit getriebene gänzlich unausführbare Aus- dehnung des Prinzips der Specialität enthält.

Zum §. 129 und 192. Auf die Gefährlichkeit der in diesen beiden §§. enthaltenen Be- stimmungen, hat der königl. G. R. v. Welsch mit Recht aufmerksam gemacht. (Noch einige Bedenken S. 34 — 35.) Man vergl. die Bemerkung des LandRichters Puchta S. 73. ff.

Zum §. 149. Die hier ausgedrückte Bestimmung, daß das HypothekenAmt sorgfältig prüfen soll, ob der Gläubiger einen RechtsTitel zur Hypothek habe, scheint mit dem §. 96. in Wi- derspruch zu stehen, wo es heißt, daß dem HypothekenAmt die Prüfung der Gültigkeit und Rich- tigkeit des einzutragenden RechtsGeschäftes nicht weiter obliegen soll, als hiezu die Akten und Notizen im HypothekenBuch sich eingetragen befinden. Dieser §. 149. widerspricht wohl außerdem, wie wir oben gesehen haben, gerade zu dem §. 16. des GesetzEntwurfs.

Zum §. 161. Hier ist von einem Vorbehalte nachfolgender der näherer Bestimmungen die Rede. Dieses ist zu allgemein und unbestimmt ausgedrückt, besonders da die Motive anstatt auf nachfolgende, auf vorhergehende §§. hinweisen. Und hiemit schließen sich die Bemerkungen über den zweiten Titel des HypothekenGesetzes.

Dritter Abschnitt der dritten Abtheilung. Prüfung der Einführungsverord- nung. 1) Prüfung der GrundSätze derselben. Ueber die Einführungsverordnung sagt der An- trag des königl. Ministeriums folgendes. (Verhandl. I. Bd. S. 110 — 111.) Diese Verordnung, welche bestimmt, wann die HypothekenOrdnung selbst in Wirksamkeit gesetzt, wie sie in die bester- henden Institute eingeführt, und wie sie mit den schon erworbenen Rechten verschmolzen werden soll, macht den zweiten Haupttheil des dem Beirath und der Zustimmung der StändeVersamml-

*) Vergl. die Bemerkungen des königl. LandRichters Schafberger, und die Bedenken des G. R. v. Welsch, S. 25 bis 27. Wir wissen zwar, daß diese Schrift von einem gewissen Hans Kaspar Deutsch sehr grimmig angefallen worden, müßen aber bedenken, daß ein ehemals so geschähter Rechtsgelehrter sich als so tief herabgewürdigt erklären konnte, um ohne Bedenken zu so niedrigen Mitteln, als da sind, Verächtlichmachung und persönliche Beschimpfung der constitutionellen Prüfer des HypothekenGesetzes, seine Zuflucht zu nehmen. In Frankreich haben sehr angesehene RechtsGelehrte sogar das Prinzip der Publizität aufrechten können, ohne sich deshalb einer gemeinen Behandlung ausgesetzt zu sehen. Und wohin sollte es kommen, wenn man die von der Regierung ausgegangenen GesetzEntwürfe mit Terroris- mus durchzusetzen sucht?

lung vorgelegten Gesetzentwurfs aus. Es war hierbei sorgfältiger Bedacht darauf zu nehmen: 1) daß die neue Hypothekenordnung, sobald als es ohne Ueberladung der Schuldner und Gläubiger, und ohne Ueberladung der Gerichte mit Arbeiten geschehen kann, in Wirksamkeit gesetzt; 2) daß ein jedes schon bestehendes Gute, und, eben darum mit dem neuen Hypothekenrechte leicht vereinbares, Institut erhalten; 3) daß kein nach den bisherigen Gesetzen wohl erworbenes Recht verletzt; und 4) daß in der Ausführung selbst die Arbeit der Gerichte sammt den Handlungen der Beteiligten, so viel möglich vereinfacht und erleichtert werde.

Ob auf alle diese Punkte wirklich sorgfältiger Bedacht genommen worden, läßt sich schon nach dem bisher Gesagten, beurtheilen. Zu 1) Die Ueberladung der Gerichte mit Arbeit würde offenbar zu groß werden. (Vergl. Wellmer S. 14.) Zu 2) Unter die bestehenden guten Institute sind die bambergschen Lehen-Consenze, von welchen wir sogleich sprechen werden, nicht zu zählen. Zu 3) Die wohl erworbenen Rechte werden, was wir bereits zur Genüge entwickelt haben, durch das entworfene Gesetz auf das stärkste verletzt, namentlich die Rechte der Ehefrauen, Mündel und Curanden, dann der Besitzer von Generalhypotheken. Zu 4) Die Arbeit der Gerichte sammt den Handlungen der Beteiligten würden vielmehr verwickelt und erschwert, als vereinfacht und erleichtert, ja sie würden zu einem solchen Uebermaße gebracht, daß die Ausführung von selbst unmöglich würde.

Mit welchem Nachtheile es verbunden wäre, wenn die Generalhypotheken in Specialhypotheken umgeändert werden müßten, wird sich durch Nachstehendes ergeben.

Wird die Verschreibung des doppelten Werths, bei jeder Specialhypothek, als Grundlage angenommen — dieß ist aber gewiß gering berechnet, weil in vielen Fällen dreifacher Werth verlangt wird — so ist bei Umwandlung der General- in Specialhypotheken zu besorgen, daß der bei weitem größte Theil der Gutsbesitzer in Baiern zu Grunde gerichtet werde.

Der Referent kann dieses mit einer um so größeren Unbefangenheit behaupten, als er weder unmittelbar, noch mittelbar einen Nachtheil von der Aufhebung der Generalhypotheken zu befahren hat, und getrost jedermann auffodern darf, ihm dieses mit Grund zu widersprechen. (Dieß auf die boshaften Beschuldigungen des H. C. Deutsch.) Er glaubt, die aufgestellte Behauptung durch einige Beispiele am augenscheinlichsten erweisen zu können. Der Besitzer eines adelichen Gutes, welches z. B. 60,000 fl. werth ist, und ganz oder größtentheils aus Dominicalrenten besteht, hat noch 27,000 fl. Schulden auf demselben; nach allen vernünftigen Ansichten ist er also immer noch ein wohlhabender Mann, dessen reines Vermögen sich auf 33,000 fl. beläuft.

Nun wird das neue Hypothekenrecht eingeführt. Nach §. 20. ist ein Zehentheil der Dominicalien, folglich 6,000 fl. für die Ansprüche verpfändet, welche aus der Ausübung der gutherrlichen Gerichtsbarkeit entspringen können. Er kann jetzt nur noch verpfänden einen Werth von 54,000 fl. Diesen ganzen Werth muß er verhypotheciren, um die Gläubiger der 27,000 fl. zu decken, wenn diese billig genug sind, sich mit der doppelten Sicherheit zufrieden zu stellen. Nun ist er also schon so verschuldet, daß er mit einem Vermögen von 33,000 fl. nicht mehr 1,000 fl. aufnehmen kann; denn jeder Capitalist wird sagen, er finde hier keine hinlängliche Sicherheit mehr, der Güterpreis sey Veränderungen unterworfen, Kriege- und andere Unglücke könnten den Guts-Werth mindern u. s. w. Kurz der Mann, der 33,000 fl. reines Vermögen besitzt, ist auf einmal Creditlos gemacht. Verliert er aber nun auch nur 3000 fl. durch irgend einen Unglücksfall, so hat er hiedurch zugleich sein halbes Vermögen verloren, die Gläubiger haben ihre doppelte Sicherheit nicht mehr, sie kündigen auf. Niemand wird sich finden, der ihr Darlehen ablöst, der Schuldner muß also entweder auf wucherische Bedingungen, die ihn ins Verderben bringen, ein neues Darlehen eröffnen, oder er sieht sich gezwungen, seine Realitäten zur Befriedigung der Gläubiger zu verkaufen. Die Resultate solcher Verkäufe sind bekannt, man bekommt selten etwas mehr als die Hälfte des wahren Guts-Werths, und so kann in Folge der Einführungs-Verordnung ein FamilienVater, der 30,000 fl. und darüber besaß, durch einen etwas größern aber, um sein ganzes Vermögen gebracht werden.

Bei dem Bauer und Bürger ist der Nachtheil noch unendlich größer. Wie viele Gutsbesitzer aus dieser Classe giebt es nicht, die das älterliche Anwesen mit großen Lasten übernehmen, und sich doch allmählig emporarbeiten? Diese alle, gerade die industriösesten und achtbarsten Menschen, werden durch die Anwendung der in dem neuen Hypothekenrecht enthaltenen Bestimmungen zu Grunde gerichtet.

Wir wählen das von dem königl. G. F. N. v. Welsch in der angeführten Schrift aufgestellte Beispiel, gegen welches vorzüglich deswegen wenig einzuwenden seyn wird, weil es nur eine Verschuldung von 1/10, also nur von 1/10 über die Hälfte des Guts-Werths voraussetzt, welches vielleicht als der gewöhnliche Schuldenstand der Bauern angenommen werden dürfte.

Ein Bauer also, welcher ein um 10,000 fl. erkauftes ludeignes Anwesen besitzt, haftet in 4 Posten, dem A zu 1000 fl., dem B zu 1200 fl., dem C zu 1800 fl. und dem D zu 2000 fl.; zusammen 6000 fl. in der angegebenen Reihenfolge gerichtlich versicherte Posten, von denen jede bisher mit einer angemessenen Special- und noch überdieß mit der Generalhypothek gedeckt war, so daß, da der Schuldner die Zinsen richtig bezahlte, an eine Aufkündigung gar nicht gedacht wurde. Nun erscheint auf einmal die neue Hypothekenordnung nach dem so weit getriebenen Specialitäts-Prinzip. Da die Generalhypothek nun aufhört, so handelt wohl jeder Gläubiger klug, wenn er sich auf so viele VermögensTheile eintragen läßt, daß er wohl schwerlich Gefahr laufen kann, je etwas zu verlieren. Ihm hierin Schranken setzen zu wollen, würde offenbar die größte RechtsVerletzung seyn, weil demjenigen, welcher nach der bisherigen Legislation auf das Ganze Anspruch hatte, ohne das größte Unrecht wider seinen Willen ein Theil des Ganzen nicht aufgedrungen werden kann, mit welchem er nicht gedeckt zu seyn glaubt. Hat er nach den bisherigen Gesetzen das unbedingte Vorzugsrecht, so wird man es dem A ohne RechtsVerletzung nicht verwehren können, wenn er sich zur Deckung seines Kapitals ad 1000 fl. auf Grundstücke im Werthe zu 3000 fl. eintragen läßt. Nach demselben Maasstabe läßt sich B für seine 1200 fl. auf Grundstücke im Werthe von 3600 fl., und C für sein Kapital von 1800 auf die noch übrigen, auf 3400 fl. im SchätzungsWerthe angeschlagenen unbelasteten Grundstücke einschreiben, so, daß der 4te Gläubiger für sein beträchtliches Kapital von 2000 fl. kein freies Vermögen mehr übrig behält, und wenn er sich mit der Eintragung als 2te oder 3te Post auf vielleicht 10, 20 oder gar alle 40 Grundstücke nicht begnügen will, keinen andern Ausweg vor sich hat, als den der Aufkündigung und Abnahme seines Kapitals, womit aber auch unter 10 Fällen gewiß immer in 9 der Ruin des Schuldners verbunden seyn wird.

(Die Fortf. folgt.)

Beschluß des Antrages des Reichsrathes Freiherrn von Ruffin.

Dadurch, daß man den Landwirthen Gelegenheit verschafft, ihre Erzeugnisse vorthellhaft zu verwerthen, öffnet man ihnen zugleich eine sichere Quelle des Einkommens, was sie in ihrer Wirtschaft wieder mit Vortheil anwenden können, — ein Betriebskapital — wovon ich oben gesprochen habe. Je vielseitiger diese Gelegenheit ist, desto besser, desto mehr wird sich das Einkommen und mit diesem der ganze landwirthschaftliche Betrieb heben.

Es kann dem Staate nicht gleichgültig seyn, daß Erzeugnisse, die der vaterländische Boden eben so gut, wie das Ausland produziren kann, immerhin noch aus diesem um hohe Preise bezogen werden. Ich zähle hieher vorzüglich den Hopfen. Dieses Gewächs ist bei der so ausgedehnten Bierfabrikation des Landes ein sehr bedeutender Handelsartikel, der größtentheils aus Böhmen bezogen, aus Baiern eine Summe Geldes hinwegführt, die jährlich mehrere Millionen beträgt. Ich nehme z. B. nur an, daß 5000 Bräuhäuser in Baiern sind, und für jedes der Bedarf an Böhmer-Hopfen 600 fl. beträgt, so giebt das eine Summe von 3 Millionen.

Es ist keine Frage mehr, daß dieses Produkt nicht eben so gut in unserm Vaterlande, wie in Böhmen erzeugt werden könnte, wohl aber warum dieser einträgliche Handelszweig dem Auslande nicht ab, und dem Inlande zugewendet werde. Die Ursache liegt wohl ganz klar darin, daß man den Inländer nicht in dieselben Verhältnisse, wie den Böhmen zu bringen sucht. Dieser hat für sich Vorurtheil, und eine bereits begründete, von seinen Vorfahren erhaltene Anlage seiner Hopfen-Gärten, als ein Kapital, was der gegenwärtige Produzent nicht mehr zu verwenden braucht.

Was das Vorurtheil betrifft, daß böhmischer Hopfen besser, als inländischer sey, so hat sich dieses durch die gemachte Entdeckung, daß böhmische Händler inländisches Gewächs für Erzeugnisse ihres Landes nur zu oft verkauften, so ziemlich allgemein verloren. Der Schaden ist daher doppelt, der geldbedürftige bayerische Unterthan giebt um sehr niedrige Preise sein Produkt an den böhmischen Händler, und dieser verkauft es um hohe Preise, und führt dadurch das Geld ins Ausland.

Es übrig daher nur noch, daß man den Inländer in gleiches Verhältniß mit dem Auslande setze, d. i. daß man ihm die Aussicht gebe, die Kosten, die er auf die erste Anlage und Erhaltung der Hopfen-Gärten zu bestreiten hat, lohnend vergütet wieder zu erhalten. Dieses ergiebt sich, wenn der ausländische Hopfen mit einem hohen Imposte belegt wird, welcher die Konkurrenz mit dem Inlande nur in den Zeiten misrathener Erndten möglich machen wird. Man entgegne mir nicht, daß ein Verfahren dieser Art die Preise des Hopfens zum Nachtheil der Bierfabrikation in die Höhe treiben werde.

Sollte dieses auch der Fall seyn, so wird es nie lange dauern können, weil die durch Gewinn vermehrte Produktion des Hopfens bald wieder das Gleichgewicht zwischen Nachfrage und Angebot herstellen wird. Und endlich sollen wir einige nur kurze Zeit währende Unannehmlichkeit scheuen, um uns vom Auslande unabhängig zu machen, und Millionen dem heimischen Ackerbau zu erhalten? Ich sehe hier nicht die Möglichkeit einer Alternative. Dieselbe Verschaffenheit hat es mit Branntwein und Käse. Nimmt man 2000. Schweizeereien an, die Erzeugniß einer eden des Tages zu 50 Pfund Käse, also 1000. Zentner des Tages, und 305,000 Zentner des Jahres, den Zentner zu 20 fl., macht sieben Millionen dreimahlhundert tausend Gulden. Weiters sechs tausend BranntweinBrennereien, wovon jede des Jahres 100 Eimer erzeugt, a 10 fl. den Eimer, macht sechs Millionen. Rechnet man hinzu den Hopfen mit drei Millionen, so ergiebt sich eine Summe von sechzehn Millionen dreimahlhundert tausend Gulden. Ein schönes Betriebskapital für die Landwirthe Baierns, was jährlich mehr eingenommen werden könnte, wollte die Regierung nach dem Beispiele anderer angrenzender Staaten, alle die Produkte, welche das Inland reichlich erzeugt, und wovon wir dormalen vom Auslande überschwemmt werden, nur mit hohen Imposte belegen, so wäre dem Uebel gesteuert. So sehr ich von dem Grundsatze eingenommen bin, daß diejenigen Zweige der landwirthschaftlichen Industrie, welche als erstes Bedürfniß des Staates auch im Lande genügend erzeugt werden können, vor der verderbenden Konkurrenz des Auslandes gesichert werden möchten, so habe ich doch die Meinung, daß jenen Produkten, welche wir im Ueberflusse haben, aber im Lande noch nicht genug Verwerthung finden, der möglichste Vorschub zum Absatz im Auslande geleistet werden möge. (Schon oben, wo von der Ausfuhr des Getreides die Rede war, genügend ausgesprochen.)

Ich begreife daher nicht, wie man zum Beispiel auf die Exportation der veredelten Schaafe-Wolle (eines Industriezweiges, der sehr der Aufmerksamkeit der Regierung verdient) eines Produktes, welches im Lande noch wenig Abgang findet, den hohen Ausfuhrzoll von 10 Gulden pr. Zentner haben setzen können. Ich begnüge mich mit Angabe der dormal dringendsten Hindernisse des Ackerbaues, zu deren unverweilten Abstellung ich in Antrag bringe, auf dem konstitutionellen Wege Seine Majestät den König zu veranlassen:

- 1) die gesunkenen Preise des Getreides durch Erlass eines auf obige Vorschläge sich fustenden Gesetzes in die Höhe zu bringen;
- 2) die Mittel des Erwerbes des inländischen Landwirths, durch Ausschluß ausländischer Konkurrenz in Gegenständen des Bedarfes, welche der heimische Ackerbau reichlich zu liefern im Stande ist, zu wehren, oder durch Begünstigung der Ausfuhr in Zweigen, welche im Inlande keine günstige Verwerthung finden, zu befördern;
- 3) die Anlage der Kapitalien in die Landwirthschaft zu unterstützen, und
- 4) zur Abwehrung der viele Landwirthe gänzlich ruinirenden Auspflandung eine dem Geiste der Zeit und der Landwirthschaft entsprechende Abänderung der bestehenden Verordnungen vornehmen zu lassen.

Der hohen Kammer der Reichsräthe

München den 21. April 1819.

gehorsamster Freiherr von Ruffin, Reichsrath.

Ueber das Schul- : Gewerbs- : und Judenwesen.

Alle drei bezeichnete Gegenstände haben in den Verhandlungen der hohen Ständeversammlung der zweiten Kammer zu sehr umfassenden und interessanten Vorträgen, Aeußerungen und GegenAeußerungen Veranlassung gegeben, die günstige Resultate in der Gesetzgebung des Staates hoffen lassen.

Was das Schulwesen betrifft, so ist dessen Vervollkommenheit allseitig so warm ans Herz gelegt, und so umsichtig in Berathung gezogen worden, daß ein glücklicher Erfolg solcher Bemühungen der guten Sache auch gewiß zu Theil werden wird, zumal wenn erst für die Substanz der Schullehrer im Allgemeinen genügend gesorgt — und aus guten Seminarien für ihren Beruf hinlänglich befähigte Individuen herangezogen sind.

Auf die Sonn- und Feiertagschulen aber, deren Hauptzweck möglichst Ausbildung der Jugend zunächst für das staatsbürgerliche Leben sein soll, dürfte von den Inspektoren und auch von oben herab mehr Aufsicht und Sorgfalt zu verwenden seyn, als es geschieht. Denn der Unterricht in diesen Schulen wird oft nur zu sehr als Nebensache behandelt, und selbst durch unbequeme und unschickliche Zeit, in welcher derselbe hier und da Statt findet, viel zu überhastet, besonders dort, wo man ihn an Sonn- und Feiertagen morgens vor der Kirche abhält, statt daß ihm die Zeit nach dem nachmittäglichen kirchlichen Religionsunterrichte gewidmet seyn sollte.

In Betreff des Gewerbswesens wurde die Materie von allen Seiten auch hinlänglich beleuchtet; allein so sehr es zu wünschen wäre, daß die realen Eigenschaften so mancher Gewerbe, wie z. B. bei Tuch- und Schnitt- und Waarenhandlungen, Badergerechtigkeiten u. dgl., wie schon früher gegebene Verordnungen bezielten, ganz entfernt würden, deren Entstehung in dem Kunst- und Monopoliengeiste zu suchen ist: so ist doch dem Durchgreifen in der Sache durchaus das zu berücksichtigende Hinderniß entgegen, daß vielfältig Realgerechtigkeiten unter allerlei lästigen Titeln in das Eigenthum der Besitzer übergegangen, welches Verhältniß, wenn es streng nachgewiesen ist, doch nur unter folgenden Rubriken aufgelöst werden könnte: a. wenn der Berechtigte seine Kunst oder sein Geschäft, das von ihm in realer Eigenschaft besessen oder erworben worden, freiwillig aufgibt; b. wenn derselbe die Befugnis, welche mit der Realgewerbsberechtigung versehen war, an ein die Kunst oder das Geschäft nicht erlerntes Individuum veräußert; c. wenn solcher unterläßt, binnen eines gewissen Zeitraums das Gewerbe zu versteuern, und einen z. B. dreijährigen Rückstand aus Nachlässigkeit und durch vorsätzliches Verschulden zusammenkommen ließe; endlich d. in dem Fall, wenn ihm sogenannte lachende Erben in den Besitz folgen.

Hinsichtlich der Juden und deren bürgerlichen Verbesserung wurde in der Welt schon so viel geschrieben und vorgeschrieben, daß man damit ganze Bibliotheken anfüllen könnte; aber doch glückte es nicht dem jüdischen Nationalcharakter im allgemeinen, eine andere und bessere Richtung zu geben. Das Edikt vom Jahr 1813 hat es unstreitig gut mit ihnen gemeint; aber noch ist die Vorliebe dieser Fremdlinge, bloß zum Geld- und Schacher- und Hausirhandel fast allenthalben, nur vorherrschend, mithin die angeborene Neigung hierin bei ihnen sich gleichbleibend. Nirgends im Königreiche wird sich das reine Beispiel finden, daß eine Judenfamilie sich wie andere Menschen auf eine erwerbende Befugnis, was das angeführte Edikt begünstigt, in der Absicht niederlassen möchte, um auch im Schweiße seines Angesichtes sich Brod und Unterhalt zu verdienen. Worin der Grund dieser Insoienz liegt, wurde von einigen Rednern der hohen Ständeversammlung sehr umsichtig entwickelt; aber die Folge sie zu beseitigen, dieß ist das schwere Problem. Es wird auch vorgeschlagen, man solle die Juden hierüber selbst hören, aber das würde wenig helfen.

Zuerst trachte man den entstellten und ausgearteten Judaismus von den unendlichen Zusätzen und verhöbrenen Erklärungen der Talmudisten, Rabbinen und Schriftgelehrten älterer und neuerer Zeit zu reinigen, und die Juden zum Gebrauche der deutschen Sprache in ihren Synagogen und auch beim Unterrichte der Jugend anzubahnen, und es wird sich vieles in der religiösen und moralischen Bildung derselben ändern. Auf keine Weise würde es indessen, sagt Herr H. S. Pappenheimer in seinem bekannten Schreiben an Herrn v. C. in C. u. *) etwas helfen, wenn man die Juden-Gemeinden oder Rabbiner offiziell über das, was ihre Religion zuläßt oder nicht, vor der neuen Verordnung befragen wollte. Es ist schwer, fährt derselbe fort, ja fast unmöglich, ein einstimmiges Urtheil von den Juden über das, was ihre Religion in Collisionen-Fällen erlaubt oder nicht erlaubt, zu erhalten. Denn jeder Jude ist Schriftgelehrter, und gewissermaßen Theologe, der selbst über Religions-Sachen absprechen und urtheilen darf, wobei natürlich ewige Widersprüche und entgegengesetzte Meinungen, und gerade über die wichtigsten Punkte nicht zu vermeiden sind.

In der Landtagszeitung 6. Heft Nr. 142. S. 603. sagt ein verehelter Abgeordneter: „Religions-Dogmen, die sich mit dem Zwecke des Staates nicht vertragen, müßten die Juden aufgeben, oder aus dem Staate weichen. Hätten sie z. B. den Grundsatz, daß sie Christen bezeugen dürften, was derselbe jedoch nicht glaube, so müßte dieser Grundsatz oder sie selbst weichen.“ Zur Berichtigung des Zweifels, welcher mit dieser Aeußerung in Verbindung gesetzt worden, diene folgender Auszug aus einem Buche, **) worin man es wohl nicht sucht. Bis auf unsere Zeiten (nemlich) heißt es dort, brachten die Juden praktisch in Ausübung, was ihre Rabbiner vom Wucher theoretisch lehren, und ihnen als Grundsatz einprägen. Denn so sagt der Rabbi Levi ben Gerson in seiner Auslegung über die fünf Bücher Moses fol. 234. col. 1.: „Die Worte: an dem Fremden sollst du wuchern, sind ein befehlendes Gebot. Dieweil derselbe Abgötterei treibt, so hat uns das Gesetz auferlegt, ihm auf Wucher zu leihen, wenn er von uns entlehnen will, auf daß wir ihm allen möglichen Schaden verursachen, dadurch wir nicht Unrecht thun.“ Und hiermit stimmt auch der Rabbi Mosche ben Majemon in seinem Sapher mizroth fol. 43. col. 4. überein, wenn er schreibt: „Das hundert und acht und neunzigste Gebot ist, von einem Goy (das ist ein Christ) Wucher zu begehren, und daß wir alsdann erst ihm leihen, so daß wir ihm keinen Nutzen schaffen, und keine Hilfe leisten, sondern ihm Schaden zufügen sollen, auch gar in einer Sache, in welcher wir mit ihm Nutzen haben; gleichwie wir gewarnt sind, daß wir einem Israeliten solches nicht thun sollen.“

Solche widrige, alles moralische Gefühl in der jungen Juden-Seele erstickende Lehren müssen demnach kraftvoll durchaus ausgerottet werden, und dann erst ist Annäherung des Israeliten zum staatsbürgerlichen Leben zu erwarten, dann erst werden ihm volle Rechte der Gesellschaft, in welcher er lebt, zu Theil. Bis dahin aber bleibe man sorgfältig bei den Proben, und bei dem zur Zeit in Ansehung der Juden bestehenden beschränkten Verordnungen stehen, und dieselben können sich mit Grund darüber nicht beklagen.

*) f. C. Henle in dessen Abh. die Verfassung der Juden im Königreiche Baiern und die Verbesserung derselben zum Nutzen des Staates. München 1811 mit Hübschmann'schen Schriften. S. 51.

**) Geheimnisse aus der Geisterwelt u. s. w. heißt Bemerkungen über phys. und polit. Gegenstände zur Widerlegung ungegründeter Meinungen und Vorurtheile u. s. w. Art. Juden. S. 178. n. 179. Frankfurt. 9. M. in d. Andriä'schen Buchh. 1795.

Beschluss der neuen Schriften, die Hypotheken-Ordnung betreffend.

Um aber von den Schwierigkeiten zu überzeugen, welche bei der Umwandlung der Generalhypotheken in Specialhypotheken sich ergeben, wollen wir ein einziges Beispiel setzen. Peter Lang ist dem Johann Weber für einen am 20. Dez. 1796 erkauften Acker einen Kaufschillingsscheit von 300 fl. schuldig geblieben, wofür im Kaufbrief der Acker in specie, und überdies auch das Vermögen des Peter Lang in genere verpfändet wurde.

Am 3. Julius 1804 übernimmt Peter Lang vermöge Erbschuldung das Bauerngut seines Vaters mit der Verbindlichkeit, jedem seiner zwei Brüder Joseph und Veit Lang 2000 fl. als väter- und 400 fl. als mütterliches Erbtheil zu bezahlen; dafür wird das Bauerngut in specie, und das Peter Lang'sche Vermögen in genere verpfändet sine nov. prior. Hypo. vom 3. Jun. 1768, Tag der Verchlichung des Vaters.

Am 2. Dezember 1818 kauft Peter Lang von Joseph Matt eine Wiese für 800 fl., verpfändet sie dem Verkäufer in specie, und noch in genere sein ganzes Vermögen.

Nun geräth er in Concurs. Dem Joseph Matt gebührt das Vorrecht auf die Wiese, dem Joseph Weber auf den Acker, den Brüdern auf das Bauerngut, dem Joseph Matt die Hypothek auf die übrigen Theile seit 2. Dez. 1818, dem Tag der Eintragung der Generalhypothek, dem Joh. Weber seit dem Tage der Acquisition jedes Theils, dem Jos. und Veit Lang seit 1768. Wie sind nun die Generalhypotheken in Specielle zu verwandeln?

Wir fügen noch einige Bemerkungen über die Aufhebung der Generalhypotheken bei, um zu beweisen, daß diese Aufhebung für die gegenwärtigen Besitzer solcher Hypotheken ein Eingriff in die wohl erworbenen Rechte sey.

In Alt-Baiern bestehen noch die Generalhypotheken im ausgedehntesten Sinn, im Rhein-Kreis giebt es, wie der Bericht der Regierung von Speier sagt, mehr General- als Specialhypotheken. Auch in den Landes-Theilen, wo das preussische oder österreichische Recht herrscht, gelten sie mit gewissen Beschränkungen. Der Gesetz-Entwurf hebt nun mit einemmale die Generalhypotheken insgesammt auf.

Soll es kein Eingriff in das Eigenthum seyn, wenn die wohl erworbene Generalhypothek ihrem Besitzer gänzlich abgesprochen wird?

Es wird zwar im Antrag des königl. Justiz-Ministeriums eingewendet, daß dieses darum kein eigentlicher Verlust sey, weil die Einführungs-Verordnung im §. 7. jeder Forderung ihr bisheriges Vorzugsrecht zusichert. Dagegen aber ist zu bedenken:

1) Die Generalhypothek ist nicht in Rücksicht auf die Priorität allein zu betrachten, auch ihr Object, ihr Umfang, ihre Wirksamkeit muß in Erwägung gezogen werden; nur das ist doch klar, daß durch gesetzliche Abschaffung der Generalhypotheken alle diejenigen, welche sich nebst der Specialhypothek eine Generalhypothek bedungen hatten, an der Ausdehnung, am Umfang ihres Rechts, folglich sehr wesentlich an ihrer Sicherheit verlieren.

2) Erleiden sie einen wesentlichen Verlust durch die im Gesetz-Entwurf beschränkte Wirkung der Generalhypothek, indem nach dem bisher in Alt-Baiern geltenden Gesetze jeder Generalhypothek-Gläubiger die actio hypothecaria gegen den dritten Besitzer anstellen konnte, welches wichtige Recht ihm der Entwurf gänzlich benimmt.

3) Wird selbst das Vorzugsrecht von der Eintragung abhängig gemacht, was zwar der nicht ganz deutliche §. 7. der Einführungs-Verordnung nicht klar ausdrückt, die Motive aber (S. 150.) deutlich entscheiden.

4) Der Gesetz-Entwurf selbst berührt den Fall, daß die beschriebene Specialhypothek zu Grund gehe, oder ihr Umfang wesentlich vermindert werde (§. 18.)

In einem solchen Falle half bisher dem Hypotheken-Gläubiger seine gleichzeitige Generalhypothek, wo hingegen der Gesetz-Entwurf ihm nur das Recht giebt, sich eine neue Specialhypothek bestellen zu lassen, was in den meisten Fällen nichts mehr helfen, und wodurch also der Gläubiger seine ganze Forderungssumme verlieren wird.

Gesetzt aber auch, die Generalhypothek gewährte die größere Sicherheit nicht, die man ihr bisher zuschrieb, — hat denn der Gesetzgeber das Recht und das Interesse, in Sachen der Meinung, von welcher doch offenbar der Credit allein abhängt, seine, die bisherige selbst erschaffene und genährte Meinung verlegend, Theorie den Staats-Bürgern zum Nachtheil ihrer wohlverworbenen Rechte als Gesetz aufzudringen? Man möchte dieses wohl bezweifeln, besonders wenn eine solche Aenderung nur der Consequenz und dem System zu Lieb geschehen solle, wenn ausser dem nichts vorliegt, was eine solche Härte des Gesetzes rechtfertigen kann, endlich (und dieses ist der stärkste Grund), wenn andere Gesetzgebungen, ungeachtet der Einführung von Hypotheken-Büchern, doch diese Strenge und Unbilligkeit zu vermeiden gewußt haben. Wir weisen deshalb auf den oben (II. Abtheilung §. 1.) aufgestellten allgemeinen Grundsatz zurück, daß, wenn von Einführung eines neuen Hypotheken-Buches die Rede ist, die früheren Gesetze und Rechts-Verhältnisse berücksichtigt werden sollen, in so ferne es nur immer möglich ist, ohne den Zweck der neuen Gesetzgebung zu vereiteln. Und diese Berücksichtigung scheint um so mehr für die Generalhypotheken eintreten zu müssen, als sie sogar neben den gepriesenen Leben-Consenzen im Bamberg'schen Landrechtlich bestehen; siehe Mölling's Wünsche S. 37.

Wir können bei dieser Gelegenheit auch nicht enthalten, hier wieder eine vortreffliche Stelle der Motive des Herrn Staats-Raths v. Gönner (S. 133.) anzuführen:

„Nichts ist gefährlicher in der Legislation, als wenn man in guter Absicht, Ordnung und Sicherheit zu befördern, sich hinweisen läßt, das zur Wesenheit zu machen, was seiner Natur nach unrichtig oder rathlich ist. Dieses ist die Klippe der Legislation, das Streben nach dem unerreichbaren Bessern, und nach dem Ebenen der Berge. Daraus entstehen die vielfachen Complicationen, und fängt man einmal damit an, so sieht man kein Ende.“

Es läßt sich auch wirklich zum Voraus gar nicht ermessen, welche Widersprüche, Inconvenienzen und Anstände in der Ausführung vorkommen können, wenn Verhältnisse, die so lange rechtlich bestanden, plötzlich geändert werden, besonders bei dem Hypothekenwesen, welches alle

bürgerlichen Verhältnisse so nahe berührt, Ehe, Vormundschaft, Handel und Wandel, Staatsdienst u. s. w., so, daß es keine Classe der Staatsbürger giebt, die nicht mehr oder minder dabei theilhaftig wäre.

Es ist man daher so im Allgemeinen behaupten können, daß nur ein Feind des Wahren und Guten die GrundSätze des GesetzEntwurfs bestreiten kann? (Motive und Einleit.)

Ich weiß wohl, daß behauptet worden ist: „entweder diesen Entwurf oder gar kein HypothekenBuch“ (Puchta's Worte, Erfahrung S. 44.) allein dergleichen absprechende Urtheile sind selten gründlich. Die vielerlei von einander abweichenden GrundBuchs- und LandTafelPatente in Oesterreich, die preussische HypothekenOrdnung, die Remptner LandTafelOrdnung und so viele andere ähnliche Institute beweisen ja deutlich, daß die HypothekenBücher auf verschiedene Art eingerichtet seyn können.

Das wesentliche besteht nur darin: 1) daß HypothekenBücher eingeführt werden; 2) daß sie den vorgesezten HauptZweck, nämlich die größte Sicherheit in Verbindung mit dem größten Credit erreichen. Nur dasjenige, was unumgänglich notwendig ist, um diesen Zweck nicht zu vereiteln, soll man verordnen, mit der sorgfältigsten Schonung aller bestehenden Verhältnisse, und vor allem der wohlverordneten Rechte *). Dieß Recht zu schonen ist aber sehr leicht möglich, wenn man den gegenwärtigen Besitzern ihre Generalhypotheken beläßt, und nur für die Zukunft festsetzt, daß keine Generalhypotheken auf das sämtliche bewegliche und unbewegliche, gegenwärtige und künftige Vermögen mehr bedungen werden sollen. Hierdurch wird der Zweck des neuen Gesetzes erreicht, ohne die wohlverordneten Rechte zu verlegen.

*) Nur dann, wenn nach Möfers Ideal (s. patriotische Phantasien 4ter Bd. N. 56.) durch die HypothekenBücher alle ConcursProceße überflüssig gemacht werden könnten, würde man dem Systeme gerne Opfer bringen, weil alsdann der practische Nutzen überwiegend wäre.

Ueber die LehrArt der lateinischen und griechischen Sprache.

Baiern hat durch die VerfassungsUrkunde Teutschland ein schönes Beispiel der Fortschritte des ZeitGeistes gegeben; Max Joseph hat dem bayerischen VölkerStamme eine Constitution vorgelegt, und VolksRepräsentanten um sich versammelt, welche berufen sind, mit ihren Einsichten den hohen Zweck, der dem allgeliebten Könige so theuer am Herzen liegt, Wohl des Staates auf immer herbeizuführen, und zu befestigen.

Es giebt da freilich manches, welches ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wird; allein die Schulen ist keiner der letzten Gegenstände, welche ihrer Rücksicht würdig sind.

Es wäre lächerlich, sich über die neue Terminologie, mit welcher die verschiedenen Klassen dormalen bezeichnet sind, herauszulassen; man taufe das Kind, wie man will, wenn nur das Mittel zum Zwecke führt. Allein hieran fehlt es am meisten, und es wäre doch schön, unserm NationalStolze dadurch neue Nahrung zu geben, und der erste teutsche Stamm zu seyn, der das Ding am rechten Orte angegriffen hat, — „der nach dem rechten Zweck auf rechtem Wege zieht.“

Ich bin auch weit entfernt, einen neuen SchulPlan, d. h. eine neue SchulEinrichtung vorlegen zu wollen; die bisherigen haben bewiesen, daß alles menschliche Nachwerk viel Gutes, und viel Ungereimtes in sich faßt, daß es nichts Vollkommenes giebt, und daß daher vielfältig das Ganze auf Ueberzeugung einiger Wenigen, vielleicht eines Einzigen beruhet, dessen Eigendünkel Vollkommenheiten träumt, welche andere in seinem Plane nicht finden können, ihn daher zerhacken und zerfleischen, und am Ende doch nichts erwecken, als gegen die bestehende Einrichtung Mißtrauen zu erwecken, ihre Kraft, das Gute, das sie hat, zu beschwichtigen, und mehr übel, als gutes stiften, während der Protektor in's Häuschen lacht, und seinen Willen für Gesetz gelten läßt, was so oft den Inbegriff höherer Entschliessungen auf, nicht ohne Grund gestellte Anfragen, ausmacht.

Bei jeder Einrichtung sollte auf den Zweck gesehen werden. Warum lernen wir eine Sprache? Ich denke, nur aus zwei Ursachen: entweder die Werke, welche in dieser Sprache geschrieben sind, zu verstehen, oder um die erlernte Sprache selbst zu sprechen, und in selber zu schreiben.

Wenn wir nun diese Ansicht auf das Lateinische und Griechische anwenden, so wird sich bald die Unrichtigkeit der heutigen LehrArt zeigen. Lateinisch sprechen, in Latein schreiben, war der Fall der ehemaligen Gelehrten in der Jurisprudenz, Arzneikunde, Theologie u. a.; denn diese Wissenschaften durfte Niemand in einer andern Sprache entheiligen, alle Werke dieser Art mußten in Latein geschrieben seyn, sogar das teutsche Recht, das LehenRecht, das FürstenRecht mußte latein abgehandelt werden, wenn man auch schon zu den schrecklichsten Barbarismen seine Zuflucht nehmen mußte, um verstanden zu werden, wovon man sprechen wollte; und wer kennt nicht die Absurditäten, die sich in das lebendige Recht in praxi übertragen haben, bloß weil man das Ding lateinisch genannt, und daher die richtigste RechtsEntscheidung im römischen Rechte aufgefunden zu haben glaubte, weil man ein ganz teutsches Institut, wovon die Römer keine Idee hatten, lateinisch genannt, und die nämliche Benennung im römischen GesetzBuche gefunden hatte?

Gottlob sind wir jetzt über diese Kezerei hinaus, die Mode hat aber ihre Herrschaft auch über dieses Gebiet ausgebreitet; nun muß Alles griechische Namen haben, das geht bis auf die geringsten KinderSpiele herab; ich bin sicher, daß, wenn es so fort geht, wir bald griechische AushangSchilde haben werden, so wie es in Teutschland keine SilberSchmiede, sondern SilberArbeiter, keine Schneider, sondern nur KleiderMacher, keine Kanzellisten, sondern KanzleiOffizianten giebt, u. d. gl. — so läßt sich darauf wetten, daß wir bei dem mindesten neuen Schmitte eines Oberkleides keine surtouts, sondern nur himations, bei dem mindesten pikanten Zusage keine Bratwürste mehr, sondern des allas haben werden; unterdessen das ist bloß Mode, und unterliegt daher auch ihrer schnellen Vergänglichkeit. Eben so ist auch der Gebrauch verschwunden, daß auf den öffentlichen Schulen die höhern Wissenschaften bloß latein tradirt werden; unsere heutigen Professoren sind froh, wenn sie sich mit ihrem Teutschen durchhelfen; es ist kein Vorwurf mehr, ein teutscher Michel zu seyn! auch aus der Diplomatie ist das Latein verbannt, und dafür durchgehend das Französische angenommen.

Zum Schreiben und Sprechen bedarfen wir daher weder das Latein noch Griechische mehr, den einzigen römischen Stuhl ausgenommen; allein weder ist das Verhältniß mit ihm so allgemein, unterwürfig, daß selbstständige Regenten ihn nicht sollten zwingen können, auch seine Konkordaten in der LandesSprache abzufassen; weder ist die Berührung mit ihm so mannigfaltig, daß man nicht leicht Jemand sollte finden können, der sich mit einigen Barbarismen durchhelfen würde, wie

es noch in den neuesten Konkordaten geschieht, noch weniger giebt es aber in Rom selbst lauter Ciceronen — zudem wird ja alles selbst mit dessen GeschäftsTräger in einer lebenden Sprache debattirt; und endlich möchte das Problem nicht schwer zu lösen seyn, ob die römische Curie mit ihrem KirchenLatein wohl den Zwang aufwiege, welcher der Jugend eines ganzen WeltTheils angethan, und die beste Zeit zu einem so widersinnigen Zwecke vergeudet würde? Man sagt vom Cardinal Bembo, der ein sehr großer Lateiner war, er habe weder die Bibel gelesen, noch das Brevier gebetet, aus Furcht den Geschmac für gute Latinität zu verlieren.

Wäre es aber auch, daß wir lateinisch — vom griechischen kann schon nie die Rede seyn — wäre es aber auch, daß wir das Lateinische zum Sprechen bedürften, wozu nützt uns das Versetzmachen? Wozu die lateinischen Reden für Jünglinge, die noch keine umfassenden Begriffe, keine Geschichte, keine NaturGeschichte, keine Erfahrung, noch keine, oder wenige eigene Abstraktionen haben können, woher sollen diese ihre Gedanken, woher ihre Bilder, woher ihre Gegenstände, woher das alles nehmen, was zu einer Rede nöthig ist? Und dann gar die Verse! Der Dichter wird geboren, und kein Professor in der Welt ist im Stande, durch sein ganzes Leben hindurch auch nur einem einzigen Schüler des ganzen Universums einen einzigen neuen und eigenen poetischen Gedanken zu geben, zu lehren, beizubringen; aber ebendaher das viele Reimen, und die Eigendünkel so vieler Dichterlinge, welche sich einbilden, Dichter zu seyn, weil sie Prosa in Reimen brinsgen können.

Warum sind beinahe alle unsere vaterländischen Dichter protestantischer Religion? Hätten diese ReligionsVerwandte nicht angefangen, ihre MutterSprache mehr auszubilden, so würden sie eben so weit zurückgeblieben seyn, als die Katholiken, welche die römische Curie, die Jesuiten und Mönche in die lateinische Schule trieben, und da allen Schwung feuriger Jugend mit lateinischer Phrasenmacherei erstiften.

Lernen wir doch die lebendigen Sprachen bis zur Vollkommenheit, ohne daß es einem SprachMeister nur von weitem einfiel, seine Schüler Verse machen, oder ganze Orationes zusammen schmirren zu lassen. — Wenn auch Aufträge eine der besten und dankbarsten SprachLebungen sind, so muß ja dieß nicht gerade im Latein, — wird der Schüler in seiner MutterSprache, oder in einer andern lebenden Sprache nicht leichter hübsche Gedanken, glücklichere Wendungen, erhabene Bilder finden, als in einer todten Sprache, wo er erst die Worte auffuchen und finden muß?

Ein erhabener Gedanke bleibt zwar in allen Sprachen erhaben, allein seine Wirkung liegt meistens nur in der Wendung, die man ihm giebt; die wird in einer lebenden Sprache weit leichter gefunden — der Schüler braucht also eben daher weniger Zeit, weniger KraftAufwand, weniger Anstrengung, um seine Sprache auszubilden und zu vervollkommen, als zu dem ihm bis zum Eckel eingekauten Latein!

Das Latein und das Griechische ist uns daher bloß zum Verstehen notwendig — sollte die liebe Natur in ihrem zufälligen Abspringen noch einen griechischen oder lateinischen Dichter hervorbringen, so wird es ihm genug seyn, die Schriften eines Homer, eines Horaz zu verstehen, die Gedanken werden ihm von selbst kommen, und die schönen Redensarten wird er durch Abstraktionen finden, er bedarf deswegen in der Schule keine Verse machen — und am Ende, was würde uns ein solcher Dichter nugen, welchen Genuß wird er uns gewähren? Wird er besser als ein Horaz oder Virgil seyn, und wie viele werden ihn verstehen? Und die ihn verstehen, würden sie von ihm nicht noch erhabener Gedanken, als jene seiner Vorfahren fordern?

Findet einer am Griechischen oder Lateinischen Geschmac, so wird er sich schon selbst ausbilden, wenn es kein Nutzen, sein Geschäft, sein Stand erfordert, oder seine LieblingsBeschäftigung ist.

Man berechne nun, welchen erstaunlichen ZeitRaum wir gewinnen, wenn wir alle diese Nebensprünge weglassen, und uns bloß aufs Verstehen verlegen; und wie wenig Nutzen — literarische Unterhaltung ausgenommen — schaffen uns diese Sprachen? Die römische päpstliche Theologie mag noch das einzige Studium seyn, das Latein erfordert, und über welches vielleicht noch in Latein geschrieben wird. Allein welcher Abstand zu dem heutigen Studium der Theologie, und jenem der vorigen Jahrhunderte?

Die Philosophie wird ohnedies teutsch gegeben, und über dieselbe bloß in lebenden Sprachen geschrieben. So auch über die Medizin, über die RechtsKunde, u. s. f. — und jene Bücher, welche nicht nur über diese, sondern über eine Menge anderer Wissenschaften in Latein geschrieben sind, gehören unter die sogenannten alten Schunken, weil es offenbar ZeitVerlust wäre, dieselben lesen zu wollen.

Unser Ganzes hat sich so geändert, daß alle schulphilosophische, juridische, theologische, zum Theile auch die medizinischen Bücher, alles staatsrechtliche, das LehenRecht, das kanonische, das teutsche Recht, kurz alles als unnützes Zeug angesehen, und ohne den mindesten Schaden verbrannt, oder den Käsekrämern überlassen werden darf.

Und doch sind unsere Schulen so eingerichtet, als wenn wir lauter lateinische und griechische Redner, SchriftSteller und Poeten ziehen wollten; der nützliche Staatsbürger, der aufgezärltere Mitmensche wird ganz darüber vergessen, — Künste, Wissenschaften, Talente, KörperGeleutigkeit, auf welche die Griechen so viel hielten, werden wegen ein Paar lateinischer Phrasen bei Seite gesetzt, und daher müssen auch die Studenten lauter Juristen und Theologen werden, weil sie sonst gar nichts gelernt haben, nichts wissen, und nichts treiben können. Selbst ihre Muttersprache kennen sie nicht, ihre HandSchriften sind wahre Hieroglyphen, ihre Haltung plump und ungeschickt, an fremde Sprachen, an Talente, Musik, Zeichnen, Mahlen, Fechten, Tanzen, Reiten ist gar nicht zu denken, wo soll der Schüler heut zu Tage Zeit dazu auffinden? Wie viele Talente werden da nicht das Opfer einer Paar elender lateinischen und griechischen Phrasen; wie viele Talente gehen da nicht verloren? Oder fehlt es an Beispielen, daß Jünglinge von ausgezeichneten Talenten das Consilium abeundi von den Schulen erhielten, weil sie einen unüberwindlichen Eckel vor dem Latein fühlten? Ist es nicht eine Schande, wenn bei ConcursPrüfungen, folglich bei absolvirten Juristen und mehrjährigen RechtsPraktikanten die bittersten Bemerkungen über ihre Sprach- und SchreibFehler gemacht werden müssen? Und wenn man sie erst noch auf das SchulStreckenPferd setzen würde! Man darf annehmen, daß unter zehn keine drei eine lateinische Phrase vorbringen können, und doch mußten sie sich 5 — 6 Jahre lang die Nägel daran abbeißen.

Man frage unsere Legion von Angestellten, was ihnen ihr Latein genützt hat? Was würde aus jenen geworden seyn, die, wie man zu sagen pflegt, auf und auf die Erstbesten waren, wenn sie sich nicht ausschließlic mit dem Latein und Griechischen hätten abgappelt müßten! Ist es

nicht vielmehr eine Schande für uns Deutsche, wenn in der Residenz eines deutschen Fürsten, bei dem Beilager eines deutschen Fürsten mit einer deutschen Prinzessin die Leucht-Schriften einer Ura- demie der Wissenschaften in Deutschland Latein waren, so daß man annehmen darf, daß sie der Tausendste nicht verstand?

Wir sind mit unserer Lehrart weit über ein halb Jahrhundert zurück, wir quälen unsere Jugend mit Sprachen, die ihnen wenig nützen, die sie wenig oder gar nicht brauchen; wie viele Gelehrte giebt es nicht, die französisch, italienisch, englisch, lesen, verstehen, und sogar die Schönheiten dieser Sprachen fühlen, und genießen, und ihr Lebtage keinen Vers, keinen Reim, keine Rede in diesen Sprachen gemacht haben, — sie könnten einem nicht einmal einen guten Morgen in einer solchen Sprache geben — sie würden daher auch das Lateinische und Griechische auf die nämliche Art in späteren Jahren gelernt haben, wenn sie in ihrer Jugend statt derselben jene Sprachen statt diesen erlernt hätten. Es heißt, diese zwei Sprachen sind am meisten kultiviert, ohne sie könnte man keine andere Sprache gründlich lernen.

Warum kultivieren wir denn unsere Muttersprache nicht besser? Wer könnte läugnen, daß die französische Sprache nicht eben so kultiviert ist? Nur kennen diese Herren die vortrefflichen Grammatiken, Synonymen, Gallicismen und dergleichen Werke nicht. Die Griechen und Lateiner waren freilich unsere Vorgänger, weil sie sich früher darauf gelegt haben; wir werden daher auch bei der größten Vollkommenheit und Originalität nur als ihre Nachahmer dastehen; allein, dafür können wir nicht; nur laßt uns nicht zu ihren Nachahmern werden. — Hat die englische, die französische, die deutsche Sprache weniger Originalität, weniger Kraft im Ausdrucke, weniger Beugung in ihren Wendungen, als die Lateinische und Griechische, oder haben diese Sprachen nicht so vortreffliche Schriftsteller, nicht so ausgezeichnete Dichter, nicht so unwiderstehliche Redner, als die Römer und Griechen hatten? Und sey es, daß diese Sprachen an und für sich einen Vorzug haben, was nützt das uns? Würden wir Chinesisch oder Japanisch lernen, wenn diese Sprachen noch größere Vorzüge hätten, da wir sie nirgends anwenden können, und der Nutzen wo wir sie brauchen, das Opfer nicht aufwiegen könnte, das man ihnen bringen müßte.

Warum hat die französische Sprache so überall durchgedrungen, so allgemeine Aufnahme gefunden? Bloß durch ihre natürlich richtige Konstruktion, durch das gefällige in ihren Wendungen, durch das Witzige ihrer Ausdrücke — man kann im französischen mit sehr geringer Anstrengung äußerst höflich seyn, on peut être poli à peu de frais, ohne in das überspannt erniedrigende Steife zu verfallen, das die deutschen Höflichkeitssicherungen an sich haben; man hat im französischen so viele Phrasen, die im Grunde gar nichts sagen, daß sie jedem, der wenig zu sagen weiß, zur großer Behaglichkeit dienen, und wenigstens für einen Menschen paßiren machen, den man in der Gesellschaft wohl gedulden mag; es liegt so viel Witz in der Sprache selbst, daß zu verlässig sich mancher selbst witzig glaubt, was doch im Grunde nur glückliches Gedächtniß und richtige Sprachanwendung ist; es mag wohl im Griechischen und Lateinischen auch viel Sprachwitz liegen, allein wozu taugt es uns? Er gehet sogar für diejenigen verloren, die trotz einem Cicero Lateinisch sprechen; denn wo könnten sie ihn anbringen? Und für den, welchen man in den Büchern findet, braucht man sich nicht so abzuseiden, man fühlt ihn seiner Zeit doch, oder — verliert nicht so viel daran, als man durch die heutige Lehrart an Zeit und Anstrengung, und Vernachlässigung anderer Wissenschaften verloren hat.

Das Ding kommt mir gerade wie der GeneralBaß vor, wer diesen nicht weiß, kann nicht komponiren, ja nicht einmal recht auf dem Klaviere akkompagniren — wenn man nun allen Jünglingen, wovon mit der Zeit der eine Oboe, der andere die Trompete, oder das Waldhorn blasen, oder die Pauken schlagen soll, Jahre lang mit dem GeneralBaß quälen wollte, wer könnte diese Lehrart gutheißen? — Es würde da freilich wie bei dem Latein gehen, wer den GeneralBaß gut lernen würde, würde auch richtiger komponiren und akkompagniren können, könnte aber doch ein sehr schlechter Lautenschläger, FlötenBläser werden, und würde er auch in diesen Instrumenten gut fortkommen, so hätte er es nicht so viel seinem GeneralBaß, als seinem Fleiße und seinem Talente zu danken, würde es aber auf seinem Klavier gewiß noch weiter gebracht haben, wenn er sich gleich darauf verlegt, und nur so viel vom GeneralBaß gelernt hätte, daß er die Zeichen verstanden hätte, die beim gewöhnlichen Vortrage vorkommen. Würden die lateinischen oder griechischen Klassiker das geworden seyn, was sie waren, wenn sie nicht in ihrer Muttersprache geschrie- ben, und ihre Zeit mit einer andern todten Sprache verloren hätten? Das Griechische war bei den Römern ungefähr das, was uns das Französische ist, es war damals keine todte Sprache.

Lassen wir also unsere Poetik und Rhetorik, unsere untere, mittlere, und Obermittel- und Untermittelklasse (obere — untere Mittelklasse? ! :) und lernen wir Latein bloß zum Verstehen, richten wir unsere Lehrart auf den geschäftstreibenden Staatsbürger ein; wir entsehlen unsere Jugend nicht nur von einer quälenden Marter, sondern wir geben ihnen dadurch auch Selbstenheit, ihre Studien mit mehr Leichtigkeit, mehr Vergnügen und weit größerem Nutzen für sie und den Staat zu beendigen.

Unsere Schulanstalten werden dadurch in Stand gesetzt werden, andere nützlichere Lehrer anstellen zu können, und unsere Muttersprache wird unendlich dabei gewinnen; man wird deutsche Redner bilden können, die für das Wohl des Vaterlandes in dem Kreise der Landes-Deputierten mit ausgedehnter Wohlredenheit die Wünsche der Staatsbürger vortragen, und mit gründlicher Beredsamkeit Vorschläge widerlegen können, die sie und das Vaterland sonst theuer küssen müßten. Beschränken wir daher unsere Lehrart der lateinischen und griechischen Sprache bloß aufs Verstehen, und lassen wir alle die Firtisanzereien weg, die zu nichts führen, zu nichts taugen, zu nichts nützen.

Ob ich weiß, wann man ne, ut, oder quod setzen müsse, oder es auslassen könne, ob der ablativus absolute positus gebraucht werden müsse, macht mich um kein Haar glücklicher als ich bin, da ich voraussetze, daß ich weder Latein schreiben noch reden soll, genug wenn ich weiß was ne, ut, oder quod heißt, und daß die durch einen solchen Ablativ gesetzte Redensart im Deutschen auf diese oder jene Art gedeutet werden müsse; bei dem Uebersetzen selbst braucht man nur die besondere Redensarten der Lateiner den Schülern zu erklären, und sie darauf aufmerksam zu machen; ist es im Grunde nicht besser, weder ein ut noch ein ne zu kennen, als einen GeschäftsAufsatz mit: da, die, der, das, in, u. s. f. anzufangen? Und vielleicht ist doch der, welcher diese zierliche Phrase schrieb, in den lateinischen Schulen ein guter Schüler auf und auf gewesen.

(Der Beschluß folgt.)

Katholizismus und Protestantismus von Prof. Traug.

Wiewohl gleicher Abkunft, und ihrem Wesen nach ächte Kinder Einer Mutter, sind doch beide sehr verschiedener Natur, das eine die sinn- und gefühlvolle Tochter, das andere der freisinnige geistreiche Sohn. Jene, das empfindungsvolle Auge mehr auf das Mittelbar-Göttliche, auf den lieblichen Widerschein des Göttlichen im Menschlichen, im Menschen-Auge und Angesicht, in Menschengestalt und Handlung, mehr auf das sichtbare Ebenbild des unsichtbaren Gottes heftend, und nur in dem Menschensohn, Jesu, den Gottessohn erkennend, steigt an der Leiter der so verdellten gottähnenden Empfindung vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen auf, betet die allbelebende göttliche Liebe, deren großes Herz sie am liebwarmen Busen des Erlösers klopfen fühlt, in seinem Bilde an, und opfert ihr auf weihrauchduftenden Altären, die in den Vorhöfen des Heiligen, Allen zugänglich, stehen, dem Wort väterlicher Priester in kindlicher Einfalt glaubend, dankbar = gehorsam des Herzens süßeste Triebe. — Dieser (der Protestantismus) den gedankenvollen Blick mehr auf das Göttliche selbst, auf den Geist Jesu, auf das himmlische Licht gerichtet, das aus seinen Worten und Thaten hervorleuchtet und seine Gestalt verklärt, schwingt sich auf den Flügeln der von diesem Licht begeisterten Vernunft zur überirdischen Welt empor, und, als geweihter Priester der Wahrheit, den sinnbildlichen Vorhang derselben mit bescheidener Hand selbst lüftend, kniet er sinnend und anbetend an den Stufen des Allerheiligsten, und weiht dort dem Vater des Lichts und des Lebens Geist und Herz aus freier Liebe zum ewigen Danks. — Ist dieses Bild beider Konfessionen den Hauptzügen nach richtig gezeichnet, so möchte sich zwar immer noch darüber streiten lassen, welches von ihnen ihrem gemeinschaftlichen Original am meisten gleiche; aber aus dem verschiedenen Charakter beider erklärt es sich doch leicht — und das ist für den gegenwärtigen Zweck hinreichend — warum die gefühlvolle Tochter Gemüther dem Katholizismus, die mehr denkenden hingegen dem Protestantismus, als dem ihrer Natur am meisten befreundeten Kultus, sich vorzugsweise anschließen; denn das religiöse Herz (Gefühl) hält sich mehr an die Erscheinungen und Symbole des Göttlichen in der Natur und Geschichte, und findet mehr Nahrung und Befriedigung in dem das Unendliche im Endlichen sinnbildlich darstellenden individuellen oder individualisirten Leben. Der religiöse Geist aber forscht zugleich dem Grund und Prinzip der Erscheinungen, dem Geist und Urquell des Lebens nach. Allein damit ist die in Frage nach ihrer Ursache stehende Erscheinung, daß da und dort Protestanten von hoher Geistesbildung zum Katholizismus inkliniren, noch nicht völlig erklärt; sie scheint vielmehr auf den ersten Anblick dieser Erklärung geradezu im Wege zu stehen; denn, der obigen Schilderung des Protestantismus zu Folge, setzt derselbe eine höhere Geistesbildung seiner Anhänger, als mitwirkende Ursache ihrer Anhänglichkeit an ihn, gewissermaßen voraus; der gedachten Erscheinung nach aber möchte man in dieser hohen Geistesbildung eher den Hauptgrund der Abneigung gegen ihn vermuthen. In der Richtigkeit der Erscheinung selbst kann Niemand zweifeln, der mit der neuern Geschichte und Literatur nur einigermaßen bekannt ist; auch läßt sich dieselbe keineswegs, ohne gegen einzelne achtungswerthe Männer ungerecht und lieblos zu seyn, einzig oder hauptsächlich aus äußern, politischen, ökonomischen oder andern unedeln Privat-Motiven der betreffenden Parthei herleiten. Um das Räthsel dieser Erscheinung befriedigend, und mit der obigen — als richtig vorausgesetzten — Ansicht von Protestantismus und Katholizismus übereinstimmend, zu lösen, muß man erstens zweierlei Arten von Geistesbildung unterscheiden — die ästhetische, und die eigentlich wissenschaftliche oder philosophische, im weitern Sinn.

Die wissenschaftliche Bildung besteht hauptsächlich in Kultur des Verstandes und der Vernunft mittelst deutlicher und gründlicher Erkenntniß dessen, was wahr, recht und gut ist; sie übt das Geistesaug, die Gegenstände, worauf es gerichtet ist, genau und richtig aufzufassen, das Bild von der Sache, den Schein vom Wesen, die Form vom Inhalt zu unterscheiden, und bei den Phänomenen der Außen- und Innenwelt auf den tiefer liegenden Grund und ihren oft verborgenen Zusammenhang zu blicken. Die ästhetische Bildung ist Kultur der Phantasie, des Geschmackes oder des Gefühls für das Schöne, welches zwar das Wahre, Gute und Heilige nicht aus seinem Kreis ausschließt, es aber nur mittelbar in gefälligem Bilde, in lebendig ansprechenden Gestalten und Handlungen, in harmonischen Tönen und Worten darstellt. Wer dieses Schöne entweder selbst hervorzubringen, oder doch zu empfinden und zu beurtheilen versteht, hat ästhetische Bildung. Ihrer Verschiedenheit ungeachtet sind beide Arten von Bildung in Einem Geiste vereinbar, jedoch so, daß gewöhnlich Eine vorherrscht. Es braucht demnach kaum bemerkt zu werden, daß die vorwaltende ästhetische Kultur es ist, welche das für christliche Religiosität überhaupt empfängliche Gemüth dem Katholizismus befreundet, der mehr fühlend als denkend, mehr in sinnbildlicher Gestalt und Handlung, als in körperlosem Wort und in der übersinnlichen Idee das Heilige, Göttliche darstellt und ergreift. Schon seine in das poetische Gewand der Legenden zum Theil gekleidete Lehre, noch mehr sein mit sinnvollen Gebräuchen und symbolischen Handlungen ausgeschmückter Kultus hat eine magische Anziehungskraft für die Phantasie, die gern in einer wunderbaren idealischen Welt lebt. Zwar schließt auch der Protestantismus das Gefühl überhaupt, und also auch das ästhetische (die Phantasie) nicht aus; sonst wäre er nicht selbst Religion, sondern etwa nur Wissenschaft der Religion, ein Schattenriß von ihr, ohne selbstständiges Leben; er bringt nur das religiöse Leben, das, als fromme Empfindung, sich im Katholizismus mehr bewußtlos regt, zum wahren Bewußtseyn, und giebt dem stummen, mehr durch Zeichen, Mienen und Blicke redenden Gefühl deutliche Sprache und geistvollern Ausdruck; aber vermöge seiner stärkeren Tendenz zur unverblühten Wahrheit und seines Eifers für ihre eigenthümliche schmucklose Würde huldigt er der Schönheit oft zu wenig, und, aus Furcht, das Bild mit der Sache zu verwechseln, über der schönen Form den erhabenen Innhalt aus dem Auge zu verlieren, verschmährt er es meist, Phantasie und Sinne in das Interesse des Herzens zu ziehen. So läßt er manche für das an sich ehrwürdige Heilige und Göttliche weniger empfängliche Gemüther gleichgültig und kalt, und entfremdet die selbst wissenschaftlich gebildeten, dabei aber phantastisch und gefühlvolleren, deren ganzer Mensch durch die Darstellung des Ueber-

sinnlichen in sinnlich = schöner Gestalt angesprochen zu werden verlangt, und dieser Verlangen bei dem katholischen Kultus in höhern Grade befriedigt findet. Von der Art nun sind — so viel uns bekannt — alle die Protestanten, welche in unsern Tagen entweder wirkliche Anhänger des Katholizismus oder doch seine öffentlichen Lobredner geworden sind — lauter phantastische Köpfe, poetische Geister, wie Stollberg, Schlegel, Werner, Tief, Göthe &c.

Doch jener, wegen seiner edlen Ursache sehr verzeihliche Mangel würde allein solche geistvolle Männer dem Protestantismus nicht so abgeneigt gemacht haben — da er ja, seinem Ursprung und Wesen nach, Gefühl und Phantasie nicht ganz unterdrückt, sondern nur für seinen höhern Zweck durch Vernunft läutert, reinigt und zügelt — wenn er nicht vor's zweite in der Person eines großen Theils seiner jüngern Wortführer und Bekenner seinen religiösen Charakter verläugnet und sich selbst profanirt hätte. Denn er begnügte sich nicht damit — was er zum Theil schon früher that und durfte — der Religion den aus Fabeln gewirkten Schleier, womit frommer Betrug und Aberglaube sie bedeckt hatte, vom Angesicht zu reißen, und das poetisch-mythologische Gewand, welches ihre Göttergestalt noch halb und so fast reizender durchschimmern ließ, ihr auszuziehen, nur um sie, dem begeisterten Kunstfreunde ähnlich, in nackter Schönheit, profanen Blicken entgegen, anzuschauen, und mit der Inbrunst heuchler Liebe anzubeten — sondern, blind gegen den lebendigen Geist, der aus dem harmonischen Ganzen dieser himmlischen Bildung hervorblickte, legte er an ihren historischen Leib, durch welchen das Lebensblut still und rastlos fließt, gewaltsam die freche Hand, und zergliederte denselben mit dem anatomischen Messer des Begriffs, um das Innere ihrer wunderbaren Konstruktion und das geheimnißvolle Wesen ihres Geistes zu erschauen; aber unter der fühllosen Sektion entfloß ihr lebendiger Geist, und ihr blieb nur das dürre Skelet (die Moral) in den Händen, und höchstens ein gespensterartiger Schatten von ihr (die abstrakte Vernunft-Religion) in dem Kopfe zurück. Dieses Resultat seiner Forschungen stellte er nun als das Wesen und den Geist der Religion öffentlich zur Schau, um, wenn auch nicht mit dem so verstümmelten Christenthum alle Religion zu vertreiben, doch unter dem Firma desselben die bloße Vernunft-Religion oder gar nur Moral einzuführen. Was über diese noch irgendwo für Christenthum galt, oder, von der Stimme des Herzens und dem Zeugniß der Geschichte unterstützt, sich ferner geltend machen wollte, das wurde als blinder Aberglaube und Götzendienst schonungslos verpöndet. — Wie ist es daher zu verwundern, wenn das warme bei reger Phantasie so reizbare Herz, in jener Mumiengestalt, jenem Schattengespenst die leben- und seelenvolle Himmelstochter, Religion, nicht mehr erkennend, sich mit Grauen und Schauer von solchem Anblick wegwandte und aus der protestantischen Kirche, in welcher dieselbe so jämmerlich entstellt wurde, zur katholischen flüchtete, wo wenigstens das seelenvolle Bild der Religion, durch den Zauber der Kunst in täuschendem Leben strahlend, noch gesehen und fast allgemein verehrt wird. Und dieß ist ohne Zweifel bei den obgenannten Protestanten die Haupttriebfeder ihrer erklärten Vorliebe für die katholische Kirche. Wer indeß die wirkliche Gestalt und innere Einrichtung derselben näher und unbefangener ins Auge faßt — der muß sich demohingachtet wundern, wie so mancher, dem freien gesunden Sinn auf fallende und anstößige Anblick so hochgebildeten Männern nicht die Zuneigung oder den Ueberritt zu dieser Kirche zu verleiden vermochte; aber gerade ihre Art von Geistesbildung giebt über diesem Problem einen sehr natürlichen Aufschluß. Ihrem poetischen Auge, das bekanntlich seine Gegenstände, der optischen Täuschung wegen, am liebsten in einer gewissen perspektivischen Ferne wählt, erscheint der Katholizismus nicht in seiner historisch-wirklichen, sondern in seiner idealischen Gestalt; denn aus dem protestantischen Norden schauen sie mit dem Feuerblick südlicher Liebe nach ihm hinüber, und erblicken ihn, von ihrem eigenen Lichte wiederstrahlend, so im Glanze der Verklärung; oder wenn sie ihn auch in seiner Heimath und in der Nähe selbst sahen, so war es doch nur die flüchtige Bekanntschaft eines empfohlenen Fremden, der auf seiner Durchreise, als Gastfreund behandelt, bloß die schönsten Parthien der Landschaft, die elegantesten Zimmer des Hauses und das immer freundliche Angesicht seines Bewirthers sieht, und hintennach das in allgemeinen Umrissen seiner Erinnerung vorschwebende Bild davon mit dem Zauberpinsel der Phantasie reizender ausmalt. Der mehr prosaische Protestantismus aber, welcher noch überdies ihrem Auge zu nahe steht, als daß es von seiner ganzen edeln Gestalt mehr als einzelne Theile und Flecken auffassen könnte, wandelt unter ihnen, wie ein alter Haus- und Tischgenosse, in seinem schlichten Werktagskleid herum, und rührt sie nicht selten hart und unanständig an. Ihre religiöse Phantasie, in dieser undichterischen Umgebung sich beengt und gepreßt fühlend, sucht einen freieren Spielraum ihrer Thätigkeit, und findet ihn in der großen weiten katholischen Kirche, von welcher ihnen der St. Peterstempel zu Rom das treffendste Sinnbild dünkt. Der klassische Boden schon, worauf er steht, die kolossalen Säulen, auf denen er ruht, der erhabene hoch in die Lüfte ragende Bau und die Symmetrie aller Theile des großen Ganzen, das mythische Hellsdunkel der weiten Hallen, das majestätische Himmelsgewölbe, von welchem Raphael'sche Engel und Heilige segnend niederblicken, die melodische Musik und der harmonische Gesang, auf dessen Flügeln das Herz, der Erde entrückt, selig dahin schwebt, die prachtvolle Feierlichkeit gottesdienstlicher Verrichtungen, und die Glut der Andacht auf dem Antlitz der knieenden Menge — dieses Alles, von ihrer Einbildungskraft künstlerisch aufgefaßt — wie vorthellhaft kontrastirt es gegen das Bild, welches sie von der protestantischen Kirche entwerfen! Sie gleicht in ihren Augen weniger einem Tempel als dem Thurne zum Babel, der von rohen Steinen flüchtig aufgeführt, und durch die Uneinigkeit und Sprachverwirrung seiner trogigkühnen Baumeister und Werkleute unvollendet gelassen, schon von außen einen kläglichen Anblick gewähre und mit baldigem Einsturz drohe; in seinem Innern aber nichts als nackte Wände, schmucklose halberfallene Altäre und meist leere Bänke, auf welche die Zahl der gläubigen Väter sich täglich vermindere, und größtentheils zu ihren Vorgängern, den Ungläubigen und Spöttern draußen, übergehe. So übertrieben auch diese Schilderung, so hart auch diese Beschuldigung ist, so läßt es sich doch nicht verhehlen, daß es dem Protestantismus an erforderlicher Glaubens-Einheit seiner Bekenner und an zweckmäßiger Feierlichkeit seines Kultus mangelt, und daß seine an sich löbliche Tendenz, sein Eifer für unerschütterliche Wahrheit, sein Streben, das Bild von der Sache, die Erscheinung vom Wesen, die Mythe von der Geschichte zu unterscheiden, ohne jedoch das Innig- und nothwendig Verbundene wirklich zu scheiden, zu der ungelungen Verwirrung und Verirrung seiner Bekenner die unschuldige Veranlassung gegeben hat; denn das langwierige schwere Geschäft welches seiner Absicht gemäß die tiefgründige, umfassende Vernunft mit bescheidener Anerkennung ihrer Grenzen und schon

ander Richtung für die Nothe des Herzens anfangs übernommen hatte, dieses Geschäft machte sich der kurzschichtige, aufs Einzelne beschränkte, frivole Verstand an, der jede Größe klein macht, um sie messen, jedes Ganze zerplittert, um es stückweise fassen zu können; der daher jedes Phänomen in Natur- und Geistesreich, das seine Uniform und Farbe nicht trägt, jedes Gefühl, das seine gemeine Sprache nicht spricht, sogleich als verdächtig und fabelhaft verwirft, oder gewaltsam in seine enge Begriffs- und Sprachform zwingt. So mußte denn auch die Religion, diese wunderbare Erscheinung aus einer höhern Welt, unter seinen Händen jene unbarmherzige Mißhandlung erdulden, welche wechselweise Folge innerer Erstarrung und Ursache äußerer Entzweiung der protestantischen Gemüther war, und die nun den Protestantismus, in dessen Namen, aber wider dessen Willen sie verübt wurde, von den gegen ihn erbitterten Freunden der Religion, die bisher auch die Feindigen waren, zur Last gelegt wird. — Allein es kommt die Zeit, und sie ist zum Theil schon da, wo er durch die traurigen Folgen auf den ihm gespielten Betrug des Verstandes aufmerksam gemacht, diesen auf seine Subalternstelle zurückweisend, die Vernunft in den ihr gebührenden obersten Rang und das Herz in seine verlorenen Rechte wieder einsetzt, und dadurch ein neues religiöses Leben gewinnt, daß sich alsdann auch in seinem kirchlichen Aeußern durch einen der höhern Geistesbildung angemessenen edlern Kultus ausdrücken, und so, wenn auch nicht die Abtrünnigen wieder anziehen, doch die Zurückgebliebenen, zum Theil Wandenden aufs Neue an ihn fesseln wird. Zwar glauben Viele, ein schönerer Kultus müsse erst den halberstorbenen religiösen Sinn in der protestantischen Kirche wieder wecken und beleben; allein es setzt ja nicht nur die Erfindung edlerer Kultusformen schon eine religiöse künstlerische Begeisterung bei Einzelnen, sondern auch die Einführung derselben das gefühlte Bedürfniß, ein Verlangen darnach, bei der Mehrheit voraus; denn der kirchliche Gottesdienst ist ursprünglich und unmittelbar Aeußerung, Ausfluß, und nur mittelbar Nahrung des religiösen Lebens; und so findet allerdings eine Wechselwirkung zwischen beiden Statt.

Ueber die Lehrart der lateinischen und griechischen Sprache. (Beschluß.)

Beschränken wir uns daher auf's verstehenlernen, wer's weiter braucht, kann es in älteren Jahren eben so gut, wie das Französische oder Englische lernen — er verliert auch nichts dabei, denn zum Reden hat er doch keine Gelegenheit, also beruhet alles auf seinem guten Gedächtnisse und seinem Fleiße, beides braucht er auch bei dem bloßen verstehenlernen. — Ein anders ist eine lebende Sprache, die muß man freilich in der Jugend lernen, um eine gewisse Gewandtheit der Zunge zu erhalten, und die Sache im richtigen Accente vorzubringen, was aber als les beim bloßen Bücherverstehen hinwegfällt.

Ist es nicht lächerlich, eine Sprache mit so vieler Mühe zu erlernen, in welcher, wenn ich auch in den Fall komme, selbe reden zu müssen, ich von meinem Nachbarn nicht verstanden werde? — Jedermann weiß, daß die Franzosen, die Engländer, die Italiener u. s. f. das Latein nach ihrer Mundart aussprechen, und daß sie einen Teufchen, der mit ihnen lateinisch spricht, weder verstehen, noch weniger aber er sie verstehen würde.

Die Frage, wie denn das anzufangen sey, mag wohl nicht gar zu schwer zu lösen seyn, — man lasse die Jugend decliniren, konjugiren, Vokabularen, kleine Redensarten auswendig lernen, kleine Uebersetzungen machen, und erkläre ihnen sodann die Klassiker, wie das der Gang aller anderer Sprachlehren ist, und man wird sehr leicht zum Ziele kommen.

Möchte doch Jemand von größerem Einflusse diese Idee aufgreifen, näher entwickeln, und an jene Stelle bringen, welche darüber zu entscheiden hat, er würde sich gewiß um die ganze Menschheit ein großes Verdienst sammeln, denn er würde die gesammte Jugend des kultivirtesten Welttheils von einer Plage befreien, die ihre Kräfte lähmt, und am Ende doch zu nichts führt. — Er würde für die Menschheit Epoche machen, und ein Reformator im Gebiete der gesunden Vernunft werden.

Ich weiß wohl, daß ich viele Widerfager finden werde, allein ich lasse die Spötter spotten, die Wüthlinge lachen, die Schulfische griechagrammen; ich meine es gut, und beabsichte nichts anders, als eine Idee in's thätige Leben zu bringen, die meinem Nebenmenschen nützen soll, wenn er sich davon überzeugt hat, und selbe annimmt; findet sie diesen Eingang nicht, je nun, so lasse man mir meine Ueberzeugung. — Irrer ist menschlich!

Bitte um Belehrung!

Ueber die Frage: Ob die öffentliche Rechtspflege der geheimen im Allgemeinen vorzuziehen seye? waren meine Ideen schon lange so berichtigt, daß ich mich ohne die Debatten in der Ständeversammlung abzuwarten, für die Öffentlichkeit erklärte, und ich fand gestern meine Ansichten vollkommen bestätigt; ich hörte nichts neues, aber viel gründliches für diese Öffentlichkeit sprechen. — Sinegen über das „Wie“ war ich mit mir selbst noch nicht im Reinen, und bin es leider in einem einzigen Punkt auch nach angehörten Debatten noch nicht; einige Redner verführten ihn zwar, sprangen aber leicht über ihn hinweg.

Dieser Punkt ist: „das unbedingte persönliche Erscheinen der Zeugen vor Gericht;“ unter den Einwendungen, welche man dagegen erhebt, machen mich nur einige zweifelhaft, und hinderten mich bis jetzt zu einem Entschlus zu kommen. Lästig, und im hohen Grade nachtheilig, sagt man, müsse es für einen Zeugen seyn, wenn er 10 — 20 — 50 und noch mehrere Stunden weit reisen solle, um einer Sache Willen, die ihn nichts angeht, wenn er seine Berufs-Geschäfte versäumen, Haus und Hof, Weib und Kinder, Gewerbe und Erwerb im Stich lassen solle; dafür könne man ihm, auch nicht durch den vollen Ersatz der Reise — und Nahrungs-Kosten entschädigen; und wie wird dieser Ersatz ausfallen? fragt man. Die Antwort ist: schmal und ärmlich; wenn man aus der Rechtspflege eine Finanz-Speculation macht, und Staats-Einnahmen auf sie begründet, wie farg wird man erst seyn, wie farg ist man gewöhnlich bei Ausgaben, besonders dieser Art: exempla sunt odiosa, sonst könnte man mehrere anführen.

Man sagt ferner: wenn es schon als ein gegründeter Uebelstand erkannt wird, daß man zu manchem Land-Gericht 6 — 7 Stunden gehen müsse; Geld verzehre, und einen ganzen Tag veräume, wie viel größer ist der Uebelstand, wenn Einer z. B. von Hof nach Lindau, oder gar von Zweibrücken nach Passau berufen wird; dieß kann einem ordentlichen Hausvater nur im höchsten Grade lästig, und ihm gleichviel seyn, ob er Zeugenschaft leisten solle, daß der dort Prozeßirte Erbs-

Apfel gestohlen, oder einen Mord begangen habe; man könnte bei solchen Gelegenheiten durch mehrere Hauptstädte, vielleicht selbst in die Residenz, man will doch nicht in Rom gewesen seyn, ohne den Papst gesehen zu haben, man verweilt, man giebt Geld aus, und hat man vollends Hang zu dem sinnlichen Genuß irdischer Freuden, und läßt man sich von ihren blendenden Reizen hinreißen; so kann durch eine einzige solche Zeugenschaft eine ganze Familie an Bettelstaub gerathen; und es läßt sich noch die lehrreiche Moral abstrahieren, daß durch mehrere ErdäpfelDiebstähle nicht nur, wie wir gestern ein sehr rührendes Beispiel gehört haben, ein adelicher Gutsherr um seine Jahresrente, sondern mehrere Familien um Habe und Gut gebracht werden können.

Wie dann, fragt man weiter, wenn die Zeugen abgeschreckt durch solche Betrachtungen, vielleicht durch vorhergegangene Beispiele, gar nicht erscheinen wollen, oder vorziehen, zu sagen: sie wissen nichts; oder wenn der Zeuge gar ein Ausländer ist, und keinen Beruf in sich fühlt, dem ihm ganz fremden Interesse zu huldigen, und dem Ruf zur Zeugenschaft zu folgen? Ein gleiches Beispiel haben wir unlängst von einem nach Paris gegen Entschädigung von 300 fl. berufenen Niederländer in Zeitungen gelesen. Ein trockener Jurist wird hierauf antworten: „dann ist eben ein Zeug verloren, und wenn der Beweis nicht demnach hergestellt werden kann, so wird nach Umständen gesprochen“ das heißt so viel: der Beschuldigte, welcher verurtheilt worden wäre, wenn der oder die Zeugen gegen ihn ausgesagt hätten, wird frei gesprochen; oder umgekehrt: der Beschuldigte wird verurtheilt, weil er keine Zeugen aufbrachte. Gehen aus einem solchen Verfahren nicht unrichtige Resultate hervor? Wird hier nicht im ersten Falle die Gerechtigkeit und die öffentliche Sicherheit gefährdet, und wird nicht im zweiten ein Unschuldiger für schuldig befunden? Würden die Zeugen es verweigert haben, ihre Angaben bei der ihnen nahen Gerichtsbehörde zu machen?

Ich bitte um Belehrung! Es ist nicht zu läugnen, daß die persönliche Erscheinung der Zeugen vor Gericht wesentliche Vortheile hätte; aber ich bin zweifelhaft, ob diese Vortheile, oder die angeführten Nachtheile überwiegend seyen? Und deshalb bitte ich um Belehrung!

Wenn diese Anstände nicht gründlich widerlegt, oder gehoben werden, so darf doch das öffentliche Verfahren nicht verworfen, oder gehindert werden; hat man Mittel gefunden die wohl-erworbenen verfassungsmäßigen Rechte des Adels zu retten, so wird man auch Mittel finden, diesen Anständen zu begegnen. Oeffentlichkeit ist die Hauptsache, nicht die Formen; das Publikum oder, wie man es lieber nennt, das Volk muß es wissen, wie seine Rechte gehandhabt, wie sein Eigenthum, seine persönliche Sicherheit, sein Leben geschützt werde; die Theilhaftigen vorzüglich müssen alles wissen, hören und sehen, was in ihren Angelegenheiten vorgeht und wie ihr Interesse besorgt werde. Die Wesenheit ist es, wornach man greifen, nicht die Formen sind es, nach denen man ängstlich haschen muß.

Es ist löblich, das Gute nachzuahmen, man finde es, wo man wolle, aber es wäre schändliches Nachahmen, wenn man das Schlimme auch mitnähme, bloß weil es dort auch so ist, wo man das Gute hernahm. Prüfe alles, und behalte das Gute!

München den 18. Mai 1819.

C. v. A.

Patriotischer Wunsch an die hohe Ständeversammlung von Baiern.

Es liegt im Geiste der Zeit, daß jeder seines Standes sich schämt. Der Beamte will nicht Beamter, sondern ein gnädiger Herr seyn — der Kaufmann nicht mehr Kaufmann, sondern Rath — der Handwerksmann nicht mehr Meister, sondern er will ein Herr seyn — selbst der Bauer läßt sich Herr tituliren.

Unter dem Herrn giebt es also gar keinen Stand mehr: besonders aber im Bettelstande befinden sich zum größeren Theile Herren.

Wo alles Herr ist, gieng noch jede Haushaltung zu Grunde. Es wäre daher zu wünschen, daß nur bei Regierungen gnädige Herren — bei subalternen Beamten strenge Herren — bei Kaufleuten redliche Herren — bei Handwerkern Meister — und bei Bauern Hans, Michel, Jakob &c. wären; der Bettelstand aber ganz aufgehoben würde.

Juden, KornWucherern und StaatsobligationenHändlern — welche wieder einen besondern Stand ausmachen, sollte — weil dieser Stand doch nicht ganz ausgerottet werden kann — wenigstens nicht mehr zugegeben werden, länger noch weder gnädige, noch andere Herren zu seyn.

Bei Gelegenheit, wenn, gemäß der Baierschen Landtagszeitung Stück 91. Seite 382. die übertriebenen Prädikate, welche die L. Landrichter und Rentbeamten sich anmaßen, zur weitern Sprache kommen, würde es in jeder Hinsicht sehr heilsam seyn, diesen Gegenstand durch alle Stände zu verfochten. Ausser diesem stünde man in Gefahr, das in civilisirten Staaten nöthige Gleichgewicht des jedem Stande gehörigen Ansehens zu zerstören, und dadurch dem, nach schon so trauriger Erfahrung nicht Stich haltenden OhnehofenMännerSysteme von Freiheit und Gleichheit, weitem Spielraum zu geben. Uebrigens muß man bemerken, daß der Schwabe, früher als Schwabe, keineswegs an eine, seine Nation herabwürdigende Behandlung von Seiten der Beamten gewöhnt war, und solches auch noch nicht ist. Mehr mußte er einst, nach dem damaligen Geiste der Zeit, mit Hochwürden, und Hochwürden und Gnaden um sich werfen. Nach dem man sich aber immer mehr davon überzeugte, wie wenig dieses Prädikat der Person anpaßt, indem nach Christkatholischem Gebrauch das hochwürdige Gut nur im Tabernakel aufbewahrt ist; so hat sich auch die Anwendung dieses Prädikats — wenigstens in Wirthshäusern oder sonst öffentlichen Plätzen immer mehr verloren.

Hochwürdige Herren wird es daher bald wenige mehr geben: dagegen wäre es zu wünschen, daß es durch alle Stände lauter Herren in ihren eigenen Häusern gäbe.

Da dieser Gegenstand gewiß einen eben so wesentlichen Einfluß auf das allgemeine Wohl des Staates hat, als so manche andere öffentlichen Wünsche in Beziehung der Staatsverfassung; so hofft man, daß eine hohe Ständeversammlung diesen reinen patriotischen Wunsch näher zu würdigen nicht entstehen werde.

Eine Stelle aus meinem TageBuche vom Jahre 1816, 12ten Februar.

In dem wichtigen Werke über die Geschichte der englischen Finanzen: „The history of the public revenue of the british Empire, by Sir John Sinclair, Baronet. The second edition. London. III. Tomes.“ findet sich eine für etwaige künftige Stände des Königreichs Baiern sehr beherzigungswerthe Stelle. Sie heißt: „In den entfernten Gegenden von Schottland war das LehenSystem zur Zeit der Union noch in voller Kraft; unter Georg II. vergütete das Parlament den Häuptern der verschiedenen Clans ihre erbliche Gerichtsbarkeit mit 152037 Pfund.“

J. i.

Erstes SeptemberStück 1819.

Ein Wort zur Würdigung einer dem ZeitGeiste angemessenen AgrikulturGeseßgebung.

Es liegt in dem Geiste einer jeden guten Verfassung, alle diejenigen Gewerbe, aus deren emsigen und freyen Betrieben die Erhaltung und Vermehrung des NationalReichtums — als höchste Tendenz des GesamtGewerbewesens — hervorgeht, in besondern Schutz zu nehmen, und selbe auf alle mögliche Art und Weise zum Besten der allgemeinen Wohlfahrt zu begünstigen.

Ohne geradezu unbedingter Physiokrat zu seyn, rechne ich den Ackerbau zu den vorzüglichst produktiven Gewerben in einem Staate, und — fließt die Mehrzahl der Einkünfte eines Landes zunächst aus den Erzeugnissen der LandWirthschaft, so möchte einem solchen agronomischen Staate der Ackerbau das seyn, was dem AlpenWirth seine Viehzucht ist.

Man hat z. B. in Baiern in einem Zeitraum von 15 — 20 Jahren für die Begründung einer zweckmäßigen LandesKultur, und für die Verbesserung aller Zweige des LandesDefonomieWesens allerdings viel, ja sehr viel geleistet, und auszuführen — gewünscht. Indessen ist das Wohl einiger Individuen noch kein — GesamtWohl! —

Die Regierung führt nur zu sehr das Bedürfnis, daß die Agrikultur — als die Grundsäule des bayerischen NationalReichtums — auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit gebracht werden müsse, wenn sie neue Quellen der Ertragskraft darbieten solle. —

Die Repräsentanten der bayerischen Nation haben den mangelhaften Zustand des JustizWesens eingesehen; sie haben den enormen StaatsKostenAufwand, bei einer der Ausgabe bei weitem nicht angemessenen Einnahme, kennen gelernt; sie haben die Verbesserung des SchulWesens, die Begründung solider GewerbsGeseze &c. als höchst wesentliche Bedürfnisse anerkannt; kurz, sie haben sich überhaupt überzeugt, daß noch nie Radikalkuren unerlässlich nothwendiger waren, als gerade in gegenwärtigem Zeitpunkte; sie werden aber auch diese Ueberzeugung auf einen Zweig der StaatsWirthschaft übertragen, dessen politisch-wissenschaftliche Behandlung bisher kein Objekt allgemeiner Berathung war. —

Radikalkuren im Felde der ökonomischen Industrie sind schwieriger, als jede andere Verbesserung in irgend einer Wissenschaft, weil hier nur Praktik entscheidet. — Wir können uns hiervon überzeugen, wenn wir unsere Blicke z. B. auf das sogenannte ArrondirungsGeschäft werfen, und die Frage stellen: was geschah hierin bisher? Wortreiche Theorie, die sich uns in einigen Schriften hierüber darstellen, haben bisher nicht vermocht, in einer Sache die Bahn zu brechen, die sich lediglich auf LokalitätsBedingungen gründet, und ihren Inhaltspunkt auf rein praktischen Ansichten nur immerhin behaupten wird. — So ist es ebenfalls mit dem leidigen FeudalWesen, mit der Ablösung der Zehnten, mit der Umfassung der ungemessenen Frohnen in gemessene u. s. f. — Wichtige Gegenstände für AgrikulturGeseßgebung, und — um so wichtiger, als von deren nothwendig zu erzwingenden Modifikationen, und künftigen dem allgemeinen Besten entsprechenderen Behandlung die einzig sichere Bewährung der landwirthschaftlichen Kultursverbesserung abhängt. —

Wer mit dem ZeitGeiste gleichen Schrittes gehen will, muß mit einem AdlerBlicke auch alle die Gegenstände überschauen, die diesem ZeitGeiste auf dem Fuße folgen. Ein einziger falscher Blick kann hier mehr schaden, als hundert Schleichdrane der Vorzeit nicht schaden werden. — Vergleiche man nur z. B. den LehensGüterVerband, und frage sich selbst, ob derselbe auf den ZeitGeist der heutigen Welt passe? —

Wenn es unabweisbare Thatsache ist, daß nur durch die Beseitigung aller und jeder Mangel und Hindernisse, die der vollkommeneren Ausübung eines Gewerbes im Wege stehen, dessen höchste Kultur und uneingeschränkte Betreibung möglich — denkbar seye; so scheint doch wohl zunächst Sache der Geseßgebung zu seyn, mit tief dringendem ForschersBlicke vor allem die Charakter solcher Mängel und Hindernisse auf das Genaueste zu ergründen, die Vorzüge, welche aus der Hinwegräumung derselben von selbst hervorgehen, wohl zu beherzigen, und dann — einen Damm zu setzen, der ihre Wiederauflebung auf irgend eine Art unmöglich macht. —

Von Männern — denen das Wohl einer ganzen Nation mehr am Herzen liegt, als z. B. einem J..., der in der Landtagszeitung No. 104. S. 438. die Errichtung von Hagel- und ViehAsssekuranzen darum für — sogar schädlich? ausspricht, weil ihn hievon ein Aufsaß in den ZeitBedürfnissen L. B. überzeugt? hat — läßt sich erwarten, daß sie bei einem so wichtigen Gegenstande, als ein AgrikulturGeseß für einen Ackerbauenden Staat ist, gewiß nicht vergessen werden, mit vereinten Kräften gegen die sowohl politischen als ökonomischen KultursHindernisse zu Felde zu ziehen, um dadurch die Klasse der LandBebauer, als den Kern eines Landes, in Stand zu setzen, für die Zukunft — freyes Eigenthum bebauen zu können, welches allein nur eine Nation reich, den Staat aber — glücklich macht. —

München 1819.

C. v. S....

Bemerkungen zu den Bemerkungen über den Zustand der LandGerichtsAssessoren.

(Man sehe Landtagszeitung pag. 685. so and.)

Wenn schon die traurige Lage der LandGerichtsAssessoren sowohl in öffentlichen Blättern als selbst in offiziellen Berichten besonders wegen ihrer zu geringen Befoldung hinlänglich zur Beherzigung dargestellt worden ist; wenn schon auf der andern Seite ihr ausgezeichnetes Verdienst um den fortschleppenden Drang der LandGerichtsFührung beurkundet wurde; so sind doch noch viele andere Leiden dieser StaatsDiener aufzudecken übrig, um dem Bild noch mehr Licht zu geben. Einiges in Folgenden:

1. Von der Leidenschaft des Reichwerdens und der Eitelkeit ist selten Jemand rein, um so weniger ein Landrichter, der so viele Gelegenheit hiezu hat, da sich alles bei ihm konzentriert, und er der Direktor dessen, und wählen kann, was ihm angenehm ist, was Geld trägt, und gar was Ehre und Lob bringt. Sein Name steht in allen Ausfertigungen: ist die Verfügung der Parthei angenehm, so ist es der Landrichter, dem sie dankt, ist sie ihr nachtheilig, so sucht sie Abwendung, fernere Hilfe beim Landrichter, und dieser eröffnet ihr dann: daß die Sache der Asses-

for N. bearbeitet habe, und er nicht helfen könne. So fällt alles Angenehme auf den LandRichter und alles Unangenehme auf die Assessoren, besonders wenn, wie nicht selten geschieht, der LandRichter sich bei den Leuten gar entschuldigt, daß er allein nicht alles thun sohin auch nicht alles recht werden könne! —

2. Die Ueberladung der LandGerichte mit Arbeiten wegen ihrem großen Umfang, und die zu wenigen Arbeiter entschuldigen zwar den LandRichter, wenn er außer den angenehmen oder geldtragenden Arbeiten alle andere auf die Assessoren hinüber wälzt. Was entschuldigt aber die Assessoren, wenn sie der Last unterliegen und insbesondere einen hungrigen leidenschaftlichen unbildeten Salbader von einem Advokaten in der Nähe haben, der wider Wissen und Willen der Parthei die höhern Behörden mit Protraktionsbeschwerden überschwemmt, und sich hierauf die höhere Stelle veranlaßt sieht, das LandGericht in alle AppellationsGerichtskosten zu verurtheilen, der LandRichter dann solche Strafe, wie es sich freilich versteht, denn er ist ja unschuldiger Theil, dem Assessor aufladet, welcher sie ohne Gnade zahlen muß, um vom LandRichter nur keine böse geheime Note oder scharfe Verweise zu erhalten, oder von der hohen Stelle nicht als unruhiger Kopf gescholten zu werden. So weiß ich Assessoren, die jährlich 60 — 80 fl. Strafe zahlen mußten, und die beweisen können, daß sie Tag und Nacht — Werk- wie Feiertage kurz zu viel gearbeitet und auf alle Vergnügungen Verzicht geleistet haben! —

3. Die Diäten sollen für die Assessoren eine Entschädigung ihrer zu geringen Besoldung seyn: allein ich frage wie? da dem Assessor nur 3 fl. täglich passiren. Bringt er mehr Tage in Anspruch, so streicht solche der Oberschreiber oder LandRichter, oder es appellirt der Advokat, und macht wegen 8 fl. Kosten eine Schrift pr. 14 fl., und am Ende zieht der Assessor den Kürzern. Wie kann aber ein Assessor mit 3 fl. reisen? Denn ein Reitpferd bestimmt er nicht, einspännig führt ihm Niemand, und die Dienstpferde des LandRichters gehen ihm nichts an, ja die SchreibersDiäten, die einen Beitrag für die Reisekosten geben konnten, sieht der geizige LandRichter als eine Silberquelle für sich an! —

4. Auf dem Land, heißt es, ist wohlfeiler zu leben. Wer dieß sagen kann, der hat nie auf dem Lande gelebt, und wer dieß sagt, den heiße ich einen Lügner, und gebe ihm auf Verlangen Genugthuung. Was kostet schon Logie und lieber Gott, welche Logie? Eine voll Natten, Mäuse, Schwaben und Wanzen, voll Wind und voll Kälte. Will der Assessor eine für einen gebildeten Menschen zustehende Logie, wo er beständig seyn und arbeiten soll, in Anspruch nehmen, so entgegnet ihm der LandRichter: Cy was, warum haben sie geheirathet, und kein Prinz sind sie auch nicht, ich kann ihnen, wenn die beim stinkenden Gerber, beim hammernden Schmid oder Weber nicht taugt, keine andere Logie verschaffen! — Was kostet das Holz? Ein ordentlicher Bauer, der Holz verkaufen könnte, thut es nicht: denn die edle ForstWirtschaft bringt gar viele Früchte! und wenn er auch welches verkauft, so giebt er es nicht an den Assessor, weil er glaubt, er müsse es ihm wohlfeiler geben. Ein liederlicher oder jüdischer Bauer hängt ihm dagegen das Holz, was kaum zum Gebrauch ist, um Sündgeld an. Kauft er sich in der Zeit vor, so wird es ihm gestohlen. Das Aufkaufen selbst ist ihm kostspielig, und zeitraubend. Läßt sich der Assessor auf den Land ein Kleid machen, so ist es so, daß er sich damit nirgends produziren kann; so muß er alles mit doppelten Kosten sich verschaffen! —

5. Daß der LandRichter alle Feiertage und sonst spaziren fährt, und der Assessor Haus halten muß, versteht sich ohnehin: denn der LandRichter, Herr von so großen Ländereien und Sorgen, muß eine Aussteuerung haben, und dann gehört ja das Arbeiten und das Wachen nur dem Diener nicht dem Herrn. Die Arbeit eines Assessors sollte man gerade mit der KopfArbeit eines Adlers vergleichen, der muß auch immer ziehen oder geprügelt werden! —

6. Woher mag nun aber all dieß Unheil kommen? Wer zweifelt, als von dem großen Umfang der LandGerichte und der Trennung der RentGeschäfte, dann der dormaligen Vielschreiberei, wodurch die Arbeit nicht nur vermehrt, sondern durch die großen Nebenarbeiten z. B. BesteuerungsWesen, Orts- und PatrimonialGerichtsOrganisationen, Kriegs- und MarschSachen und Liquidationen, StaatsGelderAnlehensBeschäftigungen, Konfiskation und LandWehr, GemeindeWahlungen und Wahlen, Stiftungs- und MagistratsWesen, KollegialVerfassung, und neues KriminalGesetzBuch u. s. w. unübersteiglich gemacht wurden. Man vermehre die LandGerichte, und die Herrlichkeit der LandRichter vermindert sich, das Wohl der Unterthanen wird befördert, vertraut mit den individuellen Bedürfnissen der Unterthanen, deren Charakter studirt werden soll, kann er die ganz vernachlässigte Polizei, worüber täglich tausend Klagen in den Wind geschlagen werden, handhaben; der herrnlose Zustand und das große Unrecht der Assessoren wird beseitigt. Damit aber ja das Arer keinen Schaden hiedurch leidet, so verbinde man damit die RentKammer: denn ein LandRichter wird doch auf jeden Fall, in andern als den dormaligen Verhältnissen, jährlich mehr als 4000 — 6000 fl. dem Staate verdienen; weshalb man ihm wohl mit Profit einen Gehalt von 12 — 1500 fl. geben kann. Statt unzufriedenen das jus absolvierten Müßiggängern oder schädlichen WinkelAdvokaten, wird der Staat brave Diener erhalten, auf die er sich in jeder Gefahr verlassen kann, welche gerne in Zeiten der Noth die Feder mit dem Degen vertauschen, und fürs Vaterland kämpfen. Vox populi.

Assessor functionarius.

Ueber Gewerbsfreiheit.

Der Unterzeichnete hörte während seiner mehrjährigen Praxis und Dienstzeit im Negat-OberMain- und OberDonaukreise öfters über Beschränkung der Gewerbe klagen; und laut schon wurde fast allgemein der Wunsch geäußert, daß Freiheit der Gewerbe im KönigsStaate Baiern eingeführt werden möchte.

Mögen hundertjährige Theorien und alte Compendien der StaatsWirthschaft diesen GrundSatz bestreiten, die große Lehrmeisterin, Erfahrung, spricht dafür; und der unaufhaltsam fortschreitende ZeitGeist erträgt keine Beschränkung des Handels und der Gewerbe; kennt und duldet keinen ZunftZwang! Gerechtigkeit, Sicherheit und Freiheit sind absolute Bedingungen des Wohlstands der Unterthanen, und wo der Staat diese im schönsten Sinne des Wortes gewährt, blüht auch Handel und Wandel, und alle Art der Gewerbe. Alle Gewerbe ohne Unterschied haben den Zweck, dem, der sie treibt, seinen Bedarf zu verschaffen, und sie sind vollkommener und blühender, in je größerer Masse sie dieß thun, und den, der sie treibt, bereichern.

Wenn bei einem Gewerbe ein großer Gewinnst fortdauernd gemacht wird, so lockt dieser

eine Menge Anderer, dieß Gewerbe zu ergreifen. Dieß wird dann wieder diesen Gewinn unter viele theilen, und für den einzelnen geringer machen, weil nach der allgemeinen Regel des Preises die vielen Konkurrenten nur durch wohlfeilen Preis ihrer Arbeiten Käufer derselben locken können. Wenn hingegen eben dadurch der Gewinnst des Einzelnen wieder zu gering wird, so werden viele das Gewerbe wieder verlassen, wenige sich ihm widmen; und so stellt sich alles wieder in das richtige Verhältnis: daß nicht mehr und nicht weniger sich einem Gewerbe widmen, und als nöthig ist für die übrigen.

Die Sorge, wie oder bei welchem Gewerbe die Menschen leben werden, ist keine Sorge des Staats, sondern jedes Einzelnen selbst. Der Staat thut schon genug, wenn er Freiheit des Erwerbs gewährt, oder diese nicht stört. Wenn ein Mann ein Gewerbe an einem Ort anfangen will, so kann der Staat der Untersuchung nicht entgehen, ob er dabei bestehen werde oder nicht. Noch weniger kann das Gewerbe ihm gewährt werden; denn daß Jemand es treiben will, zeige ja, daß er dabei zu bestehen hofft. Kann man glauben, er wisse nicht besser diese Hoffnung zu berechnen, als die Obrigkeit, welche weder das Gewerbe so kennt, wie er, noch seine, noch des Orts Umstände?

Wie jeder sich endlich nähre, ist seine Sorge; und die Sorge des Staats, daß er das mit Freiheit und Sicherheit nach seinem Gefallen könne, daß jedem frei stehe, auch von einem Gewerbe, wenn er will, zu einem andern überzugehen, und daß Niemand unredlich sich nähre.

Der Druck des ZunftWesens ist offenbar den Handwerkern und Gewerben nachtheilig. Zünfte sind Gesellschaften, welche allen, die nicht ihre Mitglieder sind, das Treiben eines Gewerbes zu verbieten berechtigt sind. Zum Mitglied nehmen sie in der Regel niemanden an, welcher nicht zünftig das Handwerk erlernt, und dann nicht einige Jahre in der Fremde gewandert hat; oft ist sogar ein Gewerbe auf eine gewisse Anzahl Meister eingeschränkt, oder die Meister sind beschränkt auf eine gewisse Anzahl von Gesellen; die Nachteile dieser letztern Beschränkungen springen klar in die Augen, nämlich als Lähmung alles Fleißes, als Ernährungs der Faulheit, als eine Uebervorthellung aller Mitbürger.

Die thörichte Furcht, daß die Meister nicht leben könnten, wenn ihrer zu viele wären, entschuldigt die Beschränkung ihrer Zahl nicht. Die besten werden immer leben können, und die schlechteren fallen dann ihren Mitbürgern nicht mehr zur Last, indem sie sich von selbst anderswo hinwenden würden; und warum will man sie lieber nicht verlieren, als den Gewinn eines bessern Arbeiters vernachlässigen? Eben so wenig entschuldigt die Beschränkung der Gesellenzahl, die Furcht, daß ein geschickter Meister die Kunden der ganzen Stadt allein an sich ziehen würde; denn wenn die übrigen gleich geschickt sind, so wird jener ihnen keine Kunden entziehen; sie mögen also mit ihm wetteifern in guter Arbeit, im Nachsinnen über die Möglichkeit der wohlfeilsten Art ihre Fabrikate zu liefern, und ihre Mitbürger werden mit ihnen selbst gewinnen.

Eben so ungewöhnlich, und nicht selten verderblich sind die LehrJahre bei den meisten Gewerben; warum soll z. B. ein Bäcker 3 Jahre lernen, was jedes Mädchen in eben so viel Wochen lernt? Und in welche Slaverie unter rohe Gesellen und Meister werden öfters die Knaben hingegeben? Wer sich einem Gewerbe widmet, mag sehen, wie es erlernt; er mag Unterricht nehmen und bezahlen, bis er glaubt, daß er sich damit als Gehülfe eines andern, oder als Meister für sich ernähren könne.

Der ärmere wird leicht für Dienste, seinem Meister geleistet, oder das Versprechen, ihm unentgeltlich nach vollendetem Unterricht als Gehülfe zu arbeiten, Unterricht finden. Wenn er als Gehülfe eines andern, wenn er als Meister für sich arbeiten kann, so muß er arbeiten dürfen, ohne daß jemand fragen darf, wie er diese Arbeit gelernt habe.

Jeder ist befugt, sich redlich zu ernähren, und wenn er bei einem Gewerbe sein Auskommen nicht findet, zu einem andern Gewerbe zu greifen. In Frankreich, in ganz Amerika, dem größten Theile von Preussen, so wie im Rheinkreise, besteht schon seit mehr als 20 Jahren eine vollkommene Gewerbsfreiheit, und aller ZunftZwang ist dortselbst verbannt. Die Erfahrung hat bereits bewiesen, daß ein Staat allerdings ohne Zünfte und GewerbsGerechtigkeiten bestehen kann.

Die Abschaffung des ZunftWesens und der GewerbsGerechtigkeiten hat bisher nicht die geringste nachtheilige Folge gehabt, weder auf den Wohlstand der Gewerbsleute, noch auf jenen der übrigen Volksklassen, sie hat sich vielmehr für den ganzen Staat wohlthätig erwiesen. Man lasse die Menschen in einer vernünftigen Freiheit leben, und jeder wird gewiß so viel als möglich sein Glück selbst zu begründen suchen.

Möchte daher die hohe StändeVersammlung auch diesen allerdings nicht unwichtigen Gegenstand der allerhöchsten Behörde zur Berücksichtigung empfehlend vorlegen!

Donauwörth am 11. März 1819.

Kern, LandGerichtsAssessor.

SittenGericht über Tödt, und Konzeptionen für LeichenSteine.

Man hat täglich Gelegenheit, so viel Curiosa zu lesen, zu hören und zu sehen, daß es schon etwas Außergewöhnliches zu seyn bedarf, wenn man hiervon ergriffen werden sollte; und doch tritt dieser Fall seit einiger Zeit wirklich nicht selten bei magistratisch polizeilichen Verfügungen ein, ja sogar bei solchen, welche die Ehre der öffentlichen Bekanntmachung in den Intelligenz- oder WochenBlättern genießen. z. B. Der Numer 19. des heurigen Schweinfurter Wochenblattes Seite 135. enthält eine Bekanntmachung des dortigen Magistrats ddo. 3. Mai 1819., vermög welcher an den Mauern des LeichenHofes die Aufstellung von Epitaphien, oder Denkmälern für Verstorbene in der Regel als verbotnen erklärt, und nur unter folgend höchst auffallenden Bedingungen zugelassen wird.

1. Behält sich der Magistrat als OrtsPolizei die Erlaubniß hiezu zu erteilen ausschließend bevor. 2. Darf ohngeachtet der erhaltenen Bewilligung die Aufstellung der Denkmäler künftig nur erst nach Verlauf eines Jahres von dem Ableben des Verstorbenen an, und nicht eher geschehen. 3. Nur wegen ausgezeichneten Verdienste der Verstorbenen werden Epitaphien gestattet, und 4. nur gegen ein nach Verhältnissen zu bestimmendes ConcessionsGeld.

Mit diesen gewiß nicht volksthümlichen Bestimmungen, läßt sich wohl nur auf gleiche Linie der seit einiger Zeit in der katholischen Pfarrei A—g entstandene Gebrauch stellen, daß der Pfarrer, oder ein Kaplan an dem Grabe der Verstorbenen — gegen alle sonstige Gewohnheit bei den Katholiken — ganz ungebetteten LeichenNeden halten, wobei sie der geheimen, oder doch wenigstens nicht allgemein bekannten LebensMomente, und der religiösen Verhältnisse der Verstorbenen

so wohl auf eine, alles Zartgefühl der Verwandten, oder Freunde im hohen Grade beleidigende Weise erwähnen, als auch selbst auf die hinterlassenen Familienmitglieder Anspielungen machen, welche so deutlich, und kränkend sind, daß hiedurch dieselben dem Spotte der Gefühllosen, und Unverständigen Preis gegeben werden.

P. im Mai 1819.

J. M.

Ueber den Verfall der Sittlichkeit.

Verehrungswürdigste Kammer der Abgeordneten!

Schön haben Sie in Ihrem Wirken begonnen; Vieles zur Sprache gebracht, das zu herzigen Noth thut. Herzlich kam Ihnen der beste LandesVater entgegen; Sie machten sich Seines Vertrauens würdig; denn Sie sprachen als Männer, voll Liebe für Ihren König und für Ihr Vaterland! Wie lasen mit reger Theilnahme Ihre freimüthigen Aeußerungen, die Alles umfassen, was Staatenwohl erhalten und vermehren kann. Durch Ihren Zusammentritt soll ein neues thätiges Leben, ein gedeihlicherer Gewerbsfleiß, eine veredeltere Geistesbildung erschaffen werden! Heil Ihrem schönen Zwecke! Am nahen Beschlusse Ihrer Berathungen, erlauben Sie mir noch eine Bitte hinzufügen zu dürfen, die einen Gegenstand betrifft, der noch nicht besprochen ward; zwar leise berührt, aber — ich weiß nicht, warum? — derjenigen Aufmerksamkeit nicht in dem Grade gewürdigt wurde, die er verdient; wenn alle vollendete Beschlüsse glückliches Gelingen haben sollen.

Dieser Gegenstand ist — der Verfall der Sittlichkeit. Dieses Ungeheuer, das mehr als die Lotteriede den Staat verheert, den besten SchulAnstalten trozt, LandesWohlfahrt verkümmert, Familien ruiniert und den Einzelnen verpestet. Die vollkommensten Geseze können nicht mehr aufhelfen, wenn diesem Uebel nicht bald gesteuert wird. Die Zahl der unehelich Gebornen, die mit jedem Jahre in Stadt und Land sich mehret, spricht diesen Verfall laut aus; und das um so mehr, weil weder der Verführten, noch dem Verführer, ein Gesez im Wege steht, das ihnen ich will nicht sagen — Strafe, nicht einmal Beschämung, oder Versuch zur Besserung bietet.

Fürchten Sie vielleicht durch StrafGeseze für den KinderMord? O, so versichere ich Sie, meine Herren! daß jetzt in dem geschlossenen Stande weit mehr subtiler KinderMord statt findet, als grober. Was das Uebel vermehrt, will ich nur Eins zum Beweise anführen. Die Magistrate mehrerer Städte, die in der That in guter Absicht den Gewerben aufhelfen wollen, hindern die Heirathen; das ist nicht zu tadeln: aber die Leute leben dann in unreiner Ehe unbeforgt fort, zeugen Kinder, die endlich den Staat belästigen. Und doch können die Magistrate diesem Uebel nicht gebieten, weil kein Gesez dagegen sich findet. Was für eine traurige Aussicht öffnet sich da in die Zukunft! Lassen Sie die besten Lehrer in wohl eingerichteten SchulAnstalten Religion und Sittlichkeit noch so eindringend empfehlen: wie die Confirmirten die Schule verlassen, warten Verführer in allerlei Gestalten auf sie, die zur Unkeuschheit sie reizen, und weg ist treue Lehre und Unterricht, weg des Vaters und der Mutter ängstliche Warnung — weg des Verführten Ruhe und Ehre! O, ich bitte und beschwöre Sie, Väter des Vaterlandes! bei dem trefflichen Herzen unsers Königs; verlassen Sie Ihre Versammlung nicht, ohne diesen Feind aller LandesWohlfahrt besiegt zu haben; geben Sie uns Geseze dafür, die der beste König gern unverleßlich machen wird; und gründen Sie so wahrhaft das Heil des Königs unsers Herrn, das Glück des Vaterlandes, das Bestehen unserer Familien, das Wohl jedes Einzelnen. Denn nur durch Sittlichkeit gedeihet das Ganze; aber durch Unsittlichkeit gehen Staaten zu Grunde!

Diri et salvavi animam!

Patriota Bavarus.

Ueber das Duell: Wesen.

Während auf allen Seiten gegen den Zweikampf — zwar nichts gethan, aber doch viel — gesprochen wird, während man überall über DuellGesezen, (Gesezen einer gesetzwidrigen Handlung!) brütet, sey es auch einem SchulJuchsen erlaubt, seine Meinung über diesen Gegenstand wenigstens zu Papier zu bringen, da er sie laut zu äußern nicht wagen darf, wenn er nicht Lust hat, sich mit dem ganzen Haufen herum zu hauen, zu stechen und zu schießen, der in diesem, — die Menschheit entehrenden Gebrauche sein schönstes Privilegium erblickt.

Die Widersinnigkeit des Duells, diese Geburt der Barbarei und des Aberglaubens ist — wenn sie eines Beweises bedürfte — bereits hinlänglich dargethan worden; aber trotz aller Maasregeln gegen dieses Uebel, wurde dessen Wurzel doch nie gehoben.

Meiner Ansicht nach liegt diese in verbreiteten falschen Begriffen von der Ehre; und es möchte wohl der Mühe werth seyn, auf den Akademien bei Anfang eines jeden Semesters einige gehaltvolle Vorlesungen über diesen Gegenstand zu geben, und die Studirenden zum Besuche derselben anzuhalten.

Auch bei dem Militär könnten ähnliche Maasregeln viel gutes bewirken, wenn von oben herab mit Einsicht und Energie verfahren wird; denn der Untergeordnete kann und darf seine bessere Ueberzeugung nicht laut werden lassen, will er sich nicht dem Verdachte der Feigheit und mancherlei Verfolgungen aussetzen.

Die strengsten Verbote gegen den Zweikampf waren bisher noch nicht im Stande, ihn zu unterdrücken; man glaube aber ja nicht, daß durch Errichtung von EhrenGerichten diesem Mangel abgeholfen werden könnte; denn bald würde es für eben so entehrend gehalten werden, vor das EhrenGericht zu gehen, als den Zweikampf auszuschlagen. Es scheint vielmehr der HauptGrund des Uebels darin zu liegen, daß der Geforderte eben so hart bestraft wird, wie der Fordernde. Wie kann der Staat beiden gleiche Strafe auferlegen, da er doch nicht im Stande ist, den ersten — wenn er den Zweikampf ausschlägt, gegen die Folgen zu schützen? Der Geforderte hat nur zu wählen zwischen dem Kampf mit Einem, oder der Verfolgung des ganzen Haufens. Wenn er sich schlägt, ist es reine Nothwehr und keine bestrafenswürdige Handlung. Ist es dem Staate Ernst, den Zweikampf abzuschaffen, was jedoch die bisherige Handhabung der DuellMandate noch nicht außer Zweifel gesetzt hat; so lasse er — der Zweikampf mag ausfallen wie er will, — den Geforderten von der Strafe frei, bestrafe aber den Forderer mit dem Verlust seiner Freiheit und Ehre; dann ist der Kampf ungleich und hebt sich von selbst, jeder wird sich hüten, ihn anzuzetteln, und lieber, wenn er beleidigt zu seyn glaubt, vor seinem gesetzlichen Richter sich Recht zu verschaffen suchen, als in ein unvermeidliches Verderben rennen.

Juchs.

Zweites SeptemberStück 1819.

Ueber Denunciationen und Anschuldigungen, welche bei der zweiten Kammer der Ständeversammlung gemacht werden.

(Eingefendet von einem bayerischen LandBeamteten.)

Indem ich vorläufig die Erklärung des Veridicus Bavarus wiederhole, daß auch ich von allen Menschen das Beste denke, und daß ich deswegen bei keinem der Männer, welche das Vertrauen des Volkes zur Berathung über seine wichtigsten Angelegenheiten berufen hat, unreine oder bössliche Gesinnungen vermute, fällt es mir bei dieser rechtlichen DenkArt um so härter auf, daß einige Abgeordnete aus der zweiten Kammer der Ständeversammlung eine ganze Klasse von StaatsDienern in öffentlicher Ständeversammlung verunglimpfen, und an ihrer Ehre beleidigen dürfen, ohne den mindesten Beweis über ihre schweren Anklagen abzugeben.

Ich kann nicht bergen, daß es bei einer solchen Art zu denken und zu handeln, nur ein leichtes Spiel sein dürfte, jede Klasse von StaatsBeamteten, im Angesichte der bayerischen Nation, welche durch ihre Abgeordneten repräsentiert wird, verdächtig zu machen, oder sie wohl gar als ungerechte und treulose Diener darzustellen. Die Konstitution des Königreiches gebietet Freiheit der Meinungen mit gesetzlicher Beschränkung gegen den Mißbrauch — sie verordnet auch Gleichheit der Geseze, und vor dem Geseze.

Diese heiligen GrundSätze werden aber offenbar verletzt, wenn man öffentlich behaupten darf, daß bei den LandGerichten die größten Unordnungen herrschen, daß man nach einem Zuwarten von acht und noch mehr Stunden erst zu einem Assessor vordringen könne; daß sie keine Marschrechnungen abgelegt, und Gelder unterschlagen hätten. 2c. — Ich habe selbst seit vielen Jahren die landgerichtlichen Geschäfte betrieben, und bin überzeugt, daß die LandGerichte diese schweren Beschuldigungen nicht verdienen! Wozu sollen also derlei allgemeine Vorwürfe dienen?

Einige (drei) Abgeordneten haben es nicht der Mühe werth gehalten, ein einziges dieser LandGerichte zu benennen, wo derlei Unordnungen herrschen — sie haben gar keine Beweise hierüber aufgestellt: Glauben sie vielleicht, daß ihre Worte schon unbedingten Glauben verdienen? In dieser Hinsicht möchten sie sich wohl schon öfter, und auf sehr einleuchtende Art vom Gegentheile überzeugt haben: Oder glauben sie vielleicht gar, daß Abgeordnete sprechen dürfen, was ihnen zu Sinne kommt? Auch in dieser Hinsicht wird sie die öffentliche Meinung strafen, wenn sie auch sonst keinen Richter zu fürchten hätten. Möchten doch diese Abgeordneten bedenken, daß auch sie StaatsBürger seyen; und daß es ihre Pflicht erfordert hätte, nach dem StrafGesezbuche die Schuldigen anzuzeigen, nicht aber eine ganze Klasse von StaatsDienern wegen PflichtVerletzung anzuklagen. — Möchten sie ferner bedenken, daß es die heiligste Pflicht eines Abgeordneten seyn müsse, sein Urtheil nur auf Wahrheit und Gerechtigkeit zu gründen, und daß nur hiedurch die Weisheit ihrer Berathung verstärkt werden könne.

Möchten sie endlich bedenken, daß wenn sie schon (nach von Hornthals Meinung) nicht berufen sind, zu loben, und in die Posaune zu stoßen, sie ja auch nicht berufen seyn werden, alles zu tadeln, noch weniger aber die Ehre einer ganzen Klasse von achtungswerthen StaatsDienern in Mitte einer ehrwürdigen Ständeversammlung zu verunglimpfen, deren erste Pflicht es seyn muß, die Ehre des mindesten StaatsBürgers in Schutz zu nehmen, und so die Konstitution, welche nach Titl IV. §. 8. jedem StaatsBürger die Sicherheit seiner Person, seines Eigenthums, und seiner Rechte gewährt, zu handhaben.

Ob nun ein von Hornthal und zwei Consorten die objectiven und subjectiven Gründe über die allgemeine Verdorbenheit und Sträflichkeit der LandGerichte durch ihre immer fertige Posaune herauszugeben belieben wollen? ob sie es nicht müssen? und wenn sie nicht wollen, oder können; welches Urtheil sie sich selbst sprechen, und gefallen lassen müssen? überlasse ich der öffentlichen Meinung.

Gedanken und Berichtigungen über Justiz.

Um Projekte durchzusetzen, muß man die bestehenden Einrichtungen schlecht und verächtlich machen, — der Zweck muß die Mittel heiligen. — Nach diesem GrundSatz erlauben sich einige Sprecher in der zweiten Kammer der Ständeversammlung über die bayerische JustizVerfassung herzufallen, sie gleich einer feilen Meze des Landes zu verweisen, und an ihre Stelle (als Ideal aller Schönheit und Vollkommenheit) die öffentliche Justiz zu erheben und zu rühmen.

Welcher unbefangene Baier kann wohl die Nummern 61, 63, 65, 67, 68 und 69. der LandTagsZeitung lesen, ohne von gerechtem Unwillen über die Lasterungen ergriffen zu werden, welche der bayerischen Justiz- und GerichtsVerfassung, den höhern und niedern GerichtsStellen, Fiscalen und Advokaten gemacht werden?

Was wird sich erst das Ausland von Baiern, und dessen Regierung denken, wenn die StellVertreter des Volkes nur Böses und Schimpfliches auszusposaunen wissen? — Und damit ihnen Niemand zu widersprechen wagen möge, die gespannte Pistole entgegen halten, und Jeden für einen Feind und Betrüger am König und Volke erklären. (Videatur Pro. 65. — Antrag des Abgeordneten Behrl.) welcher nicht ihrer Meinung huldigen will.

Als Beweise gegen die schlechte JustizVerfassung citirt von Hornthal ein paar Spanferkeln aus einer GantMasse, und einen vermischten höchst wichtigen Akt, welcher die Dienste eines FußSchämels in einer gewissen Kanzlei vertreten haben soll. — Damit aber diese unbescheinteten Vorgaben mehr Glauben erregen, so secundiren ihm die Herren Gruber und Dietrich, und behaupten, daß man vorzüglich bei den LandGerichten nur Unordnungen, Bedrückungen und Unzweue erfahren müsse, — daß es endlich gar keine unabhängige Justiz gebe, weil noch immer Ad ministrativ- StaatsRaths- und MinisterialJustiz existiren. — Uebrigens belieben diese Herren keine nähern Beweise in objektiver und subjektiver Hinsicht zu geben, sondern glauben, daß ihre Worte schon für solche gelten mögen. — Um aber diesen Gräulen der seitherigen JustizVerfassung verhänglichst abzuhelfen, wissen sie kein anderes Heilmittel vorzuschlagen, als die ohnehin vom Volke allgemein erwünschte öffentliche Justiz einzuführen.

Nun frage ich aber, wie kann eine hohe Ständeversammlung sich überzeugen, daß die seitherige JustizVerfassung wirklich so schlecht sey, wenn von ihren Gegnern nicht vollkommene Beweise hierüber gemacht werden, welche eine Ueberzeugung begründen können? Ich frage ferner, wie kann eine hohe Ständeversammlung über die Adoption einer öffentlichen JustizVerfassung, mit der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessenen Ueberzeugung abstimmen, wenn die Mitglieder derselben nicht ein getreues anschauliches Bild dieser neuen Justiz vorläufig erhalten, und hiedurch ihre Begriffe aufklären? Soll man etwa die Lage im Saße kaufen? — Ich frage endlich noch, wie kann die Adoption der öffentlichen Justiz schon gegenwärtig als ein Wunsch des Volkes herausgestrichen werden, da es doch gewiß ist, daß (den Rheinkreis ausgenommen) unter 8000 Baiern kaum Einer etwas davon wisse! und folglich auch das gänzlich Unbekannte nicht vernünftig gewünscht werden kann. — Einsender dieß ist selbst ein JustizBeamteter, und er schämt sich nicht zu bekennen, daß weder er noch viele seiner Kollegen sich ein klares Bild entwerfen können, — um so weniger werden dieß Viele von den Abgeordneten können, welche nur schlichte, obschon sehr verehelichte LandMänner sind. — Ehre dem Ehre gebührt!

Ich widerspreche nicht, daß die gegenwärtige JustizVerfassung manche Gebrechen habe; ich glaube auch, daß die öffentliche Justiz sehr viel Gutes besitze, jedoch, gleich jeder menschlichen Institution, ebenfalls von allen Gebrechen nicht frei seyn werde! — Indes ist es doch mit unserer gegenwärtigen Justiz noch lange nicht so arg, als uns ein Herr von Hornthal und Cons. weiß machen wollen. — Ich kenne z. B. in meiner Nähe zwei LandGerichte, wo sich keine Advokaten befinden; eben so kenne ich ein größeres LandGericht von 20,000 Seelen, wo sich nur ein Advokat, vor 20 und 30 Jahren aber; vier Advokaten befunden haben; in eben diesem LandGerichte hat sich seit 15 Jahren ein einziger GantProzeß ereignet, und es werden allda jährlich im Durchschnitt höchstens zwölf schriftliche Prozesse verhandelt. —

Die Bescheidenheit verbietet mir, dieses LandGericht zu nennen; auf Erfordern aber kann es genannt, und die Bestätigung des Gesagten vom hohen JustizMinisterium beigebracht werden. — Derlei Gerichte wird es ungezweifelt noch viele in Baiern geben, welche ähnliche Resultate aufweisen könnten, — und welche durch regelmäßige Verhöre und GüteVersuche die Prozesse abzuschneiden wissen. — Ich kann mir daher nicht recht vorstellen, daß durch die öffentliche RechtsPfleger noch ein besserer Erfolg erzielt werden könnte. —

So sehr mich nun die unerwiesenen Schmädhungen und Beschuldigungen gegen die bestehende GerichtsVerfassung und ihre Beamten zur Empfindlichkeit reizten, so sehr erfüllte mich dagegen die vortreffliche Rede des Abgeordneten Köster (vid. Nro. 68. der LandTagsZeitung) mit herzlicher Freude; nur ein Mann vom besten Herzen und aufgeklärten Verstande kann so sprechen — und mit edler Freimüthigkeit erklären, daß er das traurige Bild unsrer JustizVerfassung, welches in der Ständeversammlung täglich mit den grellsten Farben bezeichnet werde, nur hieraus habe kennen lernen, daß aber (zur Ehre von Baiern sey es gesagt) ihr Gebrechen mehr in der dem ZeitGeiste nicht mehr angemessenen Organisation der Justiz- und GerichtsVerfassung, als in den Personen liege. — Solche Charaktere und Urtheile, die sich so offen und bieder aussprechen, nur auf Ueberzeugung sich gründen, und entfernt von Partheilwuth und pöbelhaften Ausfällen nur das allgemeine Beste bezielen, verdienen allgemeine Verehrung und dankbare Anerkennung von Seite des Volkes.

Ueber die MähnahtAnlage oder ZugViehSteuer in Baiern.

Zu unserm Vaterlande Baiern ist bereits zu Bestreitung eines Theils der StaatsLasten die Grundsteuer nach aufgestellten StaatsPrinzipien beinahe allgemein eingeführt; welche Art Besteuerung — wenn die erst aus der praktischen Anwendung sich an's Licht stellenden Mängel an gleichzeitiger Konkurrenz seiner Zeit ergänzt seyn werden — besonders für den Agrikulturstaat Baiern als eine der passendsten anerkannt wird.

Außer dieser bestehen auch die Steuern: von Häusern, von DominikalRenten, von Gewerben, vom ZugVieh, und von den Familien selbst als direkte Auflagen, wodurch die Theilnahme an den StaatsAbgaben so viel möglich auf die verschiedenartigen ErwerbsZweige ausgedehnt ist.

Bei dieser Besteuerungsmethode ist der erste und schlichteste GrundSatz: „daß jeder Ansässige nach Maaßgabe seines aus was immer fließenden Erwerbes an den allgemeinen StaatsLasten trage, ohne die Mittel hiezu, insofern es nicht Realitäten sind, insbesondere zu versteuern, welche Erwerbsmittel noch weit mannigfaltiger als die Erwerbe selbst sind.“

Der LandMann aber, dessen VermögensBesitz größtentheils in besteuerten liegenden Gründen, Vieh und unbedeutender Fahrniß besteht, hat nebst der Steuer von den Gründen auch eine solche von seinem nähernden ZugVieh zu reichen, welche letztere vor der Erscheinung des SteuerMandats pro 18 11/12 den Namen MähnahtAnlage als WegGeldSurrogat trug, und in dieser Eigenschaft zum Straßen- und Brückenbau verwendet zu werden bestimmt war.

Die Erhebung der MähnahtAnlage gründete sich auf die eigenen Angaben der ZugViehBesitzer, die ZugViehSteuer aber auf eine neuerliche amtliche Beschreibung, welche die Richtigkeit des Bestandes vollkommen bewahren sollte. Diese Abgabe ist in Ansehung ihrer Vertraglichkeit mit der Grundsteuer sowohl, als in Hinsicht der Norm ihrer bisherigen Erhebung einer genaueren Betrachtung würdig.

In Anbetracht nun, daß 1. das ZugVieh des LandMannes erstes Mittel ist, aus seinen FeldGründen, welche nur mit diesem einen steuerbaren Werth haben, etwas zu erzeugen; 2. die natürliche Lage und die verschiedenen Eigenschaften der FeldGründe die nöthige Zahl dieses Viehes bestimmen, so, daß ein BauernGut, dessen Feldungen die Wohn- und WirtschaftsGebäude zunächst umgeben, weniger solche und geringere MähnahtStücke als ein anderes von gleichem aber weit entlegenerem und zerstreuten FeldBestand erfordert; (bei diesem letztern besteht nicht bloß eine größere Last, sondern es herrscht auch das Hinderniß, diese Gründe zu verbessern, auf welche Verhältnisse bei der Bonitirung und Einvertheilung der Gründe zur Steuer keine Rücksicht genommen ist) 3. der LandMann mit seinem zehrenden MähnahtStande verschiedene Frohnden, als Militär- und BaugantenVorspann, SalzTransporte, StraßenAufsuh, VicinalStraßenHerstellung und Unterhaltung zc. zc. in Friedenszeiten, dann welche häufige Vorspann, SchanzArbeit, Magazins- Monsturs- Armaturen- LazarethTransporte zc. neben den erstern in Kriegszeiten mit öfters großen Aufopferungen, theils gegen geringe Vergütung, theils unentgeltlich, leisten muß: — ergibt sich, daß der LandWirth durch diese ZugViehSteuer doppelt ins Mitleiden gezogen wird, und dieselbe

in Folge dessen nicht Statt finden sollte. — Will man aber diese Abgabe damit rechtfertigen, daß selbe das Surrogat des Weggeldes bilde, so stellen sich die weiteren Rücksichten entgegen: daß a. der Bauer seinen Erwerb nicht wie Bothen, GüterFührer, GetreidKauderer, Reisende zc. auf Chausseen findet, sondern selbe nur hie und da eine kurze Strecke bei Verführung und Verwerthung seiner Erzeugnisse befährt, und hiefür durch die weit unter dem Verdienst bezalt werdende StraßenAufsuhren die Vergütung leistet; — b. die Erhebung des WegGeldes demjenigen nie zu drückend seyn kann, der es nach der Natur der Abgabe, und dem Maaße seines Gebrauches der Chausseen zu bezahlen schuldig ist.

Die Erhebung der ZugViehSteuer geschieht nach dem beim Rentamt längst beschriebenen Stand, mit der Zumuthung, daß jedes seither — gleichviel ob zum Verkauf, in die Reserve oder zur Schlachtung — eingestellt oder erzogene weitere MähnahtStück angezeigt, und versteuert werde. Bei der Verfallzeit dieser Steuer ist nun z. B. bei einem, der mit 2 Pferden und 2 Ochsen konfribirt, ein Pferd zu Grunde gegangen, ein Ochse gebrechlich, und daher zur Schlachtung verkauft worden; bei einem andern acht Tage zuvor aus Liebhaberei ein Rennpferd, dann 2 ZugOchsen in der Absicht, ältere solche zu mästen, eingestellt worden. — Mit Unrecht wird nun von Erstern die Steuer für 4 Stücke gefodert, und der Letztere ist für die 3 weiteren Stücke keine solche schuldig; jener hat volle Ursache zu klagen, und beruft sich auf diesen, der weitere 3 Stücke ohne mehr zu zahlen besitzt. Hiedurch entstehen nachtheilig folgenreiche Feindschaften unter Nachbarn, wobei eines Theils die Mängel der Erhebungsnorm, andern Theils scheinbare Partheilichkeit in den Meinungen der LandLeute sich durchkreuzen, und der Beamte unverdient der Härte beschuldigt wird.

Sollte nun ohne Berücksichtigung dieser aufgezählten Verhältnisse der GrundSatz der ZugViehSteuerErhebung beibehalten werden wollen, so soll doch wenigstens zu Vermeidung der aus der bisherigen Art der Erhebung dieser Steuer hervorgehenden Mißlichkeiten unter den Gliedern der Gemeinden und Korporationen eine festere und schicklichere Basis angelegt, und nach selber die Verzeption festgestellt, somit der schädliche schände Wahn aufgegeben werden, daß in dieser SteuerKonkurrenz eine strenge Genauigkeit weder von Seite der ZugViehBesitzer, noch von den Rentämtern in Fortführung der ViehstandsListen, nach den sich täglich ergebenden Veränderungen, möglich sey. Es bedarf keiner Auseinandersetzung der Ursachen, aus welchen sich der ViehStand täglich ändern kann. Man beurtheile dann mit den billigsten Rücksichten den strengsten Bedarf an solchem ZugVieh eines jeden aus seinem GrundBesitz, unter Voraussetzung der schicklichsten Arrondirung, lasse denselben unverändertlich versteuern, und sodann die Freiheit, eine Mehrzahl zu den verschiedenen Zwecken seines Betriebes einzustellen. Dann beneidet keiner den andern um ein überzählig und unbesteuertes Stück Vieh, und die Folgen werden in mehreren Hinsichten nützlich seyn.

Diese SteuerGrundlage wäre jedoch nur von dem sich ausschließend mit der LandWirthschaft ernährenden Stande zu verstehen, und um so leichter, schneller, mit den unbedeutendsten Kosten herzustellen, als sie ein LandGerichtsBeamteter mit Zuziehung von 3 — 4 GemeindeVorständen auf den Grund der SteuerKataster oder SteuerFassungen in seinem Amtslokale binnen wenigen Tagen nach einer allgemein geltenden Instruktion ausmitteln könnte. Ungleichheit der FeldGrößen zwischen den Katastern und Fassungen möchte einseil, darum nicht zu beachten seyn, weil das SteuerProvisorium an sich schon drückender, als das Definitivum gefühlt wird.

Wie nun diese meist auf lockern Grunde gehenden DefonomieBetriebsMittel dadurch besonders zur SteuerKonkurrenz gezogen würden, so müßten zu gleichzeitiger Vertheilung dieser Bürde auch solche straffen- und pflasterretende Mittel der GewerbeFreienden — jedoch mit besonderer Berücksichtigung der schon wegen großer Defonomie konkurrierenden Bräuer auf dem Lande — nach billiger besonderer Klassifikation angelegt werden, weil die Grundsteuer auch als Gewerbesteuer des Bauern anzusehen ist. LuxusPferde sind um so mehr in Konkurrenz zu ziehen, als diese beinahe ausschließend auf Straßen laufen, und weder bei Ausbesserungen noch neuer Herstellung derselben mitarbeiten. u. s. f.

Ueber GewerbsFreiheit.

Bis jetzt bin ich in meiner Einsicht immer der Meinung gewesen, daß man ein gültiges wohlverordnetes Recht auf alles habe, was man gekauft oder geerbt hat, in so fern es keinem von den LandesGesezen verbotenen Gegenstand betrifft. Dank, tausend Dank sey es aber dem hochgelehrten Herrn LandTagsDeputirten Prof. Behr, der mich von diesem für die Menschenrechte so verderblichen Irrthume befreite. Ein jeder Mensch (sagte der Herr Professor in der Sitzung vom ersten Mai) hat das Recht zu existiren, und folglich sich Nahrung zu erwerben, sich auch mit an den Tisch der Natur zu setzen. Wer wird dieses Recht bestreiten? Daraus folgt der Herr Professor, daß man allen denjenigen, die GewerbsBerechtigkeiten geerbt oder gekauft haben, wäre es auch von der Regierung, diese Berechtigkeiten mit Recht abnehme, und daß sie eben so wenig berechtigt seyen, Entschädigung dafür zu verlangen, als der Adel für die Privilegien, die man ihm genommen hat; denn die andere Menschen haben das unveräußerliche Recht, sich auch mit diesem nemlichen Gewerbe Nahrung zu verschaffen; und allgemeine Menschenrechte gehen den positiven vor, denkt der Herr Professor. Ich danke dem Himmel, daß endlich die Nacht barbarischer Zeiten von diesem hellen Lichte verschluckt worden ist. So werde ich auch mir Brod verschaffen können, ohne darum andern Menschen, wie ich, zu dienen; was mit der Würde eines freien Menschen wohl nicht verträglich ist. Ich habe zwar kein HandWerk gelernt; allein ich habe ein paar gesunde Arme, die arbeiten können; ich bin auch Mensch, und habe ich auch das Recht mir Nahrung zu verschaffen. Warum kann ich nicht in das nächste beste Feld gehen, und pflanzen und säen, und ernten? Weil einer das Stück Feld gekauft, oder geerbt hat, kann er mein unveräußerliches Menschenrecht beeinträchtigen, mich von dem Boden zu nähren, auf welchem ich geboren bin? Höchstens soll er das Feld behalten, so lang er die Geschicklichkeit und die Kräfte hat, es zu bearbeiten; aber dann muß er es einem andern überlassen, der gesunde Arme hat wie ich, und so auch selbst seine Nahrung daraus ziehen kann; denn wenn es wahr ist, was der Herr Professor Behr mit einem so außerordentlichen Scharfsinn bewiesen hat, daß es gegen die Menschenrechte sey, ErwerbsBerechtigkeiten zu erben oder zu kaufen; weil es das Recht beeinträchtigt, das jeder Mensch hat, mit jedem Erwerb sich seine Nahrung zu verschaffen: so ist es auch Unrecht, Felder zu kaufen oder zu erben, die noch mehr als die Gewerbe zur Ernährung aller Menschen bestimmt sind.

Ich bitte also inständig die Direktion der bayerischen Landtagszeitung, dieses mein Verlangen in einem ihrer nächsten Nummern aufzunehmen, damit es zur Kenntniß des Herrn Professor Behr komme. Ich zweifle dann nicht, daß er einen Antrag machen wird, der mir zur Erlangung meiner Menschenrechte helfen wird, und wenn ein bevorrechteter Eigenthümer aus Egoismus oder KastenGeist sich dagegen setzt: so wird er mit seiner tiefen und hellen Gelehrsamkeit ihn zu rechtweisen, und ihm sonnenklar zeigen, daß die Rechte aller Einzelnen zerstört werden müssen, um die allgemeinen Menschenrechte und die Wohlfahrt der Menschheit einmal festzugründen.

Mugsburg den 9. Mai.

M. L.

Ueber Gemeinde- und Stiftungsverwaltung.

Bereits haben einige Städte, welche bedeutende Kommunal- und StiftungsWaldungen besitzen, bei den königlichen KreisRegierungen bittliche Anträge gestellt, daß ihnen die Administration über selbige, mittelst Wahl und Aufstellung eines eigenen wissenschaftlich gebildeten Försters, unter Oberaufsicht der KreisForstPolicei, überlassen werden möchte.

Wenn die Realisirung dieser Anträge nicht nur für die StaatsCasse vortheilhaft erscheint, so ist sie auch in Bezug auf die Verfassungslücke, welche den Gemeinden die eigene Verwaltung ihres Vermögens zusichert, ausfühbar und gerecht. Vortheilhaft für die StaatsCasse würde sie deswegen seyn, weil durch die Uebergabe dieses Verwaltungszweiges an die Städte eine Verminderung des königlichen Forst- Ober- und UnterPersonals durch Zusammenziehung der Reviere eintreten, und hierdurch dem Staate eine nicht unbedeutende Last an Besoldungen resp. Pensionen mit der Zeit erspart würde.

Sie wäre ausfühbar, weil den Städten durch die Ueberlassung einer eigenen Forstverwaltung keine neue Last aufgebürdet, sondern die bisher von dem königl. Ober- und UnterForstPersonal bezogene Tantieme zur Besoldung des städtischen ForstPersonals hinreichend wäre, wie dieses durch Beispiele erforderlichen Falls leicht nachgewiesen werden könnte.

Sie wäre gerecht, da die Verfassungslücke selbst den Gemeinden die Verwaltung ihres Vermögens ausdrücklich zusichert, worunter doch gewiß auch die bei manchen Städten so bedeutenden Besoldungen an Kommunal- und StiftungsWaldungen zu verstehen sind.

Uebrigens würden auch die Gemeinde- und StiftungsWaldungen mit weit mehr Sorgfalt, als bisher geschehen, behandelt und gepflegt werden können, welches bei der zu großen Extension der Forstämter bisher nicht möglich war; auch würden manche Reibungen zwischen den Magistraten und dem königl. ForstPersonal wegfallen, und hierdurch den königl. KreisRegierungen manche lästige und zeitversplitternde Arbeit erspart werden. Sollten jedoch, wie ich kaum glaube, unter dem oberen ForstPersonal, welches ohnehin überreichlich besoldet ist, sich einige finden, welche von Interesse geleitet wegen Verminderung ihrer Emolumente, welche sie ohnehin nicht als Besoldung, sondern nur als Diäten beziehen, gegen die Anträge der Städte zu Einwendungen sich berechtigt glauben: so möchten dieselben erst beherzigen, daß das StaatsInteresse dem des PrivatBeutels vorgeht, und daß sie bei dem Verlust der bisher von den Kommunal- und StiftungsWaldungen bezogenen Tantiemen auch der wenigen Mühe entzogen werden, welche sie bisher zum Theil auf die Respizienz derselben verwendet haben.

K.

Ein Wort über Anstellungen.

Daß nicht allezeit der Tauglichste im Staatsdienste angestellt, nicht allezeit der Würdigste befördert wird, dieß geschieht in allen Ländern; warum will man sich also wundern, daß es in Baiern eben so ist? daß hie und da der Nepotismus seine Polypenarme ausstreckt; die QualifikationsNote auf eine Schürze geschrieben wird; Gunst und Empfehlung die beschwerliche Bahn ebnet; ein goldener Schlüssel die Pforte öffnet, dieß alles geschieht in andern Ländern; warum mag man sich also wundern, daß es auch in Baiern so ist? — Allein, was mir von keinem andern Lande noch bekannt wurde, ist, daß die Residenzstadt als der Schreckstern der Angestellten in den Kreisen betrachtet werden muß. — Wie viele erledigte Stellen, besonders Rentämter, werden denn durch andere, als aus München, oder dem Starkreise kommende Individuen besetzt? Wie viele, oder vielmehr wie wenige Beförderungen bei Kollegien, besonders beim subalternen Personal, gehen denn vor sich, ohne daß nicht ein Individuum aus München eingeschoben wird, während verdiente, schon viele Jahre angestellte Männer an der alten Scholle kleben bleiben, und um den färglichen Gehalt nach wie zuvor sich abarbeiten müssen? — Exempla prostant. — Man sehe sich in allen Kreisen um, und man wird der Belege mehr als genug finden. Allein — exempla sunt odiosa.

Ist denn München die Schule alles Wissens, daß man erst dahin wallfahrten muß, wie ehemals nach Athen, um sich sein Schärfein zu holen? — Dieß möcht' ich nicht behaupten. — Oder schöpft man dort bloß leichter aus der Quelle, weil man näher an ihr sitzt? — Oder fliegt sichs von dort aus so bequem nach allen Theilen des Reichs hin, weil sich Jeder persönlich um einen Schutzheiligen umsehen kann, der ihm die Flügel zurechtet? —

Man spricht stets von VaterlandsLiebe; man fordert VaterlandsLiebe. Gut, so suche man sie auch zu beleben. Ubi bene, ibi patria.

Möge ein Mitglied der verehrlichen StändeVersammlung diese wenigen Worte ergreifen, und, was ich wohl ausführen könnte, aber als Angestellter weiter auszuführen mich nicht getraue, mit lebendigen Farben und wahren Bildern, die ihm überall entgegen kommen werden, darstellen, damit einmal die Kreise aufhören, römische Provinzen zu seyn, die nur von der Stadt *) ihre Beamten erwarten dürfen.

M — g den 29. Mai 1819.

S — z.

*) Für Unbewanderte in der Geschichte sey hier gesagt, daß die Römer Rom nur statthm die Stadt (urbs) nannten.

Drittes SeptemberStück 1819.

Da der Herausgeber der literarischen MonatsBerichte und ErheiterungsBlätter durch seine Theilnahme an der bei Gleichmann in München vom Oktober angefangen erscheinenden: „Münchener allgemeinen Literaturzeitung“ an der ferneren Herausgabe der oben genannten Blätter gehindert ist: so hören dieselben mit dem SeptemberMonat auf.

Rüge und Wunsch, die Volksschulen betreffend.

Mit sehr großer Freude vernahm ich, daß die hohe StändeVersammlung vor Kurzem auf den Schulunterricht ihr größtes Augenmerk richtete, welches herzlichen, allgemeinen Beifall erregte. Denn eine gut belehrte und erzogene Jugend ist gewiß eines der köstlichsten Geschenke; aber der Schule entriecht hat unsere Jugend noch einen ersten Schritt zu machen. Nämlich die meisten Jünglinge sollen durch die Lehre zu dem öffentlichen bürgerlichen Leben herangebildet werden. Sie sollten einst als geschickte Bürger dem Staate nützlich seyn. Daher halten es rechtschaffene Bürger für ihre schönste Pflicht, so manchen Jüngling ordentlich zu bilden, und wollen gleichsam dadurch auch nach ihrem Tode dem Staat noch Nutzen bringen. Aber diesen rechtschaffenen Männern gegenüber stehen ganz Andere, welche Jünglinge in die Lehre nehmen, aber nicht bilden, sondern eine Magd zu ersparen, oder ein bedeutendes LehrGeld zu erhaschen suchen. Endlich soll bei solchen Herren das letzte LehrJahr Wunder wirken; da soll sich der Junge auf ein Mal bilden; da aber dieß sehr selten der Fall ist, so tritt dem solchen Mensch unwissend in die Welt, irrt als Langer nichts umher, macht sich manchmal allerlei Vergehungen schuldig, die ein trauriges Ende nehmen, oder fällt dem Staate und ArmenVereine zur Last.

Daher ist es mein sehnlichster Wunsch, auch diesem BildungsZweig einen gütigen Augenmerk zu schenken, und etwa dem Vereine rechtschaffener Bürger zu übertragen, die LehrJungen jährlich unpartheisch zu prüfen, und glaublich wird sich auch dieser Zweig bald veredeln.

K. R.

Auch zwei Beiträge zur Justizverwaltung der unteren JustizBehörden.

Erster Fall.

Im Jahr 1806 ließ ich einem bayerischen Landmann gegen eine gerichtliche Hypothek 1500 fl. Schon im ersten Jahre blieb der Schuldner mit den Interessen im Rückstand, und da auch diese späterhin nicht flossen, so sah ich mich genöthigt, den Schuldner bei seinem kompetenten LandGerichte zu belangen. Schuld und Interessen wurden als liquid anerkannt; aber nicht zur Exekution gebracht.

Es entstand nun hierüber ein Prozeß, welcher trotz der Klarheit der Sache doch über sechs Jahre dauerte; es wurden Schriften über Schriften gewechselt, und Termine über Termine gegeben, aber die Sache ging nicht um einen Schritt weiter. Einst erfuhr ich zufällig, daß der Herr LandRichter, bei welchem diese StreitSache anhängig war, in der Stadt, wo ich wohne, anwesend sey. Sofort verfügte ich mich zu ihm, und bat ihn dringend um Beendigung dieser Sache. Aber wie groß war mein Erstaunen, als mir der Herr LandRichter erklärte: Er wisse von diesem Prozesse gar Nichts. Seine anwesende Frau hingegen erwiderte: Sie habe Kenntniß von der Sache, und habe auch schon mehrmals mit dem Herrn LandGerichtsrath hierüber gesprochen; sie wolle ihm dieselbe noch ein Mal empfehlen. Da ich aber der Frau LandRichterin Nichts in die Hand druckte, so ging der Prozeß nicht weiter, und die Sache blieb beim Alten.

Glücklicher Weise wurde einige Zeit nachher eine Veränderung in den LandGerichten vorgenommen, und mein Schuldner kam nun unter ein anderes LandGericht zu stehen. Jetzt berief ich meine StreitSache bei dem neuen LandGerichte. Dieses erwiderte mir jedoch bald darauf, daß unter denen vom vorigen LandGerichte ausgehängigten Akten sich gar kein AktenStück vorfände, welches meinen Prozeß betreffe; man wolle sie jedoch einfordern. Das vorige LandGericht antwortete jetzt auf die geschehene Anfrage: Die fraglichen Akten wären nicht vorhanden. Nun mußte ich mich an die höheren königlichen Stellen wenden, und diese erließen sofort den strengen Befehl: die Akten sofort an das neue LandGericht von Seite des vorigen LandGerichts auszuhängigen. Jetzt suchte man endlich die AktenStücke hervor, und übergab sie dem neuen LandGerichte. Dießem verdanke ich, daß endlich meine Sache entschieden wurde, und ich mußte mich noch glücklich schätzen, daß ich mit mehr als 100 Gulden Kosten, und 150 Gulden Verlust an Interessen davon kam.

Zweiter Fall.

Im nämlichen Jahre 1806 kam abermals ein Landmann mit einem gerichtlichen Attestat ddo. 4. Junius 1806 zu mir, um ein Kapital von 4500 Gulden aufzunehmen. In dem obrigkeitlichen Zeugnisse stand, daß dieser Landmann sein Anwesen vor einem Jahre gekauft, und bereits 9000 fl. daran bezahlt habe; es hätten ferner keine andere Schulden auf diesem Anwesen, als 3500 fl. unablässlicher FideikommissSchulden, und da der Landmann theils zur gänzlichen Abzahlung des KaufSchillings, theils zu nothwendigen BauReparaturen ein Kapital von 4 — 5000 fl. nöthig habe, so könne unter diesen günstigen Umständen ihm ein solches Kapital mit voller Sicherheit vorgeschossen und dargeliehen werden.

Auf diese gerichtliche Versicherung, die ich nicht im Mindesten in Zweifel ziehen konnte, gab ich, und einige meiner Freunde diesem Landmann gegen Verschreibung der ersten Hypothek nach der FideikommissSchuld von 3500 fl. ein Darlehn von 4500 fl.

Vor einigen Jahren verstarb nun der Landmann, unser Schuldner; aber wie groß war unser Erstaunen, als nach der an uns geschickten gerichtlichen Vorladung, wozu alle Creditoren aufgerufen wurden, jetzt Jemand mit einem, vom nämlichen Richter ebenfalls ausgestellten gerichtlichen Zeugnisse vom 15. April 1806 auftrat, und eine SchuldForderung von 4000 fl., welche er damals vermöge dieses Zeugnisses auf das gedachte Anwesen gegen die erste Hypothek dargeliehen hatte, jetzt geltend machte!

Daraus ersieht man: erstens, der Hofmarksrichter stellt am 15. April 1806 ein gerichtliches Zeugniß über ein Landwesen aus, daß darauf, außer der gedachten Fideicommissschuld keine weiteren Schulden haften, mithin 4000 fl. ohne Bedenken auf die erste Hypothek geliehen werden können. Auf dieses Attestat wurden von dem uns unbekannt gewesenen Gläubiger wirklich die 4000 fl. hergeliehen. Zweitens, am 12. Julius 1806 stellte der nemliche Herrschaftsrichter mir und meinen Freunden einen zweiten Schuldbrief über das von uns dargeliehene Capital von 4500 fl. an den gedachten Landmann wieder auf die erste Hypothek aus, verschweigt uns aber wohlweislich in seinem gerichtlichen Attestate, daß schon früher 4000 fl. auf dieses Landwesen zur ersten Hypothek von einem andern Gläubiger hergeliehen worden sind; und hintergeht uns also mit seinem gerichtlichen Attestate, daß außer der Fideicommissschuld keine weiteren Schulden auf dem Landwesen haften. Ist dieses nicht ein richterlicher Betrug? — ein wahres Falsum? — wer wird wohl noch Zutrauen zu einem Gerichte haben, wenn dieses auf eine solche partheyische Weise verfährt, und die Unterthanen, deren Rechte und Eigenthum es schützen soll, absichtlich hintergeht? — Kein Wunder ist es also, wenn Niemand mehr Geld auf Grundstücke gegen landgerichtliche Zeugnisse und Schuldbriefe herleihen will; dadurch leiden nicht bloß die Darleiher, sondern auch die Landleute selbst, weil sie nirgendwo mehr Credit finden.

Der erste hier erzählte Fall ist abgethan; dieser zweite aber ist noch unentschieden, und kann täglich gerichtlich bewiesen werden.

Berichtigung der Fabel von Jean le Hennuyer, Bischoff von Liffieux.

Das Märchen von der edlen Handlung dieses Bischofs bei der Bartholomäusnacht im J. 1572 wird noch immer nachgebetet, ob es gleich schon 1746 der Abbé Prévost in dem *Mercur de France* in das Reich der Fabeln verwiesen hat. Noch vor Kurzem erzählt ein Schriftsteller: „Zu Liffieux war ein Bischoff (Hennuyer), der den Protestanten seinen Pallast zum Asyl öffnete, und als die Mörder die Thore einbrachen, so trat ihnen Hennuyer mit seiner ganzen Clerisey im bischöflichen Ornate, mit der Monstranze in der Hand, entgegen. Wollt ihr an sie, rief er, so tretet euren Gott und mich unter euere Füße. Dieser Vorfall hat mir oft Thränen abgelockt.“ Diese Handlung ist in der That so schön, daß man wünschen muß, sie möchte wahr seyn. Dem L. Séb. Mercier hat sie Stoff zu einem Drama gegeben; aber die Kritik hat sie aus folgenden Gründen unter die Legenden verwiesen. Die erste Erzählung derselben steht in des Claude Héméré *Historia S. Quintini*, die 1643 erschien, und zwei Jahre später in des P. Antoine Mallet *Histoire des hommes illustres du couvent de St. Jacques*. Héméré, historien sans critique et sans réputation, wie ihn die Franzosen nennen, schrieb 70 Jahre nachher erst nieder, was vor ihm kein Geschichtschreiber, kein gleichzeitiger Zeuge bezeugt. Die sehr ausführliche Grabschrift des le Hennuyer sagt nichts davon. Kein Denkmahl, keine schriftliche Nachricht zu Liffieux weiß etwas davon. Hiezu kommt noch die sonst bekannte Denkmahlart und die Verhältnisse des Bischofs. Er war es, der 1562 dem für die Protestanten günstigen Edikt vom 17. Januar sich sehr lebhaft entgegensetzte, und als heftiger Gegner der Hugenotten zeigte. Er war Hofprediger (aumonier) Königs Karl IX., und der Lieblingsbeichtvater der Katharina von Medicis, und behielte diese Stellen noch einige Jahre nach jener Blutnacht, indem er erst 1578 starb. Der Calvinist Willechanceté jusqu'au bout.) Es ist fast gewiß, daß er am BartholomäusTag 1572 nicht in Liffieux, sondern am Hof war vermöge seines Amtes, und weil sein College Amyot damals sich zu Auxerre befand, wo er seine Domkirche neu bauen ließ. Die Registratur des Rathhauses zu Liffieux enthält seit dem 9. Mai 1570 nichts von dem Aufenthalt des Bischofs in seinem Sprengel. Nicht Livarot, wie man sagt, sondern Gui du Longchamp de Fumichon war damals Statthalter zu Liffieux. Diesem und den Vorstandsmitgliedern des Tannegui le Vencour de Carrouges, und dem Municipalbeamten verdanken die Protestanten zu Liffieux ihre Rettung. Daher haben auch die gelehrten Benediktiner in der *Gallia christiana* T. XI. 802. 803. den späteren Zeugnissen des Héméré und Mallet keinen Glauben beigemessen. Man vergleiche Louis Dubois im T. XX. der *Biographie universelle* p. 72.

Zur Geschichte der BücherCensur.

Krug über die deutsche und englische Pressfreiheit (Leip. 1818) S. 7. sagt: „Es sei ihm nicht bekannt, wann und wo man zuerst auf die BücherCensur, als Mittel gegen den Mißbrauch der Presse, gefallen, und wer es zuerst gewagt habe, fremde Geisteswerke vor der Bekanntmachung seiner Censur zu unterwerfen.“ Von der Geschichte der BücherCensur finden sich Nachrichten in Joh. Beckmanns Beitr. zur Geschichte der Erfindungen Th. I. S. 95 — 103. und in Chr. von Aretin Beiträgen zur Geschichte und Literatur 1803 St. III. S. 41. 71. 1812 St. XII. S. 609.

Was die Censur gedruckter Bücher betrifft, so hatte schon 1479 die Universität zu Köln eine Aufficht über die daselbst erschienenen Bücher, wie die SchlußClausel zu Wilhelm Summa de virtutibus beweist. (Harzheim bibl. Colon. p. 312.) Spuren einer CensurCommission zu Köln über den Druck und Verkauf der Bücher finden sich in dem Concil. provinc. Colon. P. 12. c. 9. unter Erzb. Hermann V. s. ebendaf. Nach einer Kurmainzischen Verordnung des Erzb. Berthold von 1480 durfte kein Buch aus der griechischen, lateinischen, oder einer andern Sprache ins Deutsche übersetzt und gedruckt oder verkauft werden; die Bücher, welche gedruckt oder verkauft werden, sollen vorher von der CensurCommission zu Mainz, oder zu Frankfurt am Main eingesehen und genehmigt werden, welche letzte aus dem Stadtpfarrer und einem oder zwei Doctoren oder Licentiaten, welche der Stadtrath zu ernennen hatte, bestehen sollte. Andere, als deutsche Bücher scheinen dieser Censur nicht unterworfen gewesen zu seyn. (Joannis rer. Mogont. T. 1. p. 793. Gudenus cod. dipl. Vol. VI. p. 469.) *) Die Strafen waren Bann, Confiscation des Vermögens, und Geldstrafe von 100 Goldgulden.

Zu Straßburg nahm die BücherCensur 1504 ihren Anfang. (Schoepflin vindic. typographicae p. 113.)

In der X. Session des Concil. Lateran. von 1515 wurde verordnet, daß kein Buch ohne

*) In der Meinung, daß diese Verordnung noch nicht gedruckt sei, ist sie noch einmal, aber unvollständiger, bekannt gemacht worden im Litt. Mag. für Katholiken B. 1. St. 2. S. 130 = 134.

Censur der Bischöfe und GlaubensInquisitoren gedruckt werden solle, bei Strafe der Excommunication, Suspension, Confiscation und öffentlichen Verbrennung der Bücher, auch einer Geldstrafe von 100 Ducaten zum Bau der Peterskirche in Rom.

Die BücherCensur entstand also nicht erst seit der KirchenReformation.

Diese Bemerkungen können auch angesehen werden als Nachtrag zu Ludwig Hoffmann's Geschichte der BücherCensur. Berlin. 1819. 8., deren Verfasser (S. 62.) nicht einmal wußte, wie es sich mit der Verordnung des Erzb. zu Mainz 1480 verhielt.

Bruchstücke aus den Erfahrungen meines Lebens.

Man errichtet Scheinkapellen. *) Warum nicht auch Scheinbibliotheken? Sie würden die nämlichen Dienste thun, für den Kopf seyn, was jene für das Herz sind.

Es ist nicht wahr, daß nur der Falsche mißtrauisch ist. Das kindlichste Gemüth, wenn es in einer langen Reihe von Jahren von Feinden heimtückisch verfolgt, von angeblichen Freunden schändlich verlassen und verrathen worden ist, muß und wird sich endlich in sich verschließen.

Gewöhnlicher Gang der gewöhnlichen Aufklärung. a. Allgemeine Freiheit, b. Mißbrauch von einigen, c. Beschränkung, d. Lärmen und fortgesetzter Mißbrauch, e. gänzliche Aufhebung und endlicher Rückfall in die alte Finsterniß.

Es gibt Leute, die man vor sich muß kriechen lassen, sonst werden sie grob.

Laß dich merken, daß du furchtsam seiest: bald wird einer kommen, der dich furchtbar macht.

LebensAlgebra: Wer nicht immer Neulich von Gleichgenau unterscheidet, wird sich und andere oft betrügen.

So sinnreich der Mensch ist, sich selbst zu quälen, sucht er doch auch oft, sein ihm nur zu wohl bekanntes Unglück sich zu verheimlichen. Manchmal habe ich mich kindlich erleichtert gefunden, wann ich einen oblosen Brief in ein Portefeuille gelegt, und dieses aus meinem Wohnzimmer entfernt hatte.

Ich. Versuchen Sie dieses AugenGlas — dieses — und dieses.

Er. Ich kann keines brauchen.

Ich. Hier mein eigenes.

Er. Vergewiss.

Ich. Dieses VergrößerungsGlas aus der BenedictbeurerFabrik.

Er. Ich sehe nichts.

Genauer betrachtete ich den Mann. Himmel! der arme Mann war stockblind.

L'essentiel est que les lunettes soient bonnes, que les yeux ne soient pas malades.

Ancillon Tableau des Revoluzioni T. II. Disc. Préf.

Mehr als Krähwinkel: Er lebte unter einer Rage Menschen, in deren Gesellschaft man aus Höflichkeit dumm scheinen muß.

Warum mißlingen so viele gute Vorschläge? Weil, was gute Köpfe erfunden haben, schlechte Köpfe ausführen sollen.

*) Göthe über Kunst und Alterthum in den Rhein- und MainGegenden 1. Heft. S. 33. und 34.

Ich habe keine Geliebte! (Beschluß.)

Endlich, eines Nachts, als er ganz besonders vergnügt in unser Schlafzimmer trat, kam er selbst mir mit einer offenen Erzählung entgegen: „Andreas,“ sagte er, (denn damals hieß ich noch wie im Kirchenbuche, und den Schriftsteller-Vornamen: Hyacinth habe ich viel später angenommen.) „Andreas, ich bin unaussprechlich glücklich, und du kannst es eben so sehr werden. Ich liebe ein junges, schönes und reiches Mädchen, sie heißt Therese, — mehr frag ich nicht. Unser Einverständnis hat im vorigen Carneval, der Welt unbemerkt, auf einem

Gaushalle begonnen. Alle Abende, wenn ich dich verlasse, habe ich das Rendezvous in ihres Vaters Garten. Es geht Alles anständig und sitzlich zu, sie kommt nie allein, sondern stets mit ihrer Schwester Caroline. Therese ist eine Bräutlette von zwanzig Jahren, Caroline eine Blondine von achtzehn. Ich habe dich Carolinen geschildert, mein übertriebenes Lob hat Eindruck gemacht, und sie wünscht dich kennen zu lernen. Morgen, wenn du gut klettern kannst, werde ich dich bey ihr aufführen. Es ist dir vortheilhaft, daß sie dich zuerst im Finstern kennen lerne,

Censur der Bischöfe und GlaubensInquisitoren gedruckt werden solle, bei Strafe der Excommunication, Suspension, Confiscation und öffentlichen Verbrennung der Bücher, auch einer Geldstrafe von 100 Ducaten zum Bau der Peterskirche in Rom.

Die BücherCensur entstand also nicht erst seit der KirchenReformation.

Diese Bemerkungen können auch angesehen werden als Nachtrag zu Ludwig Hoffmann's Geschichte der BücherCensur. Berlin. 1819. 8., deren Verfasser (S. 62.) nicht einmal wußte, wie es sich mit der Verordnung des Erzb. zu Mainz 1480 verhielt.

Bruchstücke aus den Erfahrungen meines Lebens.

Man errichtet Scheinkapellen. *) Warum nicht auch Scheinbibliotheken? Sie würden die nämlichen Dienste thun, für den Kopf seyn, was jene für das Herz sind.

Es ist nicht wahr, daß nur der Falsche mißtrauisch ist. Das kindlichste Gemüth, wenn es in einer langen Reihe von Jahren von Feinden heimtückisch verfolgt, von angeblichen Freunden schändlich verlassen und verrathen worden ist, muß und wird sich endlich in sich verschließen.

Gewöhnlicher Gang der gewöhnlichen Aufklärung. a. Allgemeine Freiheit, b. Mißbrauch von einigen, c. Beschränkung, d. Lärmen und fortgesetzter Mißbrauch, e. gänzliche Aufhebung und endlicher Rückfall in die alte Finsterniß.

Es gibt Leute, die man vor sich muß kriechen lassen, sonst werden sie grob.

Laß dich merken, daß du furchtsam seiest: bald wird einer kommen, der dich furchtbar macht.

LebensAlgebra: Wer nicht immer Neulich von Gleichgenau unterscheidet, wird sich und andere oft betrügen.

So sinnreich der Mensch ist, sich selbst zu quälen, sucht er doch auch oft, sein ihm nur zu wohl bekanntes Unglück sich zu verheimlichen. Manchmal habe ich mich kindlich erleichtert gefunden, wann ich einen oblosen Brief in ein Portefeuille gelegt, und dieses aus meinem Wohnzimmer entfernt hatte.

Ich. Versuchen Sie dieses AugenGlas — dieses — und dieses.

Er. Ich kann keines brauchen.

Ich. Hier mein eigenes.

Er. Vergewiss.

Ich. Dieses VergrößerungsGlas aus der BenedictbeurerFabrik.

Er. Ich sehe nichts.

Genauer betrachtete ich den Mann. Himmel! der arme Mann war stockblind.

L'essentiel est que les lunettes soient bonnes, que les yeux ne soient pas malades.

Ancillon Tableau des Revoluzioni T. II. Disc. Préf.

Mehr als Krähwinkel: Er lebte unter einer Rage Menschen, in deren Gesellschaft man aus Höflichkeit dumm scheinen muß.

Warum mißlingen so viele gute Vorschläge? Weil, was gute Köpfe erfunden haben, schlechte Köpfe ausführen sollen.

*) Göthe über Kunst und Alterthum in den Rhein- und MainGegenden 1. Heft. S. 33. und 34.

Ich habe keine Geliebte! (Beschluß.)

Endlich, eines Nachts, als er ganz besonders vergnügt in unser Schlafzimmer trat, kam er selbst mir mit einer offenen Erzählung entgegen: „Andreas,“ sagte er, (denn damals hieß ich noch wie im Kirchenbuche, und den Schriftsteller-Vornamen: Hyacinth habe ich viel später angenommen.) „Andreas, ich bin unaussprechlich glücklich, und du kannst es eben so sehr werden. Ich liebe ein junges, schönes und reiches Mädchen, sie heißt Therese, — mehr frag ich nicht. Unser Einverständnis hat im vorigen Carneval, der Welt unbemerkt, auf einem

Gaushalle begonnen. Alle Abende, wenn ich dich verlasse, habe ich das Rendezvous in ihres Vaters Garten. Es geht Alles anständig und sitzlich zu, sie kommt nie allein, sondern stets mit ihrer Schwester Caroline. Therese ist eine Bräutlette von zwanzig Jahren, Caroline eine Blondine von achtzehn. Ich habe dich Carolinen geschildert, mein übertriebenes Lob hat Eindruck gemacht, und sie wünscht dich kennen zu lernen. Morgen, wenn du gut klettern kannst, werde ich dich bey ihr aufführen. Es ist dir vortheilhaft, daß sie dich zuerst im Finstern kennen lerne,

und wie schön, wenn wir beyder Mädchen Herzen erobern, dann zugleich auf die Eltern, die nichts ahnen, Sturm anlegen, und wohl gar in Jahr und Tag Schwäger werden!" Der Vorschlag war so übel nicht. Ich liebe die achtzehnjährigen Blondinen überhaupt unbefehens; klettern kann ich meisterlich, obgleich ich keine Turnanstalten besucht habe, und die Doppelaussicht auf Liebe und Geld war eines Versuchs werth. Wir begaben uns also vereinigt in der folgenden Nacht um zehn Uhr muthig vor eine der letzten Gartenmauern einer fernen, mir ganz unbekannten Vorstadt. Ein großer Nußbaum nahm meinen Gefährten auf, dem ich wie ein Eichhorn folgte. Von dem Nußbaume gieng es auf einen Apfelbaume hinab auf die Pfirsich-Brillage der innern Gartenwand. Jetzt waren wir unten. Ein leises Husten in Terzen verrieth sogleich die beyden Mädchen, die in einer Laube harreten. Was soll ich nun lang und breit unser Gehen und Kommen, unsere Worte, Seufzer und Händedrucke beschreiben? Genug, ich war bey dem fünften Besuche verliebt und schien bey dem zehnten wiedergeliebt, obgleich meine Schöne und ich noch nie uns gesehen hatten.

Bis hieher war die Zeit der Besuche ohne Mondlicht gewesen, ich harrete dem doppelten Silberhorne so sehnlichst voll, wie weiland Siegwart, entgegen. Ach, sein erster Strahl endigte die seligsten Stunden meines Lebens!

Der alte Herr, unser Schwiegervater in spe, hatte aus den abgebrochenen Zweigen der Bäume, dann aus den sichtbaren Tritten, die seine geliebten Pfirsiche erhielten, auf ungeladene Gäste geschlossen, und sein profaisches, kaltes Gemüth war auf gemeine Obsidiee gerathen. In der gedachten unseligen Mondnacht hatte ich den ersten Abschiedskuß erhalten, und betratt eben den freyen Boden vor der Mauer, mein Gefährte aber saß noch auf dem Apfelbaume innerhalb des Gartens, als ein Schuß fiel und ihn hinunter auf das Blumenbeet, die Mädchen weinen, und meinen Gefährten zwischen hinein fluchen, woraus ich schloß, daß er nicht todt sey.

In hanger Erwartung zog ich mich, nachdem der Lärm sich in das Haus verloren hatte, in's Hauptquartier zurück. Den folgenden Tag blieb ich ohne Nachrichten; ich wollte in der Angst meines Herzens auf das Schlachtfeld zurückkehren und mich auf Gnade und Ungnade dem feindlichen Kommandanten übergeben, als ein Brief meines Pylades anlangte, den ich noch vor mir liegen habe und wörtlich mittheile. —

Lieber Andreas!

"Ich mache Dir zu wissen, daß ich mit sechs Hasenschrotten Numero fünf, gleich in der Gegenwart, wo der Mensch eine natürliche Zielscheibe besitzt, getroffen worden bin. Es hat nichts zu bedeuten, brennt aber gewaltig. Ich habe gleich auf der Erde meine Liebe entdeckt, und der Vater hat gefragt, wie viel Geld ich habe, und mir Theresen zugesagt."

"Ich bleibe im Hause liegen, bis ich gehen kann. Mit Dir und Karolinen ist es aber nichts; Du bist ein armer Teufel, und es ist ein Reicher da, der sie schon lange bey Tage besucht. Ich schicke Dir drey hundert Gulden, denn du wirst weiter reisen wollen, was Dir nicht zu verdenken ist. Leb wohl, und vergiß Karolinen. Warum warst du nicht der Letzte auf dem Baume? Ich hätte Dich so gut gepflegt, als ich jetzt gepflegt werde."

Karl * * *

(Auf dem Bauche liegend geschrieben.) Man denke sich meine Bestürzung, der aber schnell ein heroischer Entschluß folgte. Den folgenden Morgen packte ich den Rest der Spar-

büchse, einigen Gewinn im Spiele, Wäsche, Kleider, Räuber und Crusoe wieder ein, ließ die drey hundert Gulden unangerührt liegen, fuhr nach der nächsten Grenzstadt, und da eben Krieg ausgebrochen war, nahm ich im Freycorps des Fürsten B * * Dienste. Nach einem blutigen Feldzuge ward mir die Ehrenstelle eines Unterlieutenants. Die leichte Karoline und ihren geldhungrigen Vater habe ich nie von Angesicht gesehen, ich weiß ihre Zunahmen nicht und will sie auch nicht wissen.

Das war die zweyte Lektion; die dritte ist noch erbaulicher.

Unser Regiment hatte mit der ganzen Armee die Gränze überschritten und war in ein feindliches Städtchen quartirt, in dem die Weiber und Mädchen keineswegs die blutdürstigen Gesinnungen der Männer theilten. Nicht drey Tage daherte es, so hatte ich zwey Bekanntschaften gemacht, die zugleich und mit so gleichen Kräften mich bekämpften, daß der Herr Unterlieutenant wie Herkules am Scheidewege sich weder rechts noch links zu wenden vermochte. „Nuch gut!“ dachte und sagte der kleine Grobierer! Unser Herr hatte es auf eine Provinz abgesehen, und nimmt das ganze Land, weil es zu nehmen ist, so vergrößere auch Du den Quotienten an der Beute. Besetze provisorisch, was Dir nicht ewig bleiben wird; prüfe alles, und das Gute behalte. „Ich betrieb meine Doppeliebe auf das Eifrigste. Der Vormittag vor der Parade gehörte Friederiken, der Abend nach dem Hapfentreiche Henrietten. Ich wechselte in der Nacht mit meinem Hauptmann und Oberlieutenant ab, und der dritte Tag war also regelmäßig dem Mars, die zwei ersten aber der Venus gewidmet.

Es zog sich ein schweres Wetter, eine Hauptschlacht zusammen; alles mußte vorwärts, nur unser Bataillon nicht, das durch frühere Verluste kaum halb vollständig war. Bald erscholl die Nachricht eines glänzenden Sieges unserer Truppen, die treue Bürgerschaft jubelte, illuminierte und gab einen glänzenden Maskenball. Ich war in Verzweiflung, dabey nicht erscheinen zu können, denn mich traf in dieser Nacht die Wacht. Friederike sagte mir, sie werde nicht gehen, da ich nicht zugegen seyn könne; Henriette versicherte, daß ohne meine Begleitung sie ihr Haus nicht verlassen werde. Das tröstete mich, und ich hörte ziemlich ruhig auf meinem Wachtzimmer die Musik aus dem gegenüber stehenden Tanzsaale. Nur tief in der Nacht kam, ich weiß nicht wie, mir die Lust, das Wesen auf Einen Augenblick in der Nähe zu sehen. Die Stunden waren vorbey, ich übertrug meinem geschickten Feldwebel die Aufsicht, schlupfte hinüber, ließ einen Domino im Ankleidezimmer und wandelte ein paarmal durch den Saal, in dem die Liebespärchen jetzt schon einzeln in den Finsternissen saßen, die Masken abgenommen hatten, und sich nur mit sich, und nicht mit der äußern Welt beschäftigten. Ich sah den bunten Blumengarten, und die saugenden Schmetterlinge ruhig an; doch wie groß war mein Schrecken, als ich Henrietten neben meinen Oberlieutenant in größter Vertraulichkeit erblickte! Untreue! Falsche! murmelte ich in die Maske, denn verrathen durste ich mich nicht. „Leb ewig wohl, mein Herz gehört Friederiken! Ich eilte aus dem Saale, stylisire in Gedanken den Brief, den Henrietten morgen erhalten sollte, und wollte eben ins Ankleidezimmer hinein, den Domino abzuwerfen, als Friederike am Arme meines Hauptmanns heraustrat. Der Brief an Henrietten wurde in gleichlautender Abschrift auch an Friederiken expedirt. Wenige Tage nachher brachen wir auf zc.

I. Schreiben der Jungfer Lisette Bach an ihre Schwester Käthen, verheirathete Kiefer.

Liebste Käthen!

Ach, in welchen Busen soll ich mein überströmendes Herz ausschütten, wenn ich es nicht in den Deinigen thun dürfte, theure geliebte Schwester! Wie glücklich bist Du, daß Dir die farge Natur alle unruhigen Bewegungen der wüthenden Leidenschaft ver sagt hat, und Du Dich im reinen Bewußtseyn eines großen, zartfühlenden Herzens, mit dem innern Genuße einer zartfühlenden Seele, dem sorglosen Schalten und Walten Deines kindlichen Gemüthes überlassen kannst! —

Ja, glückliches Weib! Du kennst nicht die sanften Regungen des Lebenskeims in der weiblichen Seele, — die Kindheit zarter Empfindungen, das erste Zappeln der Gefühle in der Morgenröthe des höhern Genusses unschuldiger Herzen, die Schwärmungen und Strebungen der heißen Sehnsucht, die feurigen, schüchternen Hingebungen der ersten Liebesflamme eines fühlenden Wesens, die Seufzer der verkannten Herzensgröße, die Glut, das höchste Streben der Gemüther; aber Dir sind auch die Schmerzen des Herzensjammers, der Seelenqualen Pein, die Störungen der Barbarei in den Gemüths-Genüssen, das tödtende Eis der Gemeinheit irdischer Strebungen und die rohen Begriffe der moralischen Wildheit unbekannt geblieben.

Ihr Eheleute lebt ein ruhiges Pflanzenleben, und ein jedes von euch harmonirt für sich. — Nach deinem Gemüthe wärst du ganz glücklich, hätte Dein guter Mann nicht den romantischen Schmerz im Arme und den organischen Fehler an der Leber, der ihn so oft quält. Ich aber war leider, wie Du selbst oft sagtest, von früher Jugend auf zu einem höhern Schwung geboren, und bin auch jezo das Opfer meiner größern Dendenz.

Du kennst meine Gefühle für Sebastian Nagel! In ihm glaubte ich den Mann gefunden zu haben, an dessen starker Hand ich auf paradiesischem Wege durch das Leben gehen konnte! Mit vieler Mühe hatte ich seine rohe Natur entleget und für zarte Empfindungen befähigt. Er war in meinem Umgange fromm, geistreich und liebenswürdig, die Blume aller Schümmacher geworden, ohne dabey den höhern Tact seiner männlichen Kraft zu verlieren, als ihn das Schicksal von meiner Seite fort in fremde Länder riß.

Unsere Trennung war schrecklich, aber die Hoffnung baldigen Wiedersehens linderte der Schmerzen Fülle. Hätte ich damals denken sollen, daß mich der trauete Jüngling meines Herzens so ungerecht, so grausam und hart behandeln und mich selbst ein anderes Gefühl bald von ihm entfernen würde? Aber warum ward auch der hartköpfige Nagel Jalousie, warum schrieb er mir, als ich das Haus meiner vorigen Herrschaft darum verlassen mußte, weil mich die gnädige Frau im unschuldigen manetisiren mit dem guten gnädigen Herrn überraschte, (welche Begebenheit ihm sein sauberer Freund, der schmutzige Stiefel, gemeldet hatte,) die unerhörtesten Gröbungen und Verleumdungen; warum wagte er zu sagen: ich möchte wohl thierisch und mannes toll seyn, aber manetisch gewiß nicht, warum drohte mir der Diraam, wie Atilla und Washington, mit blutiger Rache, und warum schickte er mir die 10 Thaler nicht, um welche ich so dringend gebeten hatte, während er doch in seiner politischen Begeisterung etlichen braisischen Beamten am Rheine, die sich bei der famosen Adresse rühmlich ausgezeichnet haben, umsonst patriotische Sohlen und Flecken auf die Stiefel machen ließ?

O ihr Schandmänner, o ihr Barbaren mit eisernen Herzen, wie wenig seyd ihr der herrlichen Weiblichkeit werth! O du Schändlich und mangelnd verkappte Zartheit der Gefühle? Mein dieser Mensch verdient nicht meine Liebe, sein Gemüth muß harter seyn als sein Leisten, und die Gemeinheit stärker an seiner Seele kleben, als das Pech an seinen Händen.

Haben ihm die höhere Politik, der Ehrgeiz, die Ruhmsucht nach einer größern Rolle ins Staatsleben, das reze Streben nach Entwicklung des altheidischen Kunstsinns, der Unblick der schönen jugendlichen Madrongesichter in den Kirchen am Rheine etwa den Kopf verrückt, oder hat ihn die Mainzer Meisterstochter mit ihren Corallenaugen und Falkenlippen, wie er früher meldete, bezaubert? Hat er ganz vergessen, daß er wie ein Lappländer in Karverobe abfrüher meldete, bezaubert? Hat er ganz vergessen, daß ich es bin, die sich die silbernen geriffen hierher kam, und ich ihn in Zärtlichkeit kleidete; daß ich es bin, die sich die silbernen Schuhspinnellen, und den seidenen Verabli am Munde abzog und ihm zum Weihnachtsgeschenke gab, weil er sich unterstehen kann, mich wie eine gefallene Person zu behandeln?

O es schmerzt tief und unendlich, von einem Manne, welchem man bittere Denksart zu trauete, den unsere Seele in Affliction genommen hatte, in Verleumdung entehrt zu werden, und ich meine selbst, indem ich dieses niederschreibe, auch bei entfernten Herzen von dem fröhern Gegenstand meiner Liebe, noch heiße Thränen, wie Du am Papiere sehen kannst. Auch der gnädige Herr, welcher mich in meinem neuen Dienst besuchte, war ganz embört über das Benehmen des Nagels, und hätte diesem brutalen Menschen gewiß auf den Kopf geschlagen, oder durch die Schandarmen auf dem Schopf transbordiren lassen. Er machte in seiner Leutseligkeit die Bemerkung, daß man von gemeinen Menschen nur gemeine Gesinnungen erwarten könne und ich für eine höhere Bestimmung geschaffen sey.

In Wahrheit, dieses fühle ich auch jezo doppelt und dreifach, da ein würdigerer Geliebter mein Herz, meine volle Liebe besitzt. Von ihm will ich Dir reden und den grausamen undankbaren Nagel vergeffen! Er heißt Emmanuel Lieblich und ist Combanigiricus bey der Jarde. Schon sein Name ist hinreißend. Aber Du mißt ihn nicht mit seinem Bruder, dem Summi im H. schen Handlungshause, dem Lustigwalter, welcher den Peter mäder spielt, verwechseln. Ich lernte ihn kennen, als er der gnädigen Frau die Hüneraugen schnitt. Welch eine edle Haltung, welcher männlich kräftig schöne Wuchs! Geheh! solltest Du, wie er mit seinen süßen Liebeleien um mich herum phantastirt, und im Uebermaße seines Strebens nach dem Hergensziele der Gegenliebe, mit meinen Wellenlocken spielt, — bewundern seinen mit Sehnsucht gepaarten hohen Ernst, seine tiefe Wissensüberzeugung, Kraft und Stärke, die ruhige Bescheidenheit, welche auf seiner Stirne thronet und sein ganzes Wesen frönt. Zuhören solltest Du

die stumme Unterhaltung unserer überströmenden Seelen, und Gerechtigkeit wiederfahren lassen deiner Schwester, wie sie selbst im Arme der Liebe schauend das starrend nasse schwarze Augenpaar des Geliebten, das verlorne Gleichgewicht herrlicher Geschöpfe der Unschuld, die Balance des Anstandes zu erhalten weiß.

Auch mein neuer Freund ist ganz für den thierischen Manetismus und hat ihn schon oft mit mir versucht. Ich sey, sagt er, von der Mutter Natur selbst zur Hellscherin gemacht, nach den höhern Gefühlen und Empfindungen, die mein innerstes durchströmen, nach der reinen Frömmigkeit, welche mich gegen irdische Dendungen schirmt und mein kindliches Gemüth vor der Umwandlung der Sinne schützt. Ich solle mich nur den geistlichen Neigungen meines feinem Nervensystems überlassen und dann würde ich bald zur Beschämung aller Ungläubigen selbst verschlossene Briefe mit dem Magen lesen können, welches nur auf Uebung beruhe und im Grunde nicht schwerer sey, als mit den Füßen spinnen zu lernen.

Wenn ich einmal so weit in seinen Privatlectionen bin; so soll ich mich auch öffentlich den jungen Herrn Doctoren der Medicin zur Erweiterung der Kunst überlassen und dadurch deren Reputationen erklären. Welch eine herrliche Aussicht zum Ruhme für mich. O ich werde ihn gewiß ewig lieben, diesen Engel in Mannsgestalt, diesen Schöpfer neuer Freuden und meines Glücks, der meinen Unmuth mit seinem Geschlechte wiederum ausgehöhlt hat, und ohne welchen ich nicht mehr seyn kann.

Dein theilnehmendes Herze wird auch meine jetzige Gefühle theilen und Du wirst gewiß bald mit einem Briefe erfreuen:

Deine vorher im Innern zerrissene, aber nun unaussprechlich seelige Schwester
Lisette.

Schreiben des Schustergesellen Sebastian Nagel an seinen Freund Valthasar Stierfel in B.

Thurer Freund!

Soll ich Dir danken für den Tod, den mir Dein Schreiben gegeben hat, oder wünschen, Du hättest mich unbekannt mit meinem Schicksale und mir die Binde der Täuschung vor den Augen gelassen? Nein, die Wahrheit muß siegen und die Treulosigkeit entlarvt werden, und ich erkenne also deine Freundschaft, wiewohl vom grausamen Liebeschmerz zerrissen. O ihr schändlichen Weiber, die ihr nur mit unsern Herzen spielt, wie die Kagen mit den Mäusen, um dieselben zu zerfleischen, wer euch erfunden hat, kann es vor Gott nicht verantworten! Der Eiser ist menschlich gegen euch, denn er tödtet schnell, aber ihr besitzt die Kunst, unser Gemüth am langsamen Feuer zu braten.

Als ich deinen Brief erhielt, war ich gleichsam auf meinen Stuhl genagelt, ich sprang auf und suchte das Freie — nicht achtend des Tagelohns, den mir mein Meister abziehen würde — Mein Herz war zum bersten dick und Sebastian weinte zum erstenmale in seinem Leben blutige Thränen. Ein Mann, wie ich, sollte manetische Hörner tragen, dachte ich bey mir selbst, nein! das kann nicht seyn, meine Stirne ist zu edel für dergleichen verhärtende Wirkungen des Manetismus, dazu bin ich zu gebildet, zu gut — soll so getäuscht werden, von einem Mädchen, die ich nicht allein anbetete, sondern auch innig liebte. Bald war mein Entschluß gefaßt, einen Ort zu verlassen, der mir solches Unheil verkündete. Ich sagte meinem Meister auf, nahm rührenden Abschied von der Meisterstochter, die ich mit Liebe entzündet hatte, aber nicht liebte, mein Wanderbüch und fuhr auf dem herrlichen Rheine nach Coblenz. In meiner Wuth hätte ich ohne Mitleid den gnädigen Herrn mit sammt der Geliebten, wie Hatto im Mäuserthum, von den Mäusen fressen sehen können! Das teuflische Lachen des Rutschers und der Köchin, als Lisette zu seyn. Ist das der Lohn deines treuen Sebastian? rief ich so laut aus, das mich die Schiffer auslachten und für einen Verrückten hielten. Nur das Höhere, das Bessere, das in meinem Innern blüht und der starre Anblick der schönen Natur hielt mich ab: in den blauen Fluthen mein Leben zu enden, so wie der Gedanke, daß die Treulose durch meinen romantischen Tod noch könnte berührt werden. Diesen Triumph soll sie nicht haben, ich will leben, fortleben zur Schande ihres ganzen Geschlechts und sie verachten bis in die tiefste Hölle und in das Grab, ja immer singen:

»Wer Weibern sich vertraut

Der hat auf Sand gebaut!«

Den Sebastian soll keine mehr in ihre Netze verstricken, keine mehr mit ihren mündlichen und schriftlichen Nebensarten verführen, das weiß ich gewiß!

Hast Du Yoriks empfindsame Reisen gelesen? Sie sind jeko mein größtes Labfal, und ich reise wirklich selbst wie ein zweiter Yorik. Aber wenn sie doch unschuldig, wenn nur der Schein len, sie ist schuldig, eine Verbrecherin an unserer Liebe, die den Tod verdient. Ich habe ihr eiz ihrem Herzen widerhallen müssen. Doch, was ist das weibliche Herz? eine Seifenblase, die der noch 10 Thaler geschickt, haben, aber Profit die Mahlzeit! dachte ich, und war kein Narre, was wert ab, denn ich mag mein Bildniß nicht in so schlechten Händen sehen, sie kann andere Gesichtszüge anblicken, als die meinigen. Dazu fühle ich mich zu erhaben. Mein erspartes Geld will ich auf Kunstgegenstände verwenden. Schon habe ich von einem unwissenden Juden ein herrliches Bild um 1 Reichsthaler 5 Groschen erkaufte, welchem man gleichsam den Rauch des Rauchfaß in der Hand hält, wenigstens ein Raphael, oder sonst das Werk eines großen deutschen Meisters.

Mein Reisefamerad, dessen Vater Schreinermeister in Düsseldorf ist, und die Gallerierahmen macht, behauptet: es sey ein Lucas Cranach, ein Wandschick, ein Wondernarr, oder ein Seelack. Nun stehe ich im Handel über ein Paar eiserne Sporne des tapferen Dumeorix von Trier und

den Dohm zu Köln aus Korfenholz geschnitten, noch aber sind mir diese Gegenstände zu theuer, denn ich soll dem nemlichen Juden, außer 3 Reichsthalern, ein Paar Stiefel vorschubsen, die viel Leder wegfressen.

An Mineralien habe ich schon eine hübsche Sammlung, Steine vom Mäuserthum, von der Brenneburg, vom Scharlachberge, von der Kage und von der Maus, vom Curleisfelsen, von der Pfalz, vom Siebengebürg, welches der Gürtel der Erde ist, und einen großen rabenschwarzen Kiesel aus dem Bingerloche. Mehrere davon sind mit Moos bewachsen, wornach man das Alter der Welt berechnen kann. Auch besitze ich einen luminirten Kupferstich von Undernach, welches bekanntlich nach Köln die älteste Stadt der ganzen Welt ist, eine medicinische Genus aus Gips und einen altrömischen Nachtopf von Duffstein, so das ich mich auch wohl rühmen kann, als Alterthumsforscher diese Gegend mit Nutzen bereiset und mir dabei Schätze erworben zu haben.

Auf einem Steine, den ich im Mäuserthum fand, ist eine kleine schwarze versteinerte Erbsenheit sehr bemerklich. Mein Kamerad meint: es sey eine große Granate, welche irgend eine Gräfin aus Hatto's Familie verloren habe. Die Neugierde trieb uns zur genauen Untersuchung und wir fanden, leider, daß es ein versteinertes Mäusedreck ist. Ich gestehe, daß es mir leid thut, mit einem Nagel dieses Alterthum zerstört zu haben. Du glaubst nicht, welchen Genuß Natur und Kunst einem großen Herzen gewähren, ich vergesse in ihnen ganz die Schlechtigkeit der Menschen und sie werden mich auch die Verrätherie der Liebe verschmerzen machen.

Der Hört der Niebelungen geht mir noch immer gewaltig im Kopfe herum und ich reise gewiß nach Worms, um im Rhein selbst beim Baden der Sache auf den Grund zu kommen. Solche Gegenstände sind der Mühe werth, daß man sie erforscht. Denke Dir die Freude, wenn ich den großen Schatz entdeckte! Dann wollten wir uns lustig machen und der Jungfer Lisette spotten. Das sollte ein Leben werden, wie im Himmel und noch viel schlimmer. Doch mir blüht kein Glück auf Erden, denn auch in der Lotterie gewinne ich niemals. Diese Günst scheint nur gemeinen Seelen vorbehalten zu seyn.

Du wirst dich herzlich freuen, wenn du mein kleines aber außerlesenes Kunstkabinett siehst. Ich werde hier bey einem Meister in Arbeit kommen, der eine schöne Tochter besitzt. Schon warf sie mir sehr schelmische Augenblicke zu; allein mein Herz ist verkaltet, seit Lisette treulos wurde, nichts wird mich vermögen, wiederum ein Weiberknecht zu werden und meine männliche Unabhängigkeit aufzuopfern.

An der Politik habe ich auch kein Vergnügen mehr, seit ich den lehrreichen Unterricht meines Meisters in Mainz entbehre. Es geht darinn zu bunt her und die Sache wird für mich wirklich zu fraus, seitdem der Kaiser von Rußland die große Rede in Warschau gehalten hat, über welche sich mein alter Meister die Gelbsucht an den Hals ärgerte. Lieber Nagel! sagte dieser herrliche Kopf noch im Scheiden zu mir, die Thränen im Auge: denken Sie an das, was ich Ihnen jetzt sage:

»Wenn es jemals im Staate anders zugehen wird, wie in meiner Werkstätte, so ist die Welt verloren! Hier bin ich Souverain, der allen Kunden das Maas nimmt, der Alt-Geselle ist Premier-Minister, die übrigen Gesellen bilden den Adel und die Lehrlingen den Bürger- und Bauernstand. Alle müssen meinen verschiedenen Befehlen gehorchen und die klügsten haben nur beratende Stimme. Lassen sie es aber an der gehörigen Devotion gegen den Meister, an Fleiß und Ordnung fehlen; so wird der Altgeselle abgedankt, die Gesellen fortgeschickt und die Lehrlingen bekommen Ohrfeigen und Hiebe mit dem Knieriemmen. Auf diese Weise wird ein Staat immer mit Ruhm bestehen, nicht aber bey abgeschmackten Systemen von Volsrechten, Repräsentation, Pressfreiheit, Oeffentlichkeit in der Nachschleife und dergleichen mehr, wornach jeko der Pöbel schreit!«

Aus Deutschland kann nie etwas Ganzes werden, weil es jeko nichts Ganzes ist! Dieses leiden schon unsere Berge und Flüsse und Seen niemals, die Menschen mögen auch wollen, oder nicht! Die Süddeutschen sehen immer nach der Donau, die Norddeutschen nach der Elbe und dieses kommt nicht etwa daher, weil sie keinen Mittelpunkt haben, nach dem sie sehen könnten, sondern von ihrer ganz eigenen verschiedenartigen Genickorganisation, von ihrer besondern Dendenz, im Sehen, von ihrer verschiedenen Religion und auch daher, daß die einen Preußelsbeereneiwein trinken, Roggenbrod und Deldauer Rüben essen, während die andern Traubenwein und Weizenbrod genießen; ja es bleibt in meinen Augen ausgemachte Wahrheit: beständen Kartoffeln nicht als allgemeines Bindungsmittel der so verschiedenartigen deutschen Volksstämme; so wäre Deutschland schon längstens in den blutigsten Bürgerkriegen untergegangen!«

Diese große Worte, gesprochen von einem solchen Manne in einer großen Zeit, werde ich ewig im Gedächtnisse behalten! Ist es nicht jammerschade, daß sich ein so herrlicher Kopf in seiner Thätigkeit übertreibt, denn Politik, Mysticismus, Manetismus, Bibelgesellschaft und doppelter Kummel — ist in der That des Geistigen zu viel für einen sterblichen Menschen! —

Wenn aber dieser Mann an der Gegenwart verzweifelt, was soll denn ich thun? Darum lebe ich auch jeko nur dem Kunstgefühle und diesem allein will ich mich ganz weihen.

Verzeihe, lieber Freund, die Länge meines Briefs. Mein Herz und Kopf sind zu voll. Ich mußte mich ausdrücken gegen Dich, den edlen Freund meiner harmlosen Jugend. Auch Dich hat leider der Liebesgott schon schrecklich mißhandelt, als Dir die schöne Zigeunerin in der Dich das Felleisen gestohlen, auch Dich haben schon im Polizeihause zu Wien die menschlichen Trübsale hart heimgesucht, als Du in Untersuchung mit der dicken Köchin Jungfer Waberkel geriethest, welche ihre Dienstherrschaft wegen Entfernung vieler Nahrungsmittel verhaften ließ, die Dich zärtlich liebte und in deren Gesellschaft Du jahrelang in deiner Gemüthlichkeit die herrschaftlichen Beuten heimlich verzehrt hattest! Du weißt also, was Menschen sind und verstehst ganz deinen Freund.

Nun muß ich schließen. Vergiß mein nicht und erhalte mir deine Treue, deine Liebe. Ewig dein aufrichtiger

Freund
Sebastian Nagel.

(aus Welt und Zeit IV Band.)

II. Bücher über besondere Rechtsverhältnisse der Frauenzimmer. (Fortsetzung)

- Disertatio de effectibus amoris juridicis Ferd. Aug. Honcamp, Mogun. 1711 in 4.
De matrimonijs ob turpe facinus, quod peccatum sodomicum vocant jure solvendis, disertatio, (de la dissolution du mariage pour le crime honteux appelé le péché de Sodomie) Her-
manni Nordkerk, Amstelaedami apud Janssonio-Waesbergios 1733.
De jure occidendi prehensum in adulterio quatenus patri et marito competit, per J. Zeitopff.
De impari matrimonio liber unus. Gerh. Fetmani. Bremae, 1691., in 12.
Sylvae nuptialis libri sex. Jo. Nevisani. Coloniae 1545. in 8.
Toilette de l'archevêque de Sens, ou Réponse au Factum des filles de Sainte Cathérine les Pro-
vins, contre les pères cordeliers, 1669. sans nom de ville et d'imprimeur. — Factum
pour les religieuses de Sainte Cathérine.
Disertatio de sumptibus convivii nuptialis. Heinrichi. Balth. Rothii. Jenae. 1683. in 4.
De dono matutino. Jo. Huble. Arg. 1703.
Disertatio de vino Curioso. Jo. Phil. Hecht. Erf. 1716. in 4.
Disertatio de eo quod mariti in praedictum uxorem facere possunt. Conrad. Areglesii
Lips. 1741. in 4.
Disertatio 3. de Spurijs eorumque jure respectu illorum qui cum ipsorum matre concubu-
erunt. Jo. Theod. Schefferi. Tubing. 1734.
De partu supposito et custodia Corporis Foeminarum illustrium. Burg. Goth. Arnovii.
Droits nouveaux publiés de par M. M. les Senateurs du temple de Cupido sur la poli-
ce d'amour, pour avoir entendu le différend de plusieurs amoureux et amoureuses, avec
la taxe des procès d'amour, et ordonnance sur le Fait des masques. 1540. in 8.
Divorce (traité du) fait par l'adultère: savoir, s'il est permis à l'homme ou à la Fem-
me en ce cas de se remarier. Paris. 1665. in 8.
De venere illicita ejusque correctione. Georg. Ad. Struvii. Jenae. 1678.
Discours de M. Dupati, dans la cause d'une veuve accusée d'avoir forcé après l'an de
deuil. 1769. Grand. in 8.
Examen juridicum de singulis Foeminarum juribus. Carpozvii et Philippi, Lipsiae 1685.
in 12.
Empêchemens de mariage (traité des) Droit de lois d'en établir. Cologne. 1691. in 8.
Exercitatio de Delictis et quidem de illis quae vocantur carnis. Henrici Binnii. Helmst.
1655. in 4.
De Matrimonio cum damnato ad mortem contrahendo. Jo. Sob. Schuetter. Alt. 1679. in 4.
Factum pour le religieuses de Sainte Cathérine les Provins, contre les pères cordeliers Do-
regal. 1679. in 12.
De differentia inter Sponsam et uxorem. Joach. Henr. Sibrand, Rostoch. 1723.
Hermaphrodite (l') ou lettre de Granjean à Françoise Lambert, sa Femme. Par Simon
de Troyes. Grenoble, 1764. in 8. Voyez Memoire pour Anne Grandjean.
De privilegijs quibusdam partus qui in utero est et casibus in quibus pro jam nato habetur,
Chr. Gottfr. Seiber Marb. 1700.
Judicia seu Legum censurae de varijs incontinentiae Speciebus. per Rob. Scharrok. Oxoniae
1662., in 8.
Julius Paulus sive de partus expositione et nece apud veteres. Gerardi. Noos. Lugd. bat.
1710., in 8.
De philtris rite examinandis atque dijudicandis. Chr. Gottfr. Streutz. vit. 1726.
De modo bene nascendi et moriendi. Jo. Bapt. Simon. Arg. 1729.
Programma de voluptatis artifice in eius electis juris. Chr. Wildvogelii.
Programma de tempore quo apud Romanos expositio infantum nexque licite desierit Hieron.
Frid. Schorch. Erford. 1751.
Polygamia triumphans, id est discursus Politicus de polygamia. Autore Theop. Alethaco.
Lond. 1682. in 4.
Plaidoyer sur le Congrès, par de Lamoignon. Paris. 1680. in 12.
Procédure (la) faite contre les filles de joie a la requête des bourgeois de Paris en rimes
Francoises. Paris. 1619.
Plaidoyer de Mr. Robert Robin, avocat avec l'ampliation du plaidoyer de Mr. Simon Stou-
dri, aussi avocat, sur la question de savoir si un enfant qu'on prétendoit avoir été mon-
stre et muguet, pour raison de ce qu'on en avoit refusé le baptême, avoit été capable
de recueillir succession de son père in vim ejus testamenti et si par son décès il avoit
donné lieu à la substitution pupillaire faite au profit de sa mère. Paris. 1620. in 8.
Plaidoyer contre un enfant supposé déclaré imposteur. Par Herdelot. Paris. 1686. in 12.
De osculo sancto. Petr. Muller. Jenae. 1675. in 4.
Quis inter Fratres Gemellos pro primo genito habendus sit. Renatus Paulus Josephus Pin.
Arg. 1726.
Querelle (la) arrivée entre le père Tabarin et Francisquine sa femme à cause de son mar-
vais ménage, avec la sentence de séparation rendue contre eux pour ce sujet. Paris
chez Jean Hondant demeurant rue saint — severin. 1622. in 8.
De jocalibus. Pet. Müller. Jenae. 1680.
Quod melius est virginem ducere quam viduam. Chr. Alb. Grupen. Jenae. 1714. in 4. ulti-
mae editiones. Lerg. 1740. Frankof et Lipsiae 1752.
Quod pulmonum infantis in aqua subsidencia infantidas non absolvat nec a tortura liberet,
nec respirationem Foetus in utero tollat. Jo. Zellerus. Hild. 1745. in 4.
Recueil (le) des actes et dépêches faites aux hauts jours de cornardie tenus à Rouen l'an
1540, avec le triomphe et ostentation du magnifique et glorieux abbé des cornards mo-
narque de cornardie, le tout composé tant en rime qu'en prose. Imp. en 1541. in 4.
Reflexions sur les hermaphrodites relativement à anne Grandjean qualifiée telle dans un me-
moire de Mu. Vermeil, avocat. Avignon. 1765. in 8. Voyez Mémoire par Anne
Grandjean.
(Beschluss folgt.)

Erweiterungsblätter, als Beilage zu den literarischen Monatsberichten für Geschäftsmänner.

Februar Stück 1819.

Bericht des Gesandten von Bantam an seinen König. (Aus einer englischen Zeitschrift.)

London im J. 1700.

Mein König!

»Die Zungen derer Leute, bey denen ich mich aufhalte, sind weiter von ihren Herzen ent-
fernt, als London und Bantam u. s. w. Sie nennen dich und deine Unterthanen Barbaren,
dieweil wir alles so gerade heraus reden, wie wir es denken; Sie aber halten sich vor höfliche
Leute, weil sie ganz anders reden, als sie meinen. Die Offenherzigkeit nennen sie Grobheit,
und die Lügen Höflichkeit. Als ich in diesem Reiche aus Lande gestiegen ware, sagte der, dem
der König geschickt hatte, mich zu empfangen: Es seye im leyd, daß ich einen so großen
Sturm hätte ausstehen müssen. Indeme ich nun glaubte, daß er meinerwegen bekümmert seye,
sah ich ihn, ehe noch eine Viertel Stunde vorher ware, lachen und lustig seyn, als wenn er
bey meinem Ungemach ganz unempfindlich wäre. Ein anderer ließe mir durch meinen Dolmet-
scher sagen: wenn er mir dienen könnte, würde es ihm lieb sein. Hierauf bate ich ihn, mir
mit meinem Mandel-Sack nach meinem Quartier zu folgen; Meine er verlachte mich, und
überließ den Pack einem andern. In meinem Logis sagte mein Wirth: Ich sollte sein Haus,
als mein eigenes betrachten. Ich ließe also eine Mauer abbrechen, einige Weublen einzupacken.
Kaum hatte man damit angefangen, als mir dieser Schelm sagen ließe, er verlange keine solche
Ungelegenheit in seinem Hause. Kurz hernach sagte ein anderer, er seye mir unendlich verbunden.
Als ich aber von ihm verlangte, er solle mir seine Tochter leihen, befand ich, daß er eben ein
so großer Lügner seye, als die andern Hofleute u. s. w. Wenn du diese Leute hören solltest,
würdest du denken, sie wären alle Medici: Denn es ist bey ihnen allemal das erste, daß sie
mich fragen, wie ich mich befinde? u. s. w.

Ueber den Umgang mit Frauenzimmern.

(Aus Maschenbauer's nuplichem Dolmetscher. Augsburg 1748. 4.)

Trifft man Frauenzimmer in den Gesellschaften an, so ist es höchst-nöthig, daß man wisse,
wie man mit ihnen umgehen solle, weshwegen man auch ganze Bücher davon geschrieben hat,
welche uns der Mühe überheben, althier einige Regeln zu geben, wie die Conversation mit dem
Frauenzimmer anzustellen seye. Dieses ist um so nöthiger zu wissen, je profitabler dergleichen
Gesellschaft vor einen Menschen ist, der auf der Welt eine Figur zu machen verlangt. Denn
indem man sich bemühet, ihnen zu gefallen, wird man höflich und geschickt, und nimmt insen-
siblement artige und galante Manieren an sich. Man muß sich aber hüten, daß man mit der
Höflichkeit nicht zugleich die Liebe einsauge, sondern Meister seiner Affecten seyn, sonst mag
man solche Gesellschaften lieber müßig gehen. Befindet man sich mit jungen und Geistigen Da-
men in Conversation, so bringe man ja keine Schulfische oder Philosophische Discurse auf
die Bahn, wenn man nicht vor einen Pedanten gehalten werden will, sondern man belustige
sie mit sinnreichen und kurzweiligen Einfällen. Und weil sie gemeiniglich gerne hören, wenn
man ihre Schönheit rühmet, so bemühe man sich dieselbe auf das Beste heraus zu streichen.
Ziehet das Frauenzimmer andere durch die Fessel, welches gemeiniglich bey ihnen das proprium
quinti modi ist, so muß man sehen, daß man sie mit Manier auf einen andern Discurs bringe.
Hier ist zu merken, daß man sich bey den unverheuratheten Frauenzimmer viel munterer
und galanter aufführen muß, als bey den verheuratheten, bey welchen man sich in etwas seri-
euser erzeigen, und sich insonderheit wohl in Acht nehmen muß, daß man ihren Männern nicht
Anlaß zur Jalousie gebe, welches durch allzu feurige Bedienungen geschehen würde. Am besten
ist, wenn man seine Passion nie merken läßt, massen man dadurch vielen Verdrießlichkeiten, so
daraus entstehen könnten, zuvor kommt, wiewohl solche Verbergung in etwas schwer fällt.
Denn die Liebe läßt sich eben so wenig verbergen, als der Rauch von einem Feuer. Doch ist
es so gar unmöglich nicht, wenn man sich nur recht ernstlich angelegen seyn läßt, seinen Affecten
Gewalt anzuthun. Sollte aber einer sich nicht zwingen können, so hüte er sich nur, daß er nicht
bey verehrlichen Frauenzimmer mit einem Liebes-Antrag zu Vorschein kommt, dieweil man sich
sonsten, außer der Sünde, so man dadurch begehet, in die größte Gefahr stürzet. Dann eine
keusche Frau wird solche Zumuthung als eine Befleckung ihrer Ehre ansehen, und deshwegen
auf Rache bedacht seyn.

Es könnten noch sehr viele Frauenzimmer ihren Affecten nach angeführt, und gezeigt wer-
den, wie man sich bey ihnen verhalten müsse; allein Weitläufigkeit zu vermeiden, mag es an
diesen genug seyn. Wer in der Welt zu leben weiß, der wird sich nach dem Humeur eines je-
den Frauenzimmers zu richten wissen. Dammhero sehen wir nichts weiters hinzu, als nur noch
diese Klugheits-Regel: Wenn man sich bey einem Frauenzimmer beliebt machen
will, so muß man vor allen Dingen ihren Humeur kennen lernen, und sich
darnach richten. Dieses sey also nun genug gesagt von der Gesellschaft mit dem weiblichen
Geschlecht, weshwegen wir nunmehr zu dem männlichen schreiten wollen.

Hat man Gelegenheit vor hohen und wohl gar fürstlichen Personen zu erscheinen, so hat
man zwar dadurch große Ehre und Glück erlangt; man ist aber auch großer Gefahr unterwor-
fen, in welche uns der geringste Fehl-Tritt stürzen kann. Man muß demnach bey seinen Res-
ten behutsam verfahren, klug, beharrlich, dabey etwas furchtsam, niemalsen aber allzu verzagt
seyn. Ihre Worte muß man wohl überlegen, dieweil sie das Gewicht des Goldes haben, wie-
wohl auch schlauer Fürsten Worte zuweilen wie Träume nach den Widerspiel verstanden, und
ausgelegt werden. Große und kleine, Hohe und Niedrige, haben zwar einerley Ursprung,
dieweil aber der Himmel die Fürsten selbst gesetzt hat, daß sie über uns gebieten sollen, so kön-
nen wir nicht genug Ehrfurcht gegen dieselben spüren lassen. Man muß demnach in seinem Com-
pliment, so man ihnen machen will, deutlich, jedoch ganz kurz seyn. Denn sie haben mehr zu

thun, als unserm Geschwäge lang zuzuhören. Dabei müssen unsere Worte mit großer Behutsamkeit, wie auch mit vieler Demuth und Submission vorgebracht werden. Die Gratulation an sich selbst muß nicht aus allzu gemeinen und niedrigen, aber auch nicht allzu hohen Worten bestehen, die schwer zu capiren seyn. So muß man auch nicht mit denselben, bald an den Himmel zu fliegen, bald in die Erde zu kriechen, scheinen. Die Complimente, welche in einem netzen, doch mittelmäßigen Stylo bestehen, sind wohl die Besten. Wer von Natur zu hochtrabenden Reden incliniret, wie die Spanier, der wird auch wie sie, zu öftern solche Discurse hervorzubringen, welche man billig unter die Folies d'Espagne mit rechnen könnte.

Also verglichen die Spanier, als sie Philippo V. wegen seiner glücklichen Ankunft gratulirten, ihr Verlangen nach seiner Gegenwart mit dem Verlangen der Seelen im Feg-Feuer nach ihrer Erlösung. Wer der gleichen Compliment machen wollte, würde sich übel recommandiren. So erzählt auch die Gräfin d'Aunoy in ihren Memoires de la Cour d'Espagne, von der hochtrabenden Schmeicheley der Spanier, ein artiges Exempel, nemlich: Als eine gewisse Deutsche Prinzessin nach Spanien gereiset seye, mit dem Könige Philippo IV. ihre Vermählung zu vollziehen, habe man ihr unter Wegs in einer Stadt ein großes Paquet, seidene Strümpfe, nebst andern Galanterien, verehret; ihr Oberhofmeister aber, ein Spanier, habe solche Verehrung in Gegenwart der Königin hinweggeworfen, und als dieselbe nach der Ursache gefragt, ihr dieß Spanische Compliment gemacht: Avez de savor, que las Reinas de Espanna no tienen pier-nas: d. i. Euer Majestät müssen wissen, daß die Königinnen in Spanien keine Füße haben. Wodurch er andeuten wollte, es wären diese Königinnen von einem sehr hohen Range, daß sie die Füße nicht nöthig hätten, die Erde damit zu berühren. Weil nun die Königin des Spanischen Styli nicht gewohnt ware, sondern dieß Compliment dem Buchstaben nach verstand, stenge sie an zu weinen, und wollte durchaus wieder nach ihrem Vaterlande zurücke, in dem sie sagte: Sie könne unmöglich geschehen lassen, daß man ihr die Füße abschneide.

So lächerlich nun dieses Complimente ware, so ware doch jenes, welches man Philippo V. machte, noch weit lächerlicher, und man findet kein Exempel davon weder in der alten, noch neueren Historie. Als dieser König aus Frankreich nach Spanien reisete, wurde er über die langen Complimente, die man überall unter Wegs machte, ganz verdrießlich. Dieses erfuhre der Pfarrer zu Chartres, der ihn gleichfalls durch eine Rede complimentiren sollte. Dannenhero sagte er bey des Königs Ankunft: Sire! Weil Ew. Majestät die langen Reden verdrießlich sein, so will ich mein Compliment singend ablegen. Hierauf stenge er an,

Tous les Bourgeois et ceux de Monthlery
Menent fort grande joye cette journée icy,
Petit fils de Louis, que Dieu vous accompagne,
Et qu'un Prince si bon, don, don,
Cent ans et par de la, la, la,
Regne dedans l'Espagne.

Dieses Compliment gefiele wegen seiner Seltenheit Philippo dermaßen, daß er den lustigen Pfarrherrn reichlich beschenkte. Ich mag es aber niemand rathen, dergleichen singendes Compliment bey einem großen Herrn nachzumachen, man möchte es ihm sonst für eine Hindansetzung des schuldigen Respects auslegen, und die Belohnung dürfte vielleicht nicht so angenehm seyn, als die, so der Pfarrer zu Chartres bekommen hat. Wir könnten noch viele dergleichen Exempel anführen, wenn wir nicht besorgen müssen, dem Leser damit verdrießlich zu fallen. Wer zu judiciren weiß, der wird auch wissen, wie er seine Complimente bey großen Herrn einzurichten hat.

Von den Temperamenten. (Aus eben diesem Buch.)

Ihrer sind insgemein viererley Gattungen, nämlich 1) Sanguinei, 2) Choleric, 3) Melancholici und 4) Phlegmatici.

Diese erkennt man 1) aus der Farbe des Gesichtes; 2) aus den Augen; 3) aus der Stimme; 4) aus dem Gange; 5) aus der Kälte oder Wärme; und 6) aus der Leibes-Gestalt.

Die Sanguinei haben im Gesicht eine angenehme Röthe, freundliche scharmante Augen, eine hurtige Stimme; einen muntern und schnellen Gang, sind mehrentheils warm und von einer mittelmäßigen und fetten Statur. Im Uebrigen sind sie von einer wohl temperirten und nicht gar zu feuchten Art. Sie sind, was das Gemüth anbelangt, aufrichtig, getreu, gelinde, mitleidig, freugebig, bereit, fröhlich, sorglos, unerschrocken, vergesslich, sonst aber von einem guten Verstande. Sie haben kleine Adern und viel Geblüte im Fleisch, welches wohl temperiret, nicht zu dick und nicht zu dünn, und weil sie eine sehr blutreiche Farbe haben, so werden sie Sanguinei, oder Blutreiche genannt.

Die Choleric haben ein etwas schwarzes und röthliches Gesicht, frische und ernsthaftige Augen, eine starke und männliche Stimme, einen gravitatischen und geschwinden Gang, sind von Natur warm, und von einer hageren Leibes-Länge. Sonst sind sie von einer sehr hitzigen, schnellen und feuerigen Art, activ, und hurtig, dabei aber ungeduldig, unbeständig, empfindlich, unleidlich, argwöhnisch, zornig, hofferthig, kühn und verwegen, ehrgeizig, und geschwäßig, können nicht leicht etwas verschweigen; sind praecipitant, unbarmherzig, listig, geschickt, von einem subtilen Verstande, jedoch übereilen sie sich gemeiniglich im Urtheilen, ehe sie vorher eine Sache reiflich überleget haben. Ihr hagerer Leib hat starke Adern, und ihr Geblüte ist sehr roth, dünn und flüchtig. Daher erhitzen sie sich gar bald durch eine kleine Bewegung, haben ein dichtes und derbanzufühndes Fleisch, und weil sie viel Galle haben, so werden sie Choleric genennet.

Die Melancholici sind gemeiniglich blaß vom Gesicht, oder auch zu weilen schwärzlich; ihre Augen sehen ernsthaftig, starr und verdrossen; ihre Stimme grob und hart, und im Reden sind sie sehr langsam, im Gehen aber fertig und geschwind, und wenn man sie ansiehlet, so spüret man, daß sie frisch und kalt seyn; Sie haben einen dünnen und hageren Leibe, mit starken Adern, dabei sind sie langsamer, wie wohl nicht gar faulen Art. Zudem sind sie tiefsinnig, verständig, zweiffelhaft und sehr ungewiß in ihren Entschliessungen, furchtsam, und argwöhnisch, indem sie immer das Schlimste vermuthen. Ferner sind sie mehrentheils geizig, sehr

traurig wenn es nicht gleich nach ihrem Willen gehet; hingegen wissen sie in der Freude gar selten eine Maaß zu halten, wenn es ihnen wohlgehet; Eine Sache können sie gar lange gedanken. Sie sind über dieß heimtückisch, zornig, wiewohl sie solches zu verbergen wissen, rachsüchtig und unverzöhnlich. Dabei sind sie auch stille, fleißig, arbeitsam, beständig, verschwiegen. Sie haben ein dickes und schwarzes Geblüte, und eben deswegen werden sie auch Melancholici genannt.

Die Phlegmatici haben größten Theils ein blaßes und weißes Angesicht. Ihre Augen sind schlecht und elend anzusehen; im Reden sind sie langsam, und haben eine rauche Stimme. Ihr Gang ist nachlässig, verdrossen und negligent; von Natur sind sie kalt, dabei aber aufgeschwollen, und sehr fett, wie auch feuchter und fauler Eigenschaft. Sie haben einen gar schlechten und schwachen Verstand, wobei es ihnen auch an genugsamen Nachsinnen fehlet. Sie sind verdrossen, langsam, nachlässig, unordentlich, verschlafen, weibisch, wollüstig, unbeständig und furchtsam. Sie haben kleine Adern, und sind weich anzufühlen. Ihr Geblüte ist dick, schaumicht, und darum heißen sie Phlegmatici.

M i s z e l l e n.

I. A u s z u g

Aus der Augsburgischen Moy'schen Ordinari Postzeitung, No. 294. Montag den 10. Dez. Anno 1792.

K u n d m a c h u n g.

Dem verstorbenen Monat July Anno 1792. kam Thadens G** nicht gar zu groß von Person, 30 Jahre alt, etwas röthlichen Angesicht, brauner Augen, kann niemand redlich ansehen, brauner Haaren, so er hinten glatt, vorn etwas über die Stirne traget, von Leib und Körper mittelmäßig, von S. V. Füßen, kurz gewadelt, traget zu Zeiten ein hell blaues Postrockl mit einem rothen Kragen, und derley Aufschlag und großen Militärfnöpfen darauf, einen nicht zu großen runden Huth, mit einem falschen Silberborten um den Gupfen, der zu Ende eine Kasse macht, übrigens tragt er sich sauber, und hat ein schwarz lederne Hosen, mit einem obrigkeitlichen Attestat, das von den Freiherrl. B*** Hofmarkts-Obriegkeit und Verwaltung sollte ausgefordert worden sein in das Gr. B***. Schloß G***, producirt selbes einer gnädigen Herrschaft und hatte gehorfsamt Vermög dessen als Baumeister zu daffigen Hofbau angenommen zu werden, da man von Herrschaftswegen kein Bedenken trage, ernannten Attestatum allen Glauben beizumessen, so wurde mehr gemeldter Thade G** als Baumeister angenommen. Dessen Ausführung zeigte aber hienach das Gegentheilige, indem obgesagtes Attestat falsch, und von einer hochlöbl. Hofmarkts-Verwaltung nicht ausgefertigt worden seye, der Producent während der Dienste auf einige Dieberei ertappt worden, eine ledige Weibsperson zu seinen Anhang gebrauche, und mit selber aus dem Dienst und Schloß den 10. Nov. dieß sich flüchtig gemacht habe, zu Beförderung der Flucht gebrauchte er auch Früh Morgens ohnerlaubt zwei Pferde und ein Wagen sein und seines Anhang, Truchen und Gewand wegzubringen.

Damit nun der gefährliche Mensch entdeckt werden möchte, dem Publico nicht mehr schädlich zu werden, als wird jedermann vor diesem gewarnt, und die resp. löbliche Obrigkeiten höflichst ersuchet, den Betrüger zu Verhaft zu bringen, und der Justiz als einen Falsarium zu überbringen. Actum den 2. Dez. 1792.

K. A. Gr. von B** zu Gr***.
auf L***. hursfürstl. K. und H.

II. Cetera bonus Religiosus.

Vor vielen Jahren speiste ich in dem Kloster — an einem Ordensfeste. An meiner Seite saß der vorletzte Prälat von Welsobrunn Joseph Leonhard, ein sehr jovialer Mann. Unter verschiedenen Gesprächen wurden von einem kurz zuvor verstorbenen Mönche mehrere, zum Theil wenig erbauliche, Anekdoten erzählt, mit dem Beysatze, er sey als ein frommer Religios gestorben. Hierüber lachte mein Nachbar laut auf. Von nächst-sitzenden starr angesehen, von mir um die Ursache gefragt, antwortete er, jetzt könne er sie nicht sagen; nach der Tafel wolle er mich mit einem lustigen Geschichtchen unterhalten. Die Erzählung, durch welche er sein Versprechen erfüllte, wird hier mitgetheilt.

Auf seiner Reise in Italien habe er einst in dem Kloster S. Giorgio maggiore zu Venedig übernachtet. Als das Nacht-Mahl eingenommen gewesen, seyen er und der Abt, ein alter ehrwürdiger Mann, an ein Fenster getreten. Die Mönche hatten den Speisesaal bereits verlassen. Bald aber sey einer, nicht von den jüngsten, zurück gekommen, und vor dem Abte niedergekniet. Dann habe sich der folgende Dialog ergeben, dessen wörtliche Treue er um so gewisser verbürgen könne, weil er ihn noch vor dem Schlafengehen in seiner Schreibtafel eingetragen habe. „Abt: Quid petis? Mönch: Reverendissime! rogo humillime licentiam exeundi. A. ad quid? M. ad purgandos renes. A. quareso! pridie demum purgasti. M. iterum opus est. A. nach kurzem Nachdenken, ihm die Benediction ertheilend: vade in pace, und zu seinem Gast mit Achselzucken: Cetera bonus Religiosus.“

III. W ü r s t e - P o l i z e y.

Neuere Polizen-Schrißsteller wollen im Sommer keine Blutwürste machen und verkaufen lassen. Noch strenger war K. Leo (im X Jahrhundert) welcher in der Novelle 58 dieselben unter harten Strafen das ganze Jahr verboten, als eine im alten und neuen Testament verbotene Sache. Die darauf für Käufer und Verkäufer gesetzten Strafen sind, Landes-Verweisung, Leibesstrafen und Einziehung des Vermögens.

IV. Proben deutscher Staatsbereitsamkeit.

Zur Norm und Wägung.

Im vaterländischen Mutter Schooße reichen sich die Hände.
Mit Zuversicht dürfen wir zu uns sagen Deutschland: wenn es nur will — je nun in Gottesnamen.

V. Bemerkungen.

Die Satyre wird durch Milde schärfer als durch Bohn, so wie Essig durch süße Rosinen.
Stiele stärker sauert, durch bitteren Hopfen aber umschlägt.

Das Reich der Satyre stößt an das Reich des Komus; das kleine Epigramm ist der Markstein.

Je unpoetischer eine Nation oder Zeit ist, desto leichter sieht sie Scherz für Satyre an, so wie sie nach dem Vorigen umgekehrt die Satyre mehr in Scherz verwandelt, je unsittlicher sie wird.

Freier Scherz wird an Höfen gefesselte Anspielung.

Wir wären vielleicht Alle ernsthaft genug für einen oder den andern Späß, wenn wir mehr Staatsbürger, citoyens, als Spießbürger wären. Da nichts öffentlich bei uns ist, sondern Alles häuslich; so wird jeder roth, der nur seinen Namen gedruckt sieht, ich selbst erinnere mich, daß ich, als ich den Verlust meiner Patentschnalle ins Wochenblatt setzen ließ, statt meines Namens bloß beifügte: »bey wem?« erfragt man im Intelligenzblatte.

Alexander, König in Macedonien, und sein Hofmeister Aristoteles wurden beyde Weltmonarchen; nur mit dem Unterschied, daß die Weltherrschaft des ersten mit seinem Tod aufhörte, der letzte aber noch Jahrtausende nach seinem Tod die Köpfe der Menschen beherrschte, ja so gar in Fesseln hielt.

VI. A n e k d o t e.

Auf dem letzten Maskenball zu * erschien eine geistvolle Dame in einer mit Kornähren überdeckten Maske. Man fragte sie, ob sie Ceres sey? Nein, antwortete sie, es sind nur taube Aehren, gedroschenes Stroh, wenn ihr davon haben wollt, geht nur zum sogenannten Hofrath * da findet ihr ein ganzes Magazin.

VII. Genealogische Entdeckung.

Im XIV. Heft der Zeitgenossen S. 195. ist Folgendes zu lesen: Johann Friedrich Cotta, Buchhändler in Tübingen, kann seine Abkunft bis zu dem alten Römischen Geschlecht hinauf verfolgen, welches in der Zeit der Republik blühte. R. Otto, (heißt es ferner) habe vom Ende des zehnten Jahrhunderts dieser Familie einen Adelsbrief ertheilt, und R. Eigmund denselben im vierzehnten (sic) Jahrhundert bestätigt.

VIII. Aus P. Abrahams à S. Clara Merks Wien!

Einmal zur rauhen Winterszeit, da der Erdboden mit weißer Decken überhüllt, die Bäume wie die siebenjährige alte Tanne mit weißen Haaren überwachsen, die Hausdächer unter sich mit langen Spizen verbrämt, daß ist, mit durchsichtigen Eiszapfen, die klare Bäche bekleidet, die Fußtapfen sowohl des Wolfs als des Woffgangs verrathen, da die Stauden mit Schneeflocken bedeckt, als wölten sie den Wagenblüh halber tragen; Zu einer solchen Zeit, da man die Hand in Busen steckt, wollte die Edel-schöne Princessin des Königs Herodis sich mit einer Jagt erlustigen, und in solcher Weidmannischer Unruhe ihre Freud suchen, zu solchem End fährt sie aus mit einer ordentlichen Begleitschaft, und weil man den Weeg mußte über einen zugefrorenen Fluß nehmen, also ist ihr in Unterthänigkeit eingerathen worden, daß sie solchen kurzen Weeg möchte zu Fuß verrichten, es geschieht also, diese steigt ab, sie geht, sie schleift, sie schliffert, sie fällt, wodurch das Eys, ist kein Wunder, ob solcher schweren Sündenin, eingebrochen, daß sie also mit dem bloßen Kopfe herauß geschaut, und weil sie mit den Füßen in Willens ihr zu helfen, hin und her zappelte, hat ihr das scharpfe Eys den Kopf Wurz abgeschnitten, und also die unvermuthete Henkers-Stell vertreten; O was Unglück! zu Hof als bald diese traurige Zeitung ankommen, erhebt sich ein ungewöhnliches Geschrey und Lamentiren, unter andern schlugen die Kammer-Jungfrauen ihre Hände ob dem Kopfe zusammen, mit dieser so wohl kläglich als klagerndem Stimm, wann es doch hätte sollen geschehen, daß diese wunderschöne Princessin in den blühenden Jahren hätte sollen verwelken, wann es gleichwol auf solche Weiß der Todt nicht hätte angetast! O ihr Lappische Cammer-Braut! ziehet ein wenig eure gekraute Haarlocken auf die Seiten, damit ihr könnet recht in die Höhe schauen, und die geblühten Urtheil Gottes ansehen, daß nehmlich Gott mit gleicher Münz bezahle, Judicium Dei actionibus nostris assimilatur. Diese Prinzessin hat durch Hupfen und Tanzen dem Heiligen Eys den Kopf abgeschnitten, gleiche Münz.

Erweiterungsblätter, als Beilage zu den literarischen Monatsberichten.

Märzblatt 1819.

Klaglied zweier bayerischer Bauern über den leidigen Todfall des Churprinzen 1699.

Das folgende, handschriftlich uns aufbewahrte Gedicht in bayerischer Mundart — älter, wie dieses, dürfte wohl kein andres vorhanden seyn — ist vom J. 1699; die dabei zum Grunde liegenden geschichtlichen Umstände, die den meisten unser Leser bekannt seyn werden, sind folgende. Churf. Maximil. Emanuel hatte 1685 zu Wien mit des Kais. Leopold I. Tochter, Maria Antonia, sich vermählt; ihre Mutter war die jüngere Schwester des damaligen Königs von Spanien, Carl II., der aus dem Erzhaufe Oesterreich stammte. Die ersten Kinder jener Ehe starben frühzeitig; den dritten Prinzen, Joseph Ferdinand, (geb. 1692) setzte Carl II. in seinem Testamente 1698. zum UniversalErben der ganzen spanischen Monarchie ein, wogegen sowohl Kais. Leopold als der Kön. von Frankreich eine Protestation einlegten. Früher schon 1692 hatte Carl II. dem Churf. Max. Emanuel die Statthalterschaft in den spanischen Niederlanden übertragen; daher dieser Fürst in Brüssel residierte. Als ist der junge Erbe der spanischen Monarchie nach Spanien reisen sollte, starb er plötzlich in den Armen seines Vaters, den 5. Februar 1699. Die nachfolgenden Ereignisse gehören nicht hieher.

1. Stoffl.
O mey Jodl hast ghört blasen,
Min' renna gschä wie'n Haasen?
Hat ohn ghat a schwarzi Pfaidt.
Mey! was wirdt a do no bringa?
Fürcht, a thut uns etwa vorsinga
Gwisß vors Land a grosses Leid.

2. Jodl.
Do schwarz Pfaidt thut mi a schrockä,
Sorg, es kho khai Stoa nit klöschä,
Muesß gfarly sein da Pot;
Wird ja unsarn Fürstn nit bedeuten,
Deda, das ma dem Prinz muesß leite
Do Todten: glock, bhiet uns Gott!

3. Stoffl.
Los! was dort zwei Herrn thuen sagn,
Das Prinzi liet schon auf den Schragu,
Dass ma nacht hat wecka gfiert;
I ho mein lebta nichts gschä
Dalkets, das hett khima gschä,
..... (Diese Zeile fehlt.)

4. Jodl.
Ja, main Eid! i ho mäs lang scho denkt,
Nichts wär bessers, als wär er ghenkt,
Der dem Fürsten geben disen Rath,
Dass ma an so jungen Härn,
Des spanischen Bluets besten Khern,
In die Fremdda nohi hat.

5. Stoffl.
Jodl du thuest as nit västöhn,
Wie as thuet undern Fürsten göhn:
Haben ganz ein andarn Sinn,
All ihr Thuen und all ihr Wösen
Sie aus da Politen herlösen,
Im Land und Leut sie suchä Gwinu.

6. Jodl.
So lengst host ghert, beim Sacrament,
Wenn das da Paisschrait nit so pfendt
Unsä Prinzel wecka gnumma,
Hietta id vor allen andern
Miesßen zu den Spaniern wandern,
Wo do hettä gwisß bekumma.

7. Stoffl.
Das ist gwisß, was du thuest sagn,
Dass ma wo ihm hett oho tragn,
Weil er ist das Kaisas öd,
Aus dem Spanisch Bluets geborn,
Hätt inärn zum Infant ärkorn,
Dorf nimä essen bairisch Knödl.

8. Jodl.
Stöffl hast nit a nährisch Spöchtu,
Gelt es wirdt den altn ächtu,
Das a hat so gä gschwindt
Hoffnung, Gelt und Alls vālohn,
Mues ihn machen recht verwirth, (verwor'n)
Zugleich hin ist sambt dem Kindt.

9. Stoffl.
Hamä nit tragn miesßä jamä,

Ist uns kām blibn da Samä,
Wennä Stoid lesen wollen,
Da ma-nu di Niederlanden
Dem Prinzi bringt zu handten,
Die Er hiet bsißen sollen.

10. Jodl.
Jöschweigelt und andä Münzen
Glaubt-mä jam für unsarn Prinzen,
Was ma gfundta hat alhie,
Miesse in das spanisch Flandern
Zum Churfürsten hind wandern,
Khām bleibt etwas ybrig schier.

11. Stoffl.
Werl muesß ma himä machä,
Dass iem frat das Herz mecht frachä,
Und was noch das mehrst ist,
Thuet's da Fürst kām halb bekemä,
Werler do thuen wecka namä,
Halten unsä Gold für Mist.

12. Jodl.
Mei Gott und Här, es wär scho recht,
Wen nit das Fürsten aigne Knecht
Si thäten undä Juden mischen,
Bschiffen den Fürsten hint und vohrn,
Bliesßen-jamä in ai Horn,
Ihm sein Beitel thäten fischen.

13. Stoffl.
Hans negst glagt zum Oppenhamä,
Wan is sag, thue i mi schamä,
Habu si unsere Leut gefölt,
Nur damits dem Fürsten lausen
Khūnā löbn in lautä Prausen,
Jodl schau, wies dir gefölt?

14. Jodl.
Gelt, i wolt die Schölmä buzen,
Hie und dort do Köpf abstuzen,
Wolt ihndä Maussn zeign,
Alle ließ i si aufhentä,
Där mäs aufstach, thät i bschentä,
All ihr Gelt macht i mir aign.

15. Stoffl.
Wan da Fürst die Leut thät ropfä,
Kuntä sein Schuldner dMaul recht stopfä,
Will von seinen Gelters zahlu,
D'Unterthönä, so sie einr ägnomä,
Nemb i jam in ainu Summā,
So thät i sie ännahl.

16. Jodl.
Alles thät ma id nit royä,
Wan i nur dörfst recht abyloia
Do Schölmä, do das Prinzel wöck,
I mai, i mai, i wolt si lonä,
Dass so schölmisch unbefonnä
Unsarn Fürsten gfiert im Tröck.

17. Stoffl.
Glaub, dß wär dāno gschächä,
Dä Spanier hett gnomä lechnä,
Wan ar scho nit gwesen drunt,

Ma het im schon koma Schönnä,
Wär im doch bliben die Eternä,
Mit recht man iems nit nemä kundt.

18. Jodl.

Schau, das thuet a verdriessä,
Das do Landschaft bshankä miessä
Dem, der's Pringl nohi hat,
Da ma doch dem Teufsch holla,
Mit das gringste hat vergoltä,
Wie ers ins Land bringen thät.

19. Stoffl.

Wärlä bin ein armä Schluckä,
Alles wolt i wockä iunkä,
Häbe und Kalm drum b göbn
Um's liebe Pringl unsä herel,
Unsä Freid und Herzens Perl,
Wan es noch solt sein im löbn.

20. Jodl.

Jetzt ist vast hi all unsä Wäsen,
Als wans vorhi nie war gwösen,
Ist gesunkä in die Erd;
D'geltä hamä kai Reputazien,
Necht umb' alls, was ausglät, göbn kein
Pazen,

Gro und Thro sânt ä umbkehr.

21. Stoffl.

Wird nit igt der Franjos lachä,
Das verlohren des Churfürsts Sachä
Hi sânt sambt der Pauern Schwaiss;
Hett mä no den Fürst herobä,
Wolt mâr entli no gaut lebä,
Zeit vergössi do Spanisch Gais.

22. Jodl.

Döfl ist ä grobä Possän,
Fürcht do Gais do hab ä gstoffän
Unsä Pringel in die Grueb,
Da mä sânt, do Spanisch Suppen
Pflägn Dieb mit Gist zuspuppen,
Schau so geh's, mei liebä Bue.

23. Stoffl.

Wais es ist schon öftä gschachä,
Wo mä ain nit gern thuet schachä,
Nicht mä si auf solche Weis,
Dö spanisch und dö französisch Tropfä
Dö Wölschä finnä ä västoppä
Den Keim s' Maul mit gistä Speis.

24. Jodl.

Schau was sântä do für Lappen
Trachten umb ä Königs Kappen
Mit dem Pringel auf den Thron
Dän Ausländern danno trauet

Mis auf Wälsch, Franzosen bauet,
Ihna gibt mä döpplat Lahn.

25. Stoffl.

Soll dän in den bairisch Landän
Kai treia Teuschä sein vörhandän,
Nehn dan Wälsch d'Franzosen vor?
Bairisch Geld da Fürst do liebet,
Unsä Peitl wacker kliebet,
Wier Baim miessä ä höbn empor.

26. Jodl.

Hoff oft theit, mei liebä Nachbä,
Kai Landekind dem Fürsten achtabä,
Derfä nit vil vor sei Gsicht,
Wemä vo iem will was haben,
Muess mä nur an Wälsche glaben,
Dass ar aim das Wort verspricht.

27. Stoffl.

Auf main Eid aba unsä Adel
Ist dahin gä völlä Tadel,
Leidet Alls mit Gedult,
Beim Taback, weis Pier so sthen,
Nit vil in den Niechern schweigen,
Lassen ligen auf'm Dult.

28. Jodl.

Schau, mir Pauern miessen möcka,
Dass d'Herren jetzt nichts Guets mer würkä,
Löbn in alten Rhaisä nei,
Guern und buchen, frassen, trinka,
Stäts muess Maul vom Weinsapf stinka,
Thuen kain (kaum?) etwas auf'm Schein.

29. Stoffl.

Ja mä sägts, wollns habn Präsent,
Gleich muess mä schmirren ihre Händ,
Wiltu anderst etwas gwinnä,
Jodl wanst nichts hast zu schenkä,
Trod mä dir gschwind mit dem Henken,
Schreia, als wären sie von Sünä.

30. Jodl.

Umbkehr ist ia alle Welt,
Jeda tracht nur nach Guet und Geld,
Klein und Groß sânt alle gleich,
D'Fürsten, d'Gräfs, all unsär Herren.
Kina nichts, als uns wackä scheren,
Drumb so trachten s' ohne Scheich.

31. Stoffl.

Ja sie sânt so grosse Narren,
Fiehren dö Ausländä auf den Karen,
Und sie gehen selbst zu Fuß,
Thuen vor sie das Fiehlein zuckä,
Wast bis zu der Erden buckä,
Leiden billich dise Bueß.

Zärtlicher Brief zweier Schwestern an ihre Schwester und Schwager.

L . . . am 18. Septbr. 1813.

In Gemässheit!

Hoch = Edel zu verehrender, Herr Schwager
und Herzlich liebe Schwester, wir befinden uns
gegenwärtig noch alle recht gesund, und desglei-
chen hoffen wir bey Ihne auch, mit dem ge-
genwärtigen Augenblick schütten wir unsere Lie-
be mit der Feder gegen Ihne aus, nehmen Sie
vorlieb! wir können Sie nicht hoch und theuer
genug beschreiben, denn ist es gewiss nichts rüh-
render, als ein Herze, das mit Flammen der
Liebe brennet, wie die Sonnenstrahlen und ist
gewiss nichts tröstlicheres, als ein Herze, das
vor lauter Liebe blühet, wie das Pfeilgen am
Weg! gerad so wie die Schatten des Nachts
bey Anbruch der Morgenröthe! so verliehren
sich alle Wilden und fremden Gedanken, wenn
das Land der Liebe, von unserer Freundschaft,
an unsere Herzen anknüpft, Necht herzlich wa-
ren wir gesonnen unserer H. B. S. Ein ange-
nehmles Besend zu machen, weil wir sehen,
dass der Herr unser Gott uns segnen mit
was Zweischen will, und davon Hönig Lavre-
zieren wollen wir dich an unser Herz geschlosse-

ne Schwester und Ihne B. Herrn Schwager
fragen: ob wir bey solcher Handlung etwas Ge-
wurz brauchen, oder nach Ihrem Belieben zu
vermeiden pflegen? weiter liebe Schwester, die
Torodea Schneidern lässt Dich doch gütigst bit-
ten, du möchtest Ihr so ein gestricktes Wäzgen
kaufen, wie Du eins hast, sey so gut und leg
das Geld aus, du sollst gleich nächstens wieder-
bekommen, wenns wahr ist, sey so gut und schick
es uns dar, wir wollen es gleich anliefern.
Bis gegenwärtig befinden wir uns dennoch nach
dem größten Wohlergehn, weil wir jederzeit un-
sere Einrichtung nach der größten Comotited
veranstalten. Insonderheit wissen wir Ihne
mit sonst keiner Neulichkeit aufzuwarten, als mit
aller herzlichen Begrüßung von allen Anverwand-
ten beladen. Mit ganz umarmten Liebe actmi-
nistricieren und Emphylen wir uns und verhar-
ren in der allergrößten Achtung und verbleiben
wie jederzeit, der Schutz des Herrn, der sey
nicht fern. Bey uns und auch bey Ihne.

gehorsamste untergebenste

Anna Chatarina Maria Chatarina
Fischer.

Eilfertige Vorstellung einer verlassenen Jungfrau an die Polizei in N . . .

Meine Hochgebietende Obrigkeit!

Ich falle vor Gott und Ihren Füßen nieder,
als eine Hofstapeziererstochter und verlassene
Weise da ich alhier in N . . . für die ganze
Obrigkeit und Adelige Herrschaften arbeite und
dadurch mich suche Ehrlich zu nähren; So ist
mir vergangenen Weihnachten ein Unglück von
einem schlechten Kerl begegnet, der mir durch
Arglist auf eine Diebische art, bey Versprechung
der Ehe, fast mein ganzes Vermögen verahbt,
20 Fl. an baarem Geld, den Cattun zu Drey
Westen mit Zwang verlangt, 1/4 Jahr eben
wohl mit Gewalt bey mir zu Mittag gegessen,
am Ende mir hierüber eine falsche Handschrift
bloß auf 25 Fl. gab, da sich doch meine Rech-
nung so nach auf 45 Fl. belauft, der Betrüger
sich noch unterstund, mit mir nach der Obrig-
keit zu gehen und sich auf die verheißene Ehe
einschreiben zu lassen, glaubte solchemnach nicht,
dass er ein Betrüger wäre, bis ich erfuhr vom
Dossamentier S . . . dass ers anderwärts mit
andern Personen Eben so gemacht habe, da ver-
klagte ich ihn und ließ durch die Obrigkeit sei-
ne Sachen mit Arrest bestricken; als ein gelernt-
ter Betrüger hat er aber die Sachen aus dem
Coffere heimlich herauspracedirt, und in der
Pfingstwoche N. C. mit einem lüderlichen Men-
schen namens Maschin aus N . . . von hier

Geschapirt, er giebt vor, er wäre bey der ver-
storbenen Landgräfin Lauffer gewesen, gebürtig
aus G . . . , zuletzt hier bei dem Teutschen
Comödiendirector Herren R . . . als Bedienter
gestanden, namens August Nauschmann. Er
wollte mit mir, eiter rechtschaffenen Bürger-
tochter, eine gute theadralische Connoissance, ver-
mischt mit schöner Rolle spielen, aber mit nich-
ten. Drey mal in der Zeitung verrufen, bei Stra-
fe zu erscheinen, von seinem betrügerischen Ver-
halten Red und Antwort zu geben, der Betrü-
ger aber nicht erschienen ist, so ist es mir zuer-
kannt worden, weil er in N . . . sich aufhalten
sollte, und das Mensch aber in S . . . hinge-
bracht, der Betrüger in N . . . Dienste suche,
aber keine bekommen könne; so ergeht meine
gehorsamste Bitte, zu einer gebietenden Obrig-
keit: alle Menschen vor diesem offenbaren Be-
trüger August Nauschmann und dessen Gefähr-
tin Caroline Maschin aus G . . . zu warnen,
indem derselbe Einem hiesigen Schumacher ein
Paar Neue Stiefeln und ein paar neue Schuhe
vors Mensch mitgenommen, und sollte sich der-
selbe noch a dato in N . . . aufhalten, sogleich
hiervon gefällige Nachricht an die Mademoiselle
Meylin in G . . . zu geben.

G . . . den 8. August 1818.

Aus der neuesten Reise eines Franzosen durch England. *)

In England gähnt man mehr, als auf der
ganzen Erde. Vater, Mutter, Kinder gähnen,
ein Liebhaber gähnt an der Seite seiner Gelieb-
ten und mit einem solchen Liebhaber gähnt auch
die bedauernswürdige Schöne; ein Schauspieler
gähnt während des Spiels seiner Rolle; der Be-
trunkene gähnt, mit dem Bierkrug in der Hand,
bis er eine himmlische Nation hat, um aus
seiner Lethargie zu erwachen. Aber noch auf-
fallender und fast unglaublich ist, dass ein Pre-
diger während der Predigt mit seinen Zuhörern
gähnt. Ja man sah sogar arme Sünder am
Galgen noch einmal gähnen, bevor sie den ge-
fährlichen Sprung machten. Kurz überall sieht
man ganze Ehre von Gähnen, bei diesem fröh-
lichen, muthwilligen, scherzhaften Wütschen. Es
ist so eine Mode des Landes, wie in Spanien
das Nälpsen; man sollte in der That glauben,
sie wetteiferten miteinander in ihren edlen Be-
strebungen.

Wie viel Vergnügen verschafte mir's, die stu-
fenweisen Veränderungen ihrer Mienen und Re-
den zu beobachten, welche sich nach der Quan-
tität des getrunkenen Weins richteten: ich nenne
dieses ihre Trinkscala.

Ein Engländer tritt in ein Caffeehaus, den
Hut auf der Nase, die Augen zu Boden geschla-
gen, und setzt sich, ohne Jemanden anzusehen.
Denn, nicht ern, blickt er Niemanden in's Ge-
sicht. Er fordert eine Flasche Wein, und, mit
Ausnahme der zum Einschenken und Niederschla-
cken notwendigen Bewegungen, bleibt er so un-
beweglich wie eine Bildsäule mit dem Ellenbo-
gen auf den Tisch gestützt. Beim siebenten Glase
wird unser Held schon ein wenig dreister, und
wagt es, umzusehen, ob nicht unter seinen Nach-
barn einer seiner Bekannten sich befinde. Ist
einer da, so grüßen sie sich wechselseitig mit ei-
nem Havv do von do? (Wie geht's?) Nach die-
ser Vorrede stürzt er das achte Glas hinunter
auf das Wohl seines Freundes, und letzterer thut
ein Gleiches. Dann trinkt er gewöhnlich noch
drei Gläser, sitzt aber stockstumm, und fällt dann
das zwölfte Glas. Wer von beiden nun am
geschwindesten mit diesen Formalitäten fertig ist,

wird dann in die Worte ausbrechen: Fine vvea-
ther, oder shooking vveather: (Schönes Wet-
ter, oder schlechtes Wetter!) und der Andere
wird genau mit den nämlichen Worten antwort-
ten, aber mit der Borrede yes indeed (ja, ge-
wis). Mitterweile sind die Flaschen leer gewor-
den, und nun ladet einer von ihnen den andern
ein, sich zu ihm zu setzen. Dieß bedeutet nach
der Landessitte, dass jeder seinen Theil bezahlen
soll. — Das Laster der Wöllerei grassirt aber
nicht unter den niederen Volksklassen allein, son-
dern auch Minister und die vornehmsten Herr-
schaften machen sich dieser eckelhaften Ausschwei-
fungen schuldig.

In Weinhäusern werden fast alle Staatshäu-
del abgemacht; berühmte Diplomaten, werden wie
ein Pack schmutzige Wäsche in ihre Wohnung zu-
rückgebracht, nachdem sie in ihrer antifrancia-
schen Wuth sich wie in Löwen verwandelte Wel-
thätter betrachteten und die Diefen zu zerreißen
sich einbildeten.

Oft sind die Parlamentskammern so leer,
dass nichts verhandelt werden kann; dann läßt
der Präsident die Mitglieder in den Caffee- und
Weinhäusern zusammen holen, muß dieselben aber
auch oft durch Staatsboten mehrere Mal auf-
fordern lassen, dass sie doch kommen und der
Sigung beizuhören möchten.

Einen überzeugender Beweis von dem Ein-
fluß des Klimas auf den Charakter giebt der
Monat Oktober. Unter allen Monaten im Jahre
herrschen in diesem die dicksten Nebel, und fal-
len die häufigsten Selbstmorde vor.

Die Engländer nennen ihn deshalb auch den
Hänge Monat; die Naserei, sich selbst diese
Gerechtigkeit zu erweisen, nimmt bei den Eng-
ländern in diesem unglücklichen Monat unge-
heurer zu. Könige, Prinzen, Minister, Lords, Ba-
ronets und die Reichen des Königreichs trinken
übrigens Wein und ohne Widerspruch mehr als
die Könige, Fürsten, Minister und Barone irgend
eines Königreichs auf dem Erdball; und inzwi-
schen giebt es doch eben so viele Narren unter
ihnen, als irgend wo anders.

Der Ehebruch wird mit einer beträchtlichen

*) Un mot sur les Anglais par M. Olivier de la Blairie. Paris. 1819.

Geld Summe bestraft, und nichts ist lästiger, als dergleichen Ehehandel; der Beklagte wird vor den Großrichter, Lord Ellenborough, citirt; der verheiratete Ehe Mann, geschmückt wie ein wahrer Stier, erscheint auch mit seinen Zeugen. Ist es eine 17jährige KammerNymphen, welche über die That Sachen und Geberden befragt wird; diese antwortet dann verschämt und stotternd, Herr und Frau wären auf dem Bett gelegen, der erste habe aber die andere so bedeckt, daß sie durch das SchlüsselLoch nicht habe unterscheiden können, was sie eigentlich gethan hätten. — Wiederum ein Anderer sah vier Beine, welche nur einem und demselben Körper anzugehören schienen; andere endlich hörten treulose Kanapees durch ihr zweideutiges Geräusch LiebesGeheimnisse verrathen, und Madame diese Musik mit Seufzern und Ausrufen begleiten.

Se überzeugender die Zeugen Aussagen sind, desto heiterer strahlt Zufriedenheit aus dem Gesicht des Gefronten. Nachdem der ehrwürdige Ellenborough reichlich über jenen Körper mit vier Beinen — und die begleitenden Umstände nachgedacht hat, entdeckt er die Wahrheit mit einem Scharfsinne, der aufs höchste überrascht. Der Fällige wird nach Verhältnis seines Vermögens, zu einer größern oder geringern Geldstrafe verurtheilt, welche zuweilen 15 bis 20,000 Louisdor beträgt. Lord Ellenborough schließt die Sitzung mit einigen Worten über die den guten Sitten und der ehelichen Treue schuldige Achtung, ermahnet die Frau, tröstet den Mann ein wenig, und alle Zuhörer, mit Ausnahme des Straffälligen, entfernten sich entzückt über das aufgeführte Lustspiel.

Epigramme.

Zeit und der Schulmeister.
B. Mein sag' er mir man spricht jetzt schon
seit ein'ger Zeit
Von abstract und concret, ist das ein neues
Spiel?
C. „Man thut nicht viel und schreibt“
so sprech ich in abstracto.
„Du schreibst und thust nicht viel“
so sag ich in concreto.

Schreiber schreibt immer hin gegen den Schreiber
ber der Zeitung
Dieser schreibt was er denkt, ihr denkt nicht an
das was ihr schreibt
Schreiben und Denken sind zwei; drum schreibt
ihr auch so wie ein Schreiber;
Schreibt ihr nur das was ihr denkt, dann schreibt
ihr gewiß nicht so viel.

Miscellen.

In einer Vorstellung an die PolizeiDirektion M. unterschrieb sich der BitteSteller Franz M. r. ein Metzger, der seine Probe, Meisterstück, bestanden hatte:

„gestuckter Metzger.“

Die PolizeiBehörde M. begutachtete die Vorstellung des M. r. armen, „abgelebten Laquais.“

Ein SeifenSieder, welcher seine durch die harten Zeiten der Theuerung schlimm gewordenen Verhältnisse vorstellte, schrieb: „daß er sich 22 Jahre hindurch mit gegossenen Kerzen und Seife „ehrlich ernährt habe.“

In der M. Zeitung ist zu lesen: „daß das „Haus Lit. S. No. 178. mit allen Mobilien „Montags den 20. im genannten Hause zu verkaufen sey.“

Die öffentlichen Blätter nehmen seit einiger Zeit immer häufiger Nachrichten auf, welche bekannt machen, daß eine Wohnung durch Verletzung leer geworden ist.

Ein vielgelesenes Blatt erzählt von den Reisen einer verewigten Fürstin, und läßt die „Hochstefelige“ im Jahre 1812 sehr vergnügt seyn.

Die BuchHandlung G. (iel) legte ein Buch aus ihrem Verlage zu „Hochstefeligen Füßen“ nieder.

Kant erklärte die Musik für eine schreiende Kunst.

Bacon nennt die Kommentatoren und Kritiker die Ausbärter von Edelmanns Kleidern.

Jemand schlägt vor, die Sonnetten (Klinggedichte) poetische Kellersesel zu nennen.

In Deutschland wurde schon 1617 zur bessern Bearbeitung der deutschen Sprache, eine Gesell-

schaft gestiftet, welche sich die fruchtbringende nannte. In Frankreich entstand erst 1630 eine ähnliche Verbindung unter dem ganz einfachen Namen Academie Françoise, diese brachte aber doch mehrere und bessere Früchte, als jene, und dauerte auch länger. Ihr haben wir auch ein klassisches Wörterbuch zu danken, dergleichen keine ältere und neuere deutsche Gesellschaft zu Stand brachte. Nur die deutsche Gesellschaft zu Bremen hat das Verdienst, ein bremisch-niederländisches Wörterbuch herausgegeben zu haben, welches in diesem Fach das beste ist.

Die juristischen Fakultäten tragen nicht mehr solche Kleider, Hüte, Mäntel, Perücken, wie vor 100 Jahren; nicht mehr solche Bärte wie vor 200 Jahren. Und doch behalten noch manche heut zu Tag den pedantischen Zuschnitt und die unnatürliche Form ihrer rechtlichen Gutachten und Entscheidungen, welche nur durch das Herkommen gerechtfertigt werden.

In Schmid's und Pfisters Denkwürdigkeiten der württembergischen Reformationsgeschichte Heft II. S. 27 wird gesagt, daß in Nürnberg die Versekung der Kirchhöfe aus der Stadt erst 1541 geschehen sey. Allein dieß ist ein Mißverständnis. Schon 1520 wurden die Begräbnisse bei den Kirchen abgestellt; aber erst 1541 folgte ein Verbot der Begräbnisse der Todten in die Kirchen der Stadt. Dieß sagt auch das angeführte Journal von und für Deutschland 1784. St. V. S. 499.

Nach Felder's gelehrten Lexikon der katholischen Geistlichkeit Th. I. S. 390 sollen PfarrWatrifeln Fakte bezeugen aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts: die nähere Bekanntmachung desselben würde über die Frage Licht verbreiten, ob schon vor der KirchenReformation Kirchenbücher irgendwo in Deutschland vorhanden waren; indem alle Verzeichnisse dieser Art noch nicht bekannt sind, außer den AnniversarienRegistern, welche aber meist nur den TodesTag, nicht das Jahr angeben.

Erweiterungsblätter, als Beilage zu den literarischen Monatsberichten.

Aprilblatt 1819.

Des Bärenführers Nepomuk Tollpatsch, aus Münster in Westphalen, Reise nach dem Nordpol. (Aus Welt und Zeit. 4ter Theil. Germanien 1819. S. 77. 2c.)

Am Nordpol soll es sehr kalt, und diese Regionen von Geschöpfen bewohnt seyn, welche weit von uns verschieden sind. Ich bin begierig, welche Resultate die neueste Entdeckungsreise der Engländer nach dieser Zone liefern, und besonders: ob sie das große Loch finden dürften, durch welches man in die hohle Weltkugel schauen kann. — Was hier erzählt wird, ist die ReiseBeschreibung eines Bärenführers aus Westphalen. Für die Beobachtungen dieses Reisenden möchte ich jedoch eben so wenig Bürgschaft stellen, als für die Wahrheit seiner Abenteuer, und ich gebe daher hiermit, ohne alle Bemerkungen, bloß dessen eigenhändig niedergeschriebene ReiseBeschreibung, welche also lautet:

Ich, Nepomuk Tollpatsch, aus Münster in Westphalen gebürtig, habe als Tanzmeister der Bären bei meinem Oheim zu Münster studirt, in meinem Fache viel geleistet, die meisten Bären auf heißen Platten bis zur Gavotte gebracht, und als ihr Führer die halbe Welt durchzogen. Ueber einen kleinen Verdruß, den ich in einem preussischen Landstädtchen, dessen Namen ich nicht mehr genau entsinne, mit dem romanhaft empfindsamen Beamten darüber bekam, daß mein Bär aus jugendlicher Uebereilung einen SchneiderGefellen lebendig gefressen hatte, beschloß ich, das Hernanziehen aufzugeben, mein erpartes Vermögen im Pelzhandel geltend zu machen, und schiffte mich mit meinem Bären, an dessen Gesellschaft ich gewöhnt war, nach den nördlichsten russischen Niederlassungen ein. Den Verstand dieses Bären zu beschreiben, ist meine Feder zu schwach. Er war von einer der besten Familien der HonigBären, und hatte bei seinen Eltern wirklich eine treffliche Erziehung genossen. Es gieng ihm wie dem deutschen hohen Adel der Vorzeit. Lesen, schreiben und rechnen konnte er nicht, aber an Kraft und Appetit nach den Schüsseln anderer übertraf ihn Niemand, in seiner List und Klugheit nach, muß bei der Seelenwanderung wenigstens ein Rathsherr in ihn gefahren seyn. Dieses gefühlvolle Thier war mir sehr ergeben, und der genaue Umgang hatte ihn meine Sprache, so wie mich, die seinige, verstehen gelernt.

Es befanden sich noch mehrere Passagiere an Bord unsers Schiffes: Einige wollten am Nordpol dem Ursprunge der deutschen Sprache in ihren ersten Lauten auf den Grund kommen, andere hofften, gefrorne Classiker, Gedichte und Reden großer Männer des südlichen Alterthums, welche der Wind dorten zusammengefaßt hätte, zu finden, und wiederum andere glaubten an dieser Quelle der Urkraft unserer Vorfahren nachspüren zu können. Die angenehmsten meiner ReiseGefährten, erliche Naturforscher, deren einer hauptsächlich aus Neugierde mitreiste, wollten die Enten des Nordpols sehen, welche einer Sage nach, wegen der großen Kälte biberne Heberdröcke und Pelzmägen trügen, und zugleich genau untersuchen: ob die Wärmer auch in diesem Klima ohne Zähnklaupern gefrorne Todten fressen können?

Nach einer mühsamen und gefährlichen Fahrt landeten wir an den EisGebirgen eines ungeheuren Landes, wo die ganze Natur erstarrt zu seyn schien.

Die BärenDonaniers visitirten uns genau: ob wir keine warme Pasteten, englische Waaren,

oder ostindischen Nanquin bei uns hätten, und nachdem wir jedem derselben einen Mund voll Brod in den Hals geworfen hatten, ließen sie uns mit freundlichem Brummen weiter gehen. Wir kamen endlich in die große Hauptstadt des Nordpols. Dorten besetzt die äußerst grotesk gezierete Leibgarde des Bärenkönigs alle Thore. Wir wurden nochmals visitirt: ob wir keine verdächtige Papiere bei uns hätten, man nahm unsere Pässe in Verwahrung und bestellte uns auf den andern Morgen, um vor der königlichen Polizei Rede und Antwort über unsere Geschäfte, Absichten und Verbindungen in diesem Lande zu geben.

Alle Häuser der Hauptstadt sind wegen der großen Kälte und dem HolzMangel in die Erde gebaut und man sieht daher nur Dächer, welches den sonderbarsten Anblick gewährt. Von Defen und Holz wissen die Bären nichts. Pelzwerke waren wohlfeil, und wir hatten uns sowohl zum Schutz gegen den Frost, als auch aus Furcht, von den patriotischen jungen Bären, welche keine fremde Kleidung dulden wollen, auf der Straße mißhandelt zu werden, in Bärenhäute einnähen lassen. An Wohlleben und Lebenslaffen war in diesem Lande nicht zu denken. In dem Gasthose fanden wir nur die 4 Wände unsers Zimmers, ohne Betten, Tische oder Stühle, und Wolfsfleisch war der beste Braten in der Küche. Fische und Hasen wurden uns auch vorgesetzt, allein, alles roh aufgetischt, welches unsern verachteten Gaumen nicht behagen wollte. Bei meinem ReiseGefährten, dem Bären, mundeten diese Gerichte nicht; doch war es gefährlich, darüber zu reden, weil sich die Bären für die vollkommensten aller Geschöpfe ansehen und daher durchaus keinen Tadel ertragen.

Als wir auf dem Polizeiamt erschienen, fuhr mich der Herr Direktor sehr ungnädig an, und sagte mir: ich sei ein gefährlicher Mensch im Staate, ein Jacobiner, welcher die Souverains nicht ehre und den man züchtigen müsse. Auf seinen Wink fasten mich zwei PolizeiBären mit rothen Aufschlägen und Krügen, warfen mich auf die Erde und zählten mir mit einem derben Knüttel aus allen Kräften 50 Prügel auf. Wäre ich in keine Bärenhaut genäht gewesen, so hätte mir schon diese Operation alle Knochen zermalmt. Ueber mein Geschrei lachten die umstehenden Bären aus voller Kehle, und nannten mich einen elenden Tropf, der wegen solcher gelinden Strafe wie ein Kind wehklage. Der Kommissair reichte mir die Pfote zu küssen, mit dem Bedenken: daß ich als Fremder, welcher die LandesGefetze nicht genau kenne, besondere Rücksicht genossen hätte, weil sein König im Auslande sich Anhänger zu verschaffen suche, um in Zeitungen gelobt zu werden, von welchen er viel gehört habe. Dies sey die Ursache, warum er mir nur einen kleinen Wink geben lassen, um meine Aufmerksamkeit zu erregen, damit ich nicht wiederum an dem Herrn StadtKommandanten vorübergeinge, ohne meine Mägen abzugeben und kein zweites Mal in Versuchung gerathen möge, wenn er, der PolizeiDirektor niese, nicht Proffit zu rufen. Er bemerkte mir zugleich: daß sonst solche Vergeltungen gegen den Herrn StadtKommandanten an den Einwohnern des Landes mit 3000 Prügeln gestraft würden. Nun erkannte ich endlich die BärenFreundlichkeit des Herrn Direktors und

die besondere Gnade, welche mit seine Liberalität angedeihen lassen und dankte fassfälliger für dieses unverdiente Wohlwollen, indem ich versicherte: daß es mir nie eingefallen seyn würde, ein solches Verbrechen zu begehen, wären mir die weisen Gesetze dieses Königreichs bekannt gewesen. Ein gnädiges Lächeln war der Lohn dieser Versicherung. Bei meinem Begleiter glaubte ich ein geheimes Vergnügen zu spüren, daß ich auch einmal von der Kost habe schmecken müssen, die ihm mein Arm so oft gereicht hatte, denn er wünschte mir herzlich Glück zur Bekanntschaft des Herrn Direktors, welcher mich so offenbar protegierte; allein ich fühlte die Wirkungen dieser Günst noch zu sehr, um mich von meinem Glück überzeugen zu können.

Auf der Straße begegneten uns eine Menge Bären, welche mir tiefe Bücklinge machten und sich meiner Günst empfahlen. Einer derselben erklärte mir, daß der Polizeidirektor die wichtigste Person im Staate ist, indem alle übrigen Verwaltungszweige längstens abgestorben sind, und ich, nach der mir wiederfahrenen gnädigen Behandlung, offenbar auf dem Wege sey, Minister zu werden. Aber ich gestehe offenherzig, daß mich bei dem fortwährenden Brennen der empfangenen Prügel der Ehrgeiz nicht quälte, und mir also diese Prophezeiung kein Vergnügen machte. Doch nahm ich mich zusammen und versicherte die Herrn, daß ich nach keinen höhern Dingen strebte und nur in diesem herrlichen Lande zu privatisiren gedächte.

Bei unserm Zubausekommen hörten wir im ganzen Hause einen ungeheuren Lärm und ich erfuhr, daß sich die Hausbewohner mit großen Stößen durchprügelten, um vermöge dieser Fraktion ihr Blut zu erwärmen und dadurch das Holz zu erparren. Dieß ist die Sitte im ganzen Lande, und nur der König und der hohe Adel haben sogenannte kleine Feuerkästchen unter sich stehen, wie die alten Weiber auf der Straße, welche bei uns Kaskanien oder Bratwürste verkaufen. Der ganze übrige Adel, der Bürger- und Bauernstand im ganzen Lande, prügeln sich gegenseitig warm, und nun war es mir auch erklärbar, warum hier zu Lande die PrügelSuppen so gewöhnlich sind.

Mein Begleiter, als Landskind, welches merkwürdige Reisen gemacht hatte, sollte dem Könige vorgestellt werden, aber die Nachricht von dieser bevorstehenden Ehre schien ihm wenig Vergnügen zu machen. Die Ursache davon war, daß er keinen Geschmack mehr an den Prügeln fand, welche gewöhnlich bei Hofe den Präsentirten theils als besondere GnadenBezeugung, theils als Zurechtweisung, wenn sie gegen die Etiquette fehlten, gereicht werden. Seine Majestät selbst hatten an diesen Reibungen das größte Vergnügen und ließen öfters die Kammerherren so durchwahlen, daß sie in das eigends eingerichtete Hospital für die halb todt Geprügelten gebracht werden mußten und selbst viele ein Opfer ihres hohen Berufs wurden. Auf dem Paradeplatze regnete es gleichsam Hiebe und sah man nichts als Stöße auf den Rücken der Soldaten manövriren. Der König wählte den Staatsminister und die Generale bei dem geringsten Versehen höchst eigenhändig durch, und von diesen gieng das Prügeln durch alle Grade bis zum letzten Kopisten und Trommler, der denn wiederum dafür die Trommel schlug. Seine Majestät waren von Natur sehr witzig, belustigten sich auch, oft die Pagen durchwischen zu lassen, und beliebten im Scherz 100 Prügel eine Ode von Klopstock, 3000 Prügel aber die Messiasde dieses Dichters zu nennen.

An einem schönen Morgen erschien in unserm Gasthofe, zum goldenen Dudelsack genannt, ein Hauptmann der BärenGensdarmarie mit 4 Mann,

welcher mir und dem Bären befohl, ihm zum Könige zu folgen. Mit Zittern gehorchte ich diesem Befehl und zog aus Vorsicht meine ganze Garderobe unter die Bärenhaut an, damit mir die allensfalligen GnadenBezeugungen dieses Landes nicht so fühlbar werden möchten. Der Gensdarmariekapitain glaubte, dieses geschehe aus Furcht vor der Kälte und machte das freundschäftliche Anerbieten: mir zu meiner Erwärmung 100 Prügel von seinen Leuten geben zu lassen, welches ich jedoch für empfangen anzunehmen versprach. Wir wurden in einen unterirdischen großen Pallast geführt, wo Seine Majestät eben beschäftigt waren, einigen diplomatischen Personen die Rücken gerben zu lassen, weil sie sich in der Audienz nicht tief genug gebückt hatten. Das Geschrei dieser Herrn erhöhte meinen Muth nicht. Auch war ich von dem Glanze der weißen Bärenfelle und schwarzen Fuchspelze, mit denen der Thron umhüllt ist, und von den glänzenden vielen Orden, welche die Brust des Königs zierten, unter denen ich aber nur in der Gasse den Orden des goldenen Neuntödders, des blauen Marders, der schwarzen Elster, des silbernen Fuchses, der grünen Gule und des rothen Faulthiers erkannte, sehr verblüfft. Doch sagte ich Herz und stürzte mich zu den Füßen des Monarchen, seine Tugenden lobend. Diese neue Demüthigung gefiel Seiner Majestät und sie fragten mich auf die leutseligste Weise: wer ich sey? Welche allergnädigste Frage ich dahin beantwortete; daß ich meinen Namen nannte und bemerkte: ich sey Professor der Tanzkunst. Er mag mir auch ein schöner Professor seyn! sagten Seine Majestät und schlugen mir dabei mit ihren Bärenzähnen ins Gesicht. Das Feuer sprang so stark aus meinen Augen, daß man dabei eine Pfeife Taback hätte anzünden können. Ein Kammerherr, welcher in der Nähe stand, wollte aus Reid über diese GnadenBezeugung des Monarchen bersten und brummte laut: daß kein Prophet in seinem Vaterlande etwas gelte und die Fremden hier immer Vorzüge genössen, zu welchen die getreuesten Unterthanen des Reichs niemals gelangen könnten. Eine hochbeigenhändige Ohrfeige von Seiner Majestät! Welche Auszeichnung, welche Gnade rief der Hofmarschall! Von diesem Augenblicke an wurde ich von allen Hofleuten auf die zärtlichste Weise behandelt. Seine Majestät fragten mich und meinen Bären noch einiges über die europäische Kultur und befragten mich, die Hofzeitung zu schreiben. Der Polizeiminister erklärte dabei, daß ich vollkommen Zensurfrei wäre und alles rühmen dürfe, was im Lande von Seiten der Regierung geschehe. Seine Excellenz raunte mir dabei ins Ohr: daß ich vorzüglich immer die Minister loben solle, damit der Monarch das Zutrauen in ihre Einsichten nicht verlore. Wenn ich diesem Rath folge, würde es gewiß gut gehen. Im Vertrauen sagte er mir noch, daß der höhere Adel mit einer Supplik bei Seiner Majestät eingekommen sey, in welcher derselbe um die Abschaffung der Prügel zu seinen Gunsten demüthigt gebeten habe, und daß ich dieses Produkt der unerhörtesten Anmaßung in meiner Zeitung gehörig würdigen möge, wodurch ich mich, wenn solches auf eine witzige Art geschehe, bei Seiner Majestät in große Gnade bringen könne.

Nach der neuen Verfassung war die Stellvertretung des Volks in zwei Ställen vertheilt, wodurch die gesetzgebende Gewalt in der Schwere gehalten wird. Als Hofzeitungsschreiber bekam ich eine freie Eintrittskarte in diese Versammlungen. In dem RepräsentantenStalle herrschte, nach deutlicher Vorschrift der Konstitution, die größte Freiheit der Meinungen, besonders aber die der Gedanken. Zur Erhaltung der Ruhe im Staate war indessen die fluge Censur

richtung getroffen worden, daß man die Stimmen der Glieder sorgfältig aufschrieb, und diejenigen, welche nicht im Sinne des Hofes stimmten hatten, bei ihrem Herausgehen 400 Prügel erhielten, wobei sie denn immer schreien mußten: Es lebe die Freiheit, es lebe die Konstitution! Durch diese Vorsicht war die Opposition etwas geschwächt worden, und da in der neuen Verfassung die Prügel zu den organischen Verfügungen gezählt wurden, welche der ausübenden Gewalt zustanden, auch derselben Ausübung in der Verfassungsurkunde nicht ausdrücklich verboten war, so hatte der Monarch Spielraum genug: alles Gute ohne Verletzung des Buchstabens der Konstitution durchzuführen, und beförderte auch damit selbst die wohlthätige Fraktion in der Stellvertretung, durch welche allein in großen Versammlungen der Geist zu Tage gefördert werden kann.

Die Mitglieder des Parlaments wurden immer, ehe ihre Sitzungen anfiengen, in der Hofküche gefüttert und hatten die geheime Instruktion, ohne weiters zu allem, was die Minister vorbringen würden, Ja! und zu dem, was aus dem Stalle der Repräsentanten käme, Nein! zu sagen. Die Bären hielten sich für sehr glücklich in dieser Staatsform und ihr Geschrei erfüllte sogleich die Luft, wenn sich der Monarch öffentlich sehen ließ.

Ich beschäftigte mich nun mit meiner Hofzeitung. Die erste Nummer füllte ich mit den allerplumpsten LobesErhebungen des Bärenkönigs und seiner Minister und erhielt dafür von Seiner Majestät zur Belohnung den kleinen rothen Neuntödderorden und eine graue Eulenkappe. Eine Satyre gegen den übermüthigen Adel, in welcher ich aus einer bekannten Dissertation: de medicina plagosa bewies, daß die Schläge für die Gesundheit aller Geschöpfe sehr heilsam seyen, und man also in einem Lande, wo die ganze Staatsform auf den Prügel gebaut ist, der Wille des Adels nicht willfahren könne, ohne zugleich den Staat selbst und die Gesundheit des hohen Adels zu zerstören, dessen Blut als Stütze der Throne zum Wohl der Staaten notwendig, durch solche Reibungen in Thätigkeit und schnellen Umlauf erhalten werden müsse, machte viel Glück. Zugleich bemerkte ich, daß durch die ganze Petition des hohen Adels wiederum dessen altes Streben nach Souveränität, und wäre es auch nur die seines Rückens und Hinterns, hervorleuchte; daß aber die Centralisirung der Regierung keinen Staat im Staate dulden könne, und demnach alle Rücken und Hintern dem allgemeinen Gesetze unterworfen bleiben müßten.

Dann folgte eine große Lobrede auf die neue Konstitution, durch welche das Bärenvolk auf den höchsten Gipfel des StaatsGlücks gekommen sey, und ein passender Schluß mit dem Ausrufe: Es lebe der König! nebst einem großen GedankenStrich. Dieser unglückselige, gar nicht absichtlich, sondern nur zufällig entstandene GedankenStrich war aber mein Unglück; denn kaum hatte der Polizeiminister des Morgens beim Frühstück die Zeitung gelesen; so machte er auch schon einen Officialbericht an Seine Majestät über diesen gefährlichen Hinterlist, Bosheit und rebellische Absichten verrathenden GedankenStrich, bei welchem man sich alles, und sogar die nützliche Ermordung des Königs denken könne.

Glücklicherweise für mich hatten aber Seine Majestät bereits meine Hofzeitung des Tags gelesen und über die darin enthaltene Satyre gegen den hohen Adel allergnädigst zu lachen geruht, als jener fatale Bericht des Ministers ankam. Der König, nicht gewohnt, viele Worte, sondern immer nur kurzen Prozeß zu machen, ließ den Minister und mich zugleich durch Gensdarmen abholen, Seiner Excellenz, welche in der

Gasse des DienstEifers einen DintenFleck in ihren Bericht gemacht hatten, in dem nächsten geheimen Kabinet 200 und mir in MarshallSaale 400 Prügel aufzählen. Diese Freigebigkeit in Streichen für einen einzigen GedankenStrich, vertrieb mir wirklich alle Lust an der Schriftstellerei, und ich lobte daher, was nur im entferntesten an den Hof rührte, in den poetischsten Ausdrücken, so daß ich sehr bald wieder bei Hofe in Gnaden kam, der GedankenStrich ganz vergessen ward und ich für einen der besten Schriftsteller im ganzen Reiche galt, auch mehrere Orden und einen bedeutenden Jahresgehalt in Wollschleisch erhielt. Zugleich ward ich aber angewiesen, den königlichen Kindern, in Gegenwart des Oberhofmeisters, Tanzstunde zu geben. Froh über die neue Gnade, steng ich meinen Unterricht an, allein wie erstaunte ich, als da ich den Prinzen und Prinzessinnen die Positionen erklärte, und mich über ihre geringe Aufmerksamkeit bei dieser wichtigen Sache beklagte, der Oberhofmeister mich mit großen Augen ansah und, gleichsam von meinem DienstEifer begeistert, ausrief: Sie haben vollkommen Recht! eine solche Nachlässigkeit muß gestraft werden, zwei Grenadiere in das Zimmer rief und mir 100 Prügel aufzählen ließ. Diese Art, den Eifer der Lehrer zu lohnen, war mir ganz neu. Als ich aber Seiner Excellenz darüber meine Verwunderung zu erkennen gab, schrien mich Hochdieselben wüthend an: Nun roher, gemeiner Kerl, ich werde doch wahrlich das Blut des Königs nicht durch Schläge beschimpfen, dafür sind die Hintern der Lehrer vorhanden, damit sich die Bücklinge bei dem Publice deren Bestrafung ausbilden! Sehr froh war ich, Seine Excellenz mit der Versicherung besänftigen zu können: daß mir als Fremden die Hof- und LandesSitten unbekannt seyen, worauf denn ein mitleidiges Lächeln erfolgte. Von diesem Augenblicke an fand ich in jeder Stunde mehr Anlagen zur Tanzkunst bei den königlichen Kindern, und ich ließ es mir nie wiederum einfallen, irgend einen ihrer Schritte zu tadeln.

Eines Tages war ich bei Hofe und man erzählte mir: daß eine histerische Hofdame magnetisirt werden solle. Neugierig, drängte ich mich ebenfalls in das Kabinet, wo die Operation vorgieng. Die Patientin lag auf dem Bauche und ein ungeheurer HonigBär (der königliche Leibarzt) zählte ihr, als Fraktion, mit einem farrenschwanz-ähnlichen Instrumente aus allen Kräften sehr künstlich einen Hieb dicht an den andern, von der Schulter bis zu der Kniekehle auf. Die Dame seufzte sehr, und es schien, als wenn diese Reibungen einen angenehmen Eindruck auf sie machten. Endlich sprang dieselbe auf und gab dem Leibarzt eine so derbe Ohrfeige, daß ihm Hören und Sehen vergiengen und er betäubt zu Boden fiel. Eine solche Wirkung des Magnetismus ward von den Kennern sehr verschiednen gedeutet, am Ende aber vereinigte man sich dahin, daß dieser Schlag in die Gegenwart aus einem hellen Blick in die Zukunft herrühre, nach welchem der Leibarzt in Ungnade fallen werde. Diese Erklärung eines so eben von der Universität zurückgekehrten jungen Doktors behielt die Oberhand und befriedigte alle Zuschauer. Eine 18jährige blinde Bärin erzählte mir: daß die Art Reibungen zu den angenehmsten Empfindungen gehören, aber sie dennoch dadurch niemals hellsehender als vorher geworden sey, welches ihre Führerin bestätigte.

Noch war ich bestimmt, den sonderbaren Auftritt einer Zusammenkunft mehrerer Regenten in diesem Lande zu sehen. Es hatte nemlich der König der Bären ein Circular Schreiben an alle benachbarten Mächte erlassen, um in mächtigem Vereine den verderblichen GrundSätzen, welche

Reinecke, der schwarzen Fische König, zu verbreiten strebte, aus allen Kräften entgegen zu arbeiten. Bei dieser Zusammenkunft erschienen in großer Pracht und mit zahlreichem Gefolge die Könige der Seevögel, der Reinthiere, der Wölfe, der Hermeline, der Fischotter und Wallfische, die Fürsten der Stockfische und Heringe und die Vorsteher der nordischen Sardellenrepubliken. Ich ward zum Sekretär der durchlauchtigsten Versammlung gewählt. Mit höchster Würde hielten Seine allerkräftigste Majestät, mein allergnädigster König, in diesem merkwürdigsten aller Vereine folgende Rede: Ihr legitimen Souverains und Potentaten groß und klein, mit Fellen und mit Schwimmemfedern, die ihr die äußerste Spitze Nordens bewohnt, hört meine Worte des Ernstes und der Weisheit! Welche verderbliche GrundSache Reinecke, der schwarzen Fische König, in der nordischen Welt verbreitet und wie leicht durch dieselben, wenn auch nicht die Thronen der Großen mit Fellen gezeigten Machthaber, dennoch aber die der Hermeline und Fischotter; besonders aber die schwankende Legitimität der Stockfische und Heringe erschüttert, untergraben und somit das Weltall in die größte Unarchie gestürzt werden könnte, ist bekannt genug. Als einen ganz besondern Gräuel dieses Ungeheuers können wir euch aber nicht verbergen: daß derselbe immer fortfährt, sich das Recht anzumessen, alles Geflügel, welches sich in Unseren und der benachbarten Königreiche und Fürsten Reichen niederläßt, durch die unerlaubteste List und Ränke zu fangen und allein zu verzehren, welches sträfliche Beginnen sowohl der Sicherheit Unserer Staaten, als auch dem Wohle unserer Unterthanen zuwiderläuft und daher ohne weiters durch eine große Allianz aller Souverains abgestellt, somit die Ruhe des Nordens auf ewige Zeiten begründet werden muß, wenn nicht alle Reiche endlich in Trümmer zerfallen sollen. Ob es nun gleich scheinen möchte, daß Ihre Majestäten die Könige der Reinthiere, der Wallfische und Fischotter, die Fürsten der Stockfische und Heringe, so wie die Vorsteher der Sardellenrepubliken an dieser Allianz kein unmittelbares Interesse hätten, weil sie weder Gänse und Enten, noch Hühner, Tauben und junge Raben zu genießen geruhen; so wird doch jeder hellsehende Politiker sogleich erkennen, wie es sich hier von dem höchsten Ziele aller Staaten, der Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit der Thronen handle und daher das persönliche Interesse einzelner Souverains oder kleiner Republiken gar nicht zur Sprache kommen könne.

Um jedoch auch die zärtlichste Sorgfalt für die Sicherheit und das Wohl dieser Souverains an den Tag zu legen, werden sich die behaarten großen Mächte bei Seiner allergnädigsten Majestät der Könige der Wallfische dahin verwenden, daß Allerhöchstdieselben in Zukunft so wenig Fischotter, Stockfische und Heringe zu fressen geruhen mögen, als bei Höchststarker Konstitution nur immerhin möglich seyn wird. Zugleich aber auch den Fürsten der Stockfische und Heringe zu befehlen, der Sardellenrepubliken wenigstens so lange zu schonen, bis die behaarten Majestäten selbst in Krankheitsfällen zur Herstellung ihres allerhöchsten Wohls derselben bedürfen könnten.

Seine allerkräftigste Majestät, mein allergnädigster Monarch, schlugen also ein Schutz- und Trugbündniß dahin vor: daß Reinecke, dem Könige der schwarzen Fische, sein bisher usurpirtes Monopol auf den GeflügelFang eingegeben werde und jeder Souverain auch diese Produkte seines Landes für die Hofküche verwenden könne. Seine allerkräftigste Majestät, der König der Reinthiere, bemerkten: wie es zwar weltkundig sey, daß sowohl Allerhöchste sie selbst, als auch

alle ihre getreue Unterthanen kein Geflügel, sondern bloß Gras, Moos und Baumrinde fressen, Allerhöchstdieselbe dennoch aus besonderer Liebe, persönlicher Anhänglichkeit und Verehrung der höchsten RegentenTugenden, Seiner Majestät des Königs aller Landvögel, so wie aus ihrem beständigen Bestreben: die Reiche vor der Ausbreitung gefährlicher GrundSache zu bewahren, dieser Allianz beizutreten gesonnen seyen und das durch das Wohl ihres Staats zu begründen glaubten. Seine allergnädigste Majestät, der Wolkkönig, erklärten sich ebenfalls beifällig und Höchstendelben wäfferte bereits das allerhöchste Maul nach dem fetten Geflügel.

Der König der Fischotter, die Fürsten der Stockfische und Heringe, und die Vorsteher der nordischen Sardellenrepubliken vergossen Thränen der Rührung bei diesen Reden und rechneten es sich zur größten Ehre, dem Bündnisse beizutreten zu dürfen.

Seine allergröste Majestät, der König der Wallfische, bedauerten unendlich, daß Sie keine Lunge hätten, um eine ruhende Rede halten zu können, und schnauften Beifall durch Ihre allerhöchsten Ohren. Mehrere Vorleser der Diplomaten, Geirathen unter den Herrscherfamilien zu stiften, schlugen zu meinem größten Leidwesen fehl, unter andern die des Kronprinzen der Reinthiere mit der Prinzessin Emma Wallfisch. Es war den Unterhändlern bei aller Elastizität der Prinzen dennoch unmöglich die Schwierigkeiten dieser hohen Verbindung zu besichtigen und die Geschenke entgegen zu nehmen für diesmal.

Alle Souverains reiseten oder schwammen nach ihren Staaten zurück und ich bekam von Seiner Majestät dem Könige der Reinthiere den thronischen Orden der Nähnadel; von Seiner Majestät dem Wolkkönig den Gurgelorden; von dem Könige der Wallfische ein ungeheueres Fischwein für das Korsett meiner Frau; von den Fürsten der Stockfische und Heringe trockene Meerlinsen und Fisch Eier; die Vorsteher der Sardellen aber küßten mir ohne weitere Geschenke bloß dankbar die Hände.

So endigte dieser erhabene Verein, so ward durch eine große Allianz die Macht aller gefährlichen GrundSache Reineckes, des Verächters der Legitimität, gebrochen!

Für die bei dieser höchsten Versammlung geleistete treuen Dienste erhielt ich von meinem Könige den Titel als HonigBär (so viel wie bei uns ein Graf), den sogenannten Protokollorden der Gegenseiter, den Viberfchwanzorden und eine Dotation von jährlichen dreihundert Pfund versauften SeeFischen. Indessen fieng es dennoch an, mir in diesem Lande sehr zu missfallen, und zu meiner größten Freude hatte auch mein Bär Seiner Majestät dem König auf eine feine Art, die Idee beigebracht, in meiner und seiner Begleitung eine Fußreise durch die Welt zu machen, um die Sitten anderer Länder kennen zu lernen, und das Beste davon in seinem Reiche einzuführen. Wir begaben uns demnach, der König, der PolizeiMinister, die Sultanin Favorite, mein alter Bär und ich auf diese große Reise.

Raum waren wir aber wiederum unter Menschen, so bemächtigte ich mich des Regiments und nun führe ich alle diese Vögel herum, welche mich tanzend ernähren, und dadurch die unendlichen Leiden wieder versüssen müssen, die ich in ihrem Lande zu erdulden hatte. Die Unterthanen des Reichs mögen auch einmal von den GrundSagen der Legitimität abweichen, und den Regenten aus einer andern Familie erwählen. Seine Majestät der Vögelkönig, insbesondere aber Seine Excellenz der Herr PolizeiMinister ebenfalls versuchen, wie tägliche Prügelsuppen schmecken.

Erweiterungsblätter; als Beilage zu den literarischen Monatsberichten.

May Blatt 1819.

Die lustige Schaubühne.

Scherze aus dem XVII. Jahrhundert.

1. RagenMusik.

Es hat sich unlängst zu Rom begeben, daß ein junger Herr in eine Schwermüthigkeit gefallen: welchem Uebel abzuheffen, und der Traurigkeit ein Loch zu machen; erdachte ein sinnreicher Comediant ein sonderbares Instrument, auf solche Weise, zugerichtet. Er kaufte eine ziemliche Anzahl lebendiger Ragen, unterschiedlicher Größe; sperrte dieselbige in einen dazu bequemlich verfertigten Kasten; theilte die Schwänze in gewisse Kanäle also ein, daß sie zu den Löchern heraus sahen: setzte darüber ellihe Clavier mit spitzigen Stacheln.

Mit den Ragen hielt er ferner diese Ordnung. Er hatte vorher, mit allem Fleiß, den unterschiedenen Laut ihres Geschreyes erforschet: stellte sie derwegen, nach ihrer unterschiedlichen Größe, tonweise also: daß gerade über jeglichen Schwanz ein Clavis mit dem Stachel zu stehen kam.

2. Das Portrait der Braut.

Heinrich I., Herzog in Baiern, hatte eine Tochter, welches eine gar ansehnliche hochbegabte Prinzessin war, der griechisch- und lateinischen Sprache erfahren. Diese ward, in ihrer zarten Jugend, dem griechischen Kaiser Konstantino versprochen. Weil er aber ihr nicht gefiel, und sie ihn nicht lieb haben konnte; und gleichwohl, wider ihren Willen, sich abmahlen lassen mußte, damit man das Conterfait nach Constantinopel

Demnach nun das Instrument, mit aller Zuhör, zur Lust des Fürsten, verfertigt: stellte er selbiges an einen bequemen Ort: da es, wann es gespielt worden, einen solchen Klang und Harmonie gegeben, als die Ragen ihre Stimmen geben können. Wann der Instrumentist das Clavier, mit den Fingern, nieder druckte: stachen diese mit ihren Stachel-Spizen auf die Ragen-Schwänze dergestalt zu, daß die Ragen davon toll und unsinnig wurden. Bald miaute eine kleinere, bald brumte ein grober Rater: insgesamt aber varirten sie den Ton gar erbärmlich, diese hoch, jene niedrig, und machten eine so seltsame lächerliche Harmonie, davon die Zuhörer vor Gelächter, samt den Ragen, hätten närrisch, und die Mäuse selbst aus ihren Löchern, zum Tanz, herfür gelockt werden mögen.

schickte: hat sie allezeit, wann sie der Maler angeschauet, wunderlich das Maul verzogen, den zierlichen Mund, und die Goldseligkeit ihres Antlitzes mit zusammengezogener Stirn, und verzerrten Augen verderbet: ist durch sothane List ihres verhassten Bräutigams entledigt, sind hingegen Herzog Burkarden in Schwaben, der ihr zweifelsohne besser gefallen, zu Theil worden.

3. Anekdoten von Gesandten.

1. Hieher gehört das Exempel eines Gesandten, den der Persische König Abbas an den gewaltigen und mächtigen König der Indianer, den großen Mogul abgefertigt; mit Ermahnung, der Gesandte sollte, bei solcher Absendung, die Reputations der Persischen Majestät in gute Obacht nehmen. Welches der Gesandte dann, mehr als zu viel, ihm angelegen seyn lassen; indem er, aller, von dem großen Mogul ihm angebotener, hohen Präsenten und Geschenken ungeachtet, ihm gar keine Reverenz erweisen wollten. Derwegen der Indianer eine List erdacht, und die Thür zur Audienz so niedrig machen lassen, daß der Perser nicht mit aufgerichtetem Haupt hindurch konnte, sondern im Hineintreten das Haupt notwendig bücken mußte.

Was that aber der Persianer? Dieser hat lieber den offenbaren Schein der Grobheit, als den Schatten einiger Demuth und Höflichkeit geben wollen: massen er sich gleich, nachdem er gegen selbige niedrige Pforten gekommen, umgewandt, und von rückzu hineingetreten; daß also der König es des Gesandten Gefäß, als das Angesicht zu sehen bekommen.

2. Johannes de Sylva, des Königs von Castill Abgesandter, als er sahe, daß der Englische Ambassadeur, bei einer ansehnlichen Zusammenkunft, ihm die Oberstelle vorher, mit besonderem Vortheil, ab- und eingenommen: fieng er endlich an, mit einer weitläufigen Rede, sein Recht zu behaupten. Weil aber die Worte nicht helfen wollten, hielt er für rathsam, die Stärke zu gebrauchen; trat derhalben mit Spanischer Grausamkeit hinzu, zog seinen Gegentheil vom Sitz herab, und setzte sich sein säuberlich an dessen Stelle. Der ganzen Versammlung kam, wie

leicht abzunehmen, dieß procedere gar fremd vor: aber der de Sylva ließ sich nichts anfechten; sondern antwortete mit einer sanftmüthigen Ernsthaftigkeit: „Wenn das Recht der höchsten Autorität Gewalt leidet; so kann weder das Herz, den Händen, noch die Hände dem Herzen beistehen unterlassen.“

Gleiches Spiel begab sich auf dem Concilio zu Costniz, zwischen dem Englischen und Spanischen Ambassadeur. Des Königs von Hispanien beide Abgesandten, Didacus, Erzbischof zu Hippali, und Didacus Ferdinandus von Cordua stritten und zankten in der Kirche, mit dem Engländer, heftig um den Vorzug. Dieser war nicht faul, sondern nahm behende den höchsten Sitz ein, und fieng von dannen an, als wie von einem Richterstuhl den Ausspruch, Draculus Weise, zu geben, daß seinem Könige solches Recht gehöre.

Aber was geschieht? Gedachter Erzbischof, sehend, daß ihm der Vortheil abgerant: meinte, man müßte Gewalt brauchen, ferner er stärker, weder der Engländer; und vielmehr die Sache wirklich handhaben, als weitläufig beantworten: was sein Widersacher mit den Füßen erlöschte, und gewonnen; müßte man ihm mit den Händen wieder abnehmen. Tritt demnach hinzu, greift den Engländer an, und hebt ihn, alles (schwächeren) Widerstrebens ungeachtet, hoch empor, von dem Stuhl heraus, geht also mit ihm fort, bis in einen Winkel der Kirche; woselbst eben damals ein Grab eröffnet war; darin setzte er ihn nieder: fehrte hernach wieder zu den Seinigen, nahm den leeren Sitz ein, und sprach: „Mit Gewalt muß man Platz ma-

„hen! Der ist lebendig begraben an einem Ort, da er fäglich. Regen als Regen kam. Ich habe beedes das Amt eines guten Clerici, und Leigatens vertreten.“

Zu stetswährender Gedächtniß, solcher ritter-

4. Sonderbare

Man theile das A. B. C. in 6. Ordnungen oder Reyen; lege jedem vier Buchstaben zu, und einen gewissen Klang oder Ton; wie dieser Abriß zu erkennen giebt, den ich dem Monf. Gar-

1.	2.	3.	4.	1.	2.	3.	4.	1.	2.	3.	4.	1.	2.	3.	4.	1.	2.	3.	4.
a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t
o	o	o	o	o	o	o	o	o	o	o	o	o	o	o	o	o	o	o	o

Glöcklein. Cymbel. Pfeiffe.

Dieses Alphabets Gebrauch will ich durch ein Exempel etwas vernehmlicher anzeigen. Man wolte irgend einem die Worte andeuten: Morgen komm zu mir. Der erste Buchstabe M. gehört in den dritten Buchstaben-Reyhen, und hat die Zahl 4. darum mußte man viermal in die Pfeiffen stoßen, solchen Buchstaben anzuzeigen. Der zweite Buchstabe N. gehört in den vierten Reyen, mit der Lauten, und ist überzeichnet mit der Zahl 2. Erfordert demnach zweene Griffe auf der Lauten, so den Buchstaben dem andern, welcher aufmercket erklären. Der dritte Buchstabe R. steht in dem fünften Reyen, unter der Zahl 1. drum schlag ich einmal mit der Klapper.

Ferner das G. steht in dem andern Reyen, bezeichnet mit der Zahl 3. derhalben muß man dreymal mit der Cymbel klingen. Der Buchstabe E. ist gleichfalls in den andern Reyen, unter 1. derwegen muß die Pfeiffe, nach einer kurzen Frist, wider, aber nur einmahl klingen. Das folgende A. erfordert, der Regel nach,

5. Der verbe Pommer.

Kaiser Rudolf hat im Scherz den Herzog, in Pommern, wie dieser sich einmahl bey der Kaiserlichen Hofstat aufgehalten, ersuchet; Er, der Herzog sollte ihm doch eins einen rechten groben Pommer sehen lassen: welches der Herzog, zusammen etlichen Pommerischen Jagt-Hunden, Kaiserlicher Majestät versprochen.

Nach etlichen Zeiten gelangt, von ihm, ein Abgesandter, bey dem Kaiserlichen Hof an, in einem gar altfränkischen Jäger-Kleid: fordert, mit zimlich ungeschliffenen Worten, und Geberden, samt seinen bey sich habenden Dienern, man solle ihn zur Audienz lassen; und als die Schiltwache erst Rechenschaft begehrt, wer er sey, wohin oder her er komme; machte er sich krausunnig, thut seinen Pommerischen Hals dermaßen weit auf, daß man ihn überall höret, und der Kaiser begierlich wird, diesen zierlichen Abgesandten stracks zu sehen. Also wird er fürgelassen; macht ein Complement daher, von solchen Redner Blumen, wie sie in den Pommerischen Wäldern und Feldern, bey den Baur-Hütlein wachsen: präsentirt dabey die mit sich führende Wind-Hunde.

Wie angenehm und lächerlich dem Kaiser dieses Gesandten Ceremonien gewest; steht leichtlich zu gedenken: Er hätte nicht den allerhöflichsten Frangosen, ja den Cicero selbst, davor anzuhören gewünscht; so sein treuherzig, schlecht und ungehobelt wußte dieser Pommerischer Ceremonien-Meister sein Gewerbe fürzutragen.

Man lud ihn zur Taffel; da man mehr die Augen und Ohren an solchen (vermeinten) groben Rindfleisch; weder an dem besten Wildprätt und rarsten Delicatessen, den Magen zu weiden hoffte, und mancher ihm des Argus hundert Augen wünschte, um an den wunderseitsamen tölpischen Geberden und Mienen dieses abentheurlichen Vegeten sich geungsam zu versehen. Der

lichen herzhafte That, hat man den Erzbischoff hernach die Zeichen und Wapen, so bey selbigem Grabmahl aufgerichtet, in den Stamm-Schild seines Geschlechts gesetzt.

geheime Schrift.

stou zu gefallen, damit er durch solches geheime Kunst-Stücklein seiner Liebsten eine gute Nacht oder freundlichen Gruß ertheilen könne, zu Papier setzen will.

Lauten. Klapper. Stimme.

einen einigen Lauten = Griff. Das R. zwend Stöße in die Pfeiffen. Das D. wieder zweene Lauten = Griffe. Das M. viermahl mit der Pfeiffen zu intoniren. Das Z. anzudeuten, gäbe ich viermahl mit meiner eigenen Stimmen, einen Laut oder Schall. Beym U. klapperte ich viermahl; pffiffe hernach zu dem M. viermahl. Und, nach einer kurzen Pause, über eine Weille, pffiffe ich noch eins (aber nur einmahl.) Das J. zu bemerken. Endlich gäbe ich den letzten Buchstaben N. mit einem einigem Geflapper, zuversetzen.

Die Ringlein oder Nullen, so der Herr unter jedem Reyen oder Fach siehet; zeigen an, daß die Taffel, darauf man, zur Nachricht, solche Buchstaben, Zahlen und Instrumenten schreibet, gleich so viel Löcher, oder Circuli haben müsse, darinn, so bald man den Schall hört, der Ort mit einem Steinlein bezeichnet wird; jedoch also, daß die Taffeln fein ordentlich nach einander werden gesetzt.

dann, in allen Dingen, seine Gemächlichkeit in Acht nahm; unerwartet des Vorlegers, selbst sein zugriff, wovon es ihm schmeckte; auch zuweilen, wann ihm irgend ein Leckerbissen fürgelegt, solches wieder in die Schüssel fallen ließ, mit solchem Ungeflüm, daß die Suppe den Besessenden auf die Kleider spritzte, und hingegen einen guten Teller voll Rindfleisch nahm: davon er so weitlich zehrte, daß alle an der Taffel Gegenwärtige, als derer Augen mehrentheils auf diß seltsame Muster gerichtet waren, insgesamt nicht so viel aßen, wie dieser Pommer allein fraß. Denn er schluckte es anders nicht hinab, gleich sollte er morgen henden: Gebrauchte wenig des Messers; sondern trinchirte fein mit demjenigen, welches ihm sein Vatter mitgegeben. Das Trinchgeschirr, so man mit Fleiß, unterweilen, ihm etwas langsam fürsetzte, reichte er ihm selbst, wann ihn dürstete; es möchte gleich für einem andern stehen, oder nicht. So ließ er auch keinen Rülhen, in der Gurgel, ersticken; sondern in die freye Luft zum Maul heraus fahren; als lauter Specialchen eines sothanen höflichen Schaugerichts: streckte auch zuweilen ein Bein von sich auf die Wand, und steuerte den Elbogen zu Zeiten fein säuberlich auf dem Tisch.

Nach gehaltener Taffel, bestellte der Kaiser einer oder sechs gute Trinker auf ihn, die ihn mit den Trunk stark zusetzen sollten. Diese reicheten ihn zu erst einen zimlich großen Hofbecher, zum Willkom: denn er, ohne einige Entschuldigung, rein austrank. Nachmals folgten eine Menge großer Herren Gesundheiten, die den guten Keel berauschen und schlaffen legen sollten; aber von ihm, mit jedermans Verwunderung, ohne einige Trunkenheit redlich Bescheid gethan wurden. Ja das Blättlein wandte sich zuletzt gar um; also daß der Gast anhub, seine Wirtse zu bezeugen. Denn als sie fast alle ihre best

Kräfte daran gestreckt, und die Weinschlänche ihrer Bäuche dermaßen angefüllt, daß ihnen der Wein schier bis an die Gurgel reichte; auch vermeinten, der Pommer würde nunmehr seinen Theil haben: fing dieser, der ihren Fürsaz und Gedanken leicht merkte, allererst an, Durst zu klagen, und hatt, man möchte ihm die große Schenck-Kanne, reichen: denn, in Pommern, gäbe man, aus so kleinem Geschirr, wie sie bisher ihm gebracht, den kleinen Hünere-Kücheln zu trinken. Nachdem ihm derwegen die große Kanne gereicht; brachte er sie, seinen Zech-Gesellen; auf des Kaisers Gesundheit: davon jene nicht wenig erschrecken, und wünschten, sie hätten diesen Kerls zufrieden gelassen. Weil sie dennoch, vermeinter Schande halber nicht abschlagen dörrten; schwärzte er sie, und alle so ihnen zum Succurs kamen, in solcher Bachus-Färberey, dergestalt ab, daß theils auf allen viere davon frochen, theils durch die Laquaien hinaus getragen wurden; und er, der Pommer, allein sitzen blieb.

Des andern Tags, wolte man die präsentirten Windhunde probiren: die sich aber sehr schlecht an- und keine gemeine, geschweige dann eine fremde Hirtigkeit spüren ließen. Der Kaiser verwies solches dem Pommer, und klagte; die Winde wären ja gar nichts nütze. Aber jener antwortete: es wäre nicht der Hunde, sondern

derer Schuld, die sie nur nicht recht anzuführen wüßten: (Se werten de Thölen nicht recht tho brüden, lautete sein Complement) erbot sich demnach, zuweisen, daß die Hunde höflich. Derwegen nam man ihn folgendes mit auf die Jagt: da er die Hunde selbst anhegte, und ein solches Geschrey, Lärmen, und Wesen trieb, daß einer davor erschrecken mögen, und meinen der Mensch wäre unsinnig. Hierauf hielten sich die Winde so wol, daß sie alle andre weit übertraffen, und dem Kaiserlichen Jägermeister treffliches Genügen gaben.

Endlich, nachdem vielbesagter Abgesandter lange genug den Grobianum gespielt, und nunmehr wiederum heim verlangte: wolte er Kaiserlicher Majestät bezeugen, daß es, in Pommern, gleichwol auch höfliche Leute hätte: kleidete sich derwegen gar zierlich, und präsentirte sich wieder zur Audienz mit solcher Manier, edler Art, und fürtrefflichen Complementen; daß der höflich- und geschickte Cavalier von der Welt es nicht geschickter machen mögen, und die ganze Kaiserliche Hofstat, über solche plötzliche SittenWandlung, für Verwunderung fast erstarrte. Gestaltfam auch der Kaiser ihn, mit grossen Kaiserlichen Gnaden, hernach abgefertigt. Es wolken ihrer etliche, es sey einer von Osten, so unter den Pommerischen Adel jetziger Zeit fast das fürnehmste Geschlecht ist, gewesen.

6. Tarantulisch.

1. Denkwürdig ist eines Religiosen, Capuciner Ordens, der mit diesem Ubel beladen gewesen, Exempel: welches zu Taranto, in Gegenwart des Cardinals Cajetani, als Erzbischoffens selbiger Stadt, sich zugetragen. Dieser Cardinal beehrte höchst-verlanglich, die fremde und ganz werckliche Geberden selbiges Religiosen im Tanzen, davon ihm vorhin viel zu Ohren kommen, zu schauen. Nachdem ihm deswegen die Stunde (so ins gemein um den Mittag, oder eine andere warme Zeit des Tags, zu seyn pflegt) zu wissen gethan; hat er sich, in eigener Person, in das Capuciner-Kloster verfügt; woselbst der Patient, an einem abgelegnem Ort, durch die Music und den Tanz curirt wurde.

Kaum war der Cardinal da angelangt; als der Tänzer von dem Tanzen abließ, gleichsam in eine ganz andre Gestalt verwandelt wurde, mit so lächerlichen Geberden, und ungewöhnlicher Leibs-Bewegung dem Purpur des Cardinals nachtrachtete; daß es, ihn zu halten, fast unmöglich schiene, bis er dieselbige hätte erreicht: denn er blieb mit seinen Augen, daran gleichsam geheftet, voller Bestürzung, und schiene auch das allergeringste daran zu betrachten. Bald sperrete er Nasen und Maul darnach auf, roch dahin, als wann ihm der bloße Geruch Erquickung gäbe. Und als ihm, näher hindey zu treten, nicht zugelassen wurde; gerieth er gleichsam in eine Unkraft, und konnte, allem Ansehen nach, vor grosser Begierde, nicht ruhen: denn eines Theils wolte die Reuerenz nicht gestatten, auf den Purpur anzufallen; andern Theils aber, fiel er, vor übermactem ängstlichen Sehnen, in eine offenbare Ohnmacht.

Wie der Cardinal solche Regungen an ihm erblickte; wolte er einer so ungewöhnlichen Sache noch gewisser seyn; als der sich kaum könnte bereden lassen, daß alles also beschaffen, wie man ihm von der Person hatte berichtet: reichte dem Patienten derwegen seinen purpurnen Oberrock, oder Regenmantel: damit er also jämmerlich und ungeberdig sich zu haben nachliesse; wie auch geschehen. Denn so bald er des Purpurs habhaft worden: lieblosete er demselben ganz freundlich, druckte ihn bald an seine Wangen, bald an die Stirn, bald an die Brust:

und zwar mit solcher Inbrünstigkeit, als gedächte er ihm selbigen gänzlich einzuverleiben. Bald sprang, und tangte er damit herum, und erzeugte gleiche Geberden, wie einer, der für Liebes-Krankheit rasend worden.

2. Jedoch werden alle diese Affecten und Accidenzen erregt, und wieder aufgelöst, nach dem Tact und Zusammenstimmung des Klanges, und Gesanges, welchen die Tarantulisirte Personen mit sothaner Gemüths- und Leibs-Empfindlichkeit aufnehmen, daß sie oft, wenn man ihnen die Instrumenta nahe ans Ohr hält, von grosser und tiefer Süßigkeit gleichsam verschlungen werden, und aller erstarren; bald aber, voll Jubelirens, zurück tröteten, ganz heftig wieder zu tanzen beginnen, und mit ungemeiner Gaudeley, die besondere Wollust, so sie aus der behaglichen Harmoni empfangen, bezeugen.

Dafem wan aber, unter ihrem Tanzen, einen mißklingenden, oder dem Giffit unbequemen Strich thut, es geschehe gleich unversehens, oder zur Kurzweil, und mit Fleiße alsdenn verkehren sie wunderlich die Augen, den Kopf und den Hals; und geben mit allerhand ungewöhnlichen Bewegungen des Leibs zu verstehen, was schmerz- und peinliche Empfindlichkeit solches ihnen bringe.

Was denn die Music und harmonische Weise anreicht, so man den trantulisirten vorspielt; ist zu wissen: daß, ob wol mancherley Melodien und Variationen, nach Beschaffenheit und Art des Giffits, bey dieser jämmerlichen Lust, im Brauch; alle doch gemeinlich in einem Thon übereintreffen, nemlich demjenigen, welchen die Weltschen l'aria Thurchesca nennen; und ist dieser am allergemeinsten. Die Reim-Gebäude der Lieder, so man ihnen pflegt zu singen, sind den Bauren der Orten bekant; und werden nicht durch Kunst, sondern zufälliger oder gelegener Weise, nachdem sich fügt, unter der Music von dem Sänger, oder der Sängerin erfunden, und nach dem Affect des Tanzenden bequemet. Welche, in Apulischer Sprache, gemeinlich also klingen:

Non fù Taranta, nè fù la Tarantula;

Mà fù lo vino della garratella.

Doue te moziò dill' amata doue fù?

Ohime si fusse gamma, ohime mamma, ohime!

Das ist:

Es ist keine Taranta oder Tarantula gewesen;

besondern der Wein, welcher in der Flaschen. Wo dann hats dich gebissen? sag mein Schatz! sag, wo wars? Ach! wann es das Wein wäre gewest! ach, Mutter ach!

Andre brauchen andre Formular, und unter anderen diese Reim- Wort:

Deu ti mussicau la Tarantella!

Sotto la Pudia della vanella.

Welches in dem Lateinischen des Kircheri, so viel heißt:

Ubi te momordit Tarantula?

Sub vestimentis imbria.

Und auf Teutsch also zu geben stünde:

Wo hat die Spinne dich gestochen?

Sie ist mir untern Rock gekrochen.

Dies wiederholt man ihnen zum öftern. Denen, welchen grüne Farbe beliebt, wird mit lieblichen Worten von schönen Blumen-Gärten, Feldern, und lustigen Wäldern, was sürgesungen: andern aber, so an der roten, oder zum Glanz der Waffen Lust haben; lauter Martialische Melodien, als Jambische, Bacchische und Dithyrambische; denen, so das Wasser lieben; Ruhlen-Lieder, die auf Flüsse, Brunnen, und dergleichen gerichtet. Und mit diesen wird nicht solcher Patienten besondern, auch die Affecten der Melancholy, Liebe, Jorns und Nachgier wunderbarlich gestillet.

Nächst diesen setzt der Autor etliche harmonische Clausulen hinzu, welche bey denen von den Spinnen vergifteten werden gebraucht; so ich jetzt, Weitläufigkeit halben, vorbege; wann ich vor noch eines Reimleins gedacht, welches er hernach neben andern hinzuhut, und dieses Schlußes ist:

Alla Mari mi portati,

Se volete che mi sanati.

Alla mari, alla via:

Così m'ama la Donna mia.

Alla mari, alla mari;

Mentre campo, t'aggio amari.

Das giebt der Autor zu Latein also:

Ad mare me portetis,

Si vultis, ut me sanetis,

Ad mare festinetis:

Sic me amat Amata mea.

Ad mare ad mare;

Dum vivam debeat te amare.

Ich dem Herrn auf Teutsch:

Wollt ihr machen mich gesund?

Tragt mich an das Meer zur Stund,

Eilt! des Meers beliebte Wellen

Können mich zufrieden stellen.

Also liebt die Liebste mich!

An das Meer, ans Meer will ich!

Weil ich lebe, will ich üben,

An dir, Liebste, nichts als lieben.

Die musicalische Instrumente sind, der Art des Benens nach unterschiedlich: denn etliche kan man mit einer Trummel erlustigen, so an beeden Enden mit hölzernen Schlägeln werden gerührt; dazu man irgend ein Hirten-Pfeifflein (la Zampogna rustica de pastori) schallen läßt; deren Schall mit obgemeldten Türkischem in vielen übereinstimmt, und, wegen Vermischung des groben und scharffen Klangs, den Ohren fast annehmlich ist. Andre erquicken sich am Gesänge, darein die Pfeiffen blasen. Denen, die etwas zarter, läßt man Lauten, Leyren, Citharen, Clavymbalen ineinander erklingen.

Zu verwundern ist, daß ihnen dennoch nicht ein jeder, sondern nur besondere Töne gefallen: denn imfall der Klang dem scharffstechendem Humors des Giftes nicht recht proportionirt; fühl

der Patient so gar keine Erleichterung davon, daß er vielmehr, durch solchen unbequemen Ton, jämmerlich gepeinigt und gefoltert wird: gestaltsam er dann gnugsam, mit seinen verstellten Geberden, Mund und Augen, auch klappern mit den Händen, Armen und Beinen, angezeigt, wie sehr ihm solche Musse zuwider sey: der gleichwol, so bald man wider die Harmony zu seiner Gefälligkeit richtet, wie aus einer Finsterniß wiederum ans Licht kommt, und mit hurtiger Bewegung, die Ohren und Augen nach der ihm süßlautenden Melodien spigend, seinen vorigen Tanz erneuert. Und wird die Spectacul so lange währen; bis die Kraft des Giftes, welches in dem Jahr, durch vielfältiges Hüpfen und Springen, erregt worden, zum Theil durch den Schweiß ausgedunstet; alsdann machet man mit der Krankheit und Cur auf ein Jahr gleichsam einen Stillstand.

3. Ueber das ist dieses am meisten zuverwundern, daß das Gift eben das in dem Menschen wircket, was es bey der Tarantula, als seinem eigentlichen Subject selbst, thut: Denn gleich wie das Gift, wann mans durch die Musse aufrührlich macht, den Menschen tödtet, und anspornet zum Sprunge; also verursacht es gleichmäßiges bey den Spinnen selbst. Dessen dann in der Stadt Andria, in des Herzogs Wallast, in Gegenwart der ganzen Hofstat, eine augenscheinliche Probe sürgenommen worden: indem die Herzogin des Orts, dieses Wunder der Natur desto klarer für augen stellen, eine Tarantula mit Fleiß suchte, und in eine Muschel mit Wasser gefüllt, über ein dareingeworfenes behendes Splittterlein, setzen lassen. Darauf der Spielmann herbey gebracht, und auf der Harffen eins aufmachen mußten. Die Spinne giebt anfanglich zwar kein Anzeigen einiger Empfindlichkeit der Musse: bald aber, wie der Harffentist einen der Feuchtigkeit bequemen Ton schlägt; hüft das Thierlein nicht allein auf, und giebt durch Bewegung seines ganzen Leibes, nicht allein eine Lust zu tanzen an den Tag; sondern macht es auch allerdings gar nach dem Tact. Hält der Harffentist ein; so hört sie auch auf: fängt jener wieder an zu spielen; diese singet, zu tanzen.

Was aber die zu Andria, als was fremdes und seltsames, in Verwunderung gezogen; das haben die von Taranto hernach erfahren, eine gewöhnliche Sache zu seyn: Woselbst die Spielleute, welche von der Obrigkeit, um öffentlichen Sold, bestellet, an den Armen, diese Krankheit, durch ihre Musse zu curiren; vors erst, damit sie die Cur desto gewisser und leichter beschleunigen mögen, von denen Angestochten zuerforschen pflegen; wobenben, an welchem Ort, in welchem Gesilde, sie den Biss von der Spinne bekommen? und wie die Spinne von Farben gewest? Nach Anzeige dessen, verfügen sich die musicalischen Meister hinaus, an den genannten Ort, woselbst die Tarantulen in großer Anzahl, und von allerley Gattung, ihrem Spinnen-Gewebe fleißig obliegen: und versuchen allda allerhand Melodien. Da man dann, welches fast wunderbarlich zu hören, bald diese bald jene Spinne, bald hie bald dort eine sieht hüpfen: ebener Gestalt, wie auf zweyen gleichgestimmten Instrumenten, wenn eine Saite gerührt wird, auch alle die andre, so da gleich gezogen und gestimmt, erregt werden; die übrigen aber ruhen; massen hievor davon geredet worden. Wann sie nun eine Längen mercken, die der Farbe und Couleur, wie der Patient ihnen angedeutet: schliessen sie daraus, diese Melodien sey die rechte, so der Cur des Kranken anständig und dienlich.

Aus diesen allen ist offenbar, daß dieselbige Wirkung bey der Tarantula statt finde, so man bey dem von ihr vergifteten Menschen antrifft. Denn biweil dieselbe Spinne eines jähren und sehr leimichten Humors, und also, vermittelst der subtilen und schallbaren Luft, des Klangs fähig ist: dannenher wird sie, gleichsam als mit einem Zuck, dadurch zum Hüpfen bewogen. Und zwar, daß der leimichte Humor der Spinnen einen Klang annehmen und fassen können; bezeugt Petrus Martyr in der Histori des Occidentalschen Indiens: da er sagt; man finde in Indien eine gewisse Art von Spinnen, deren Gift, so man es heraus ziehe, so gar zähe sey, daß es den Inwohnern nicht allein zu Zähnen nütze, sondern auch wol zu Saiten diene; wie sonst, bey uns, von den Seiden-Würmern, die Seide.

Scherze aus dem XVIII. Jahrhundert.

1. Aus Menantes Manier höflich und wohl zu leben. Hamburg 1752.

Ich finde Plaisir, dem geneigten Leser so was lächerliches durch ein Exempel vorzustellen, deren bereits so viel erlebt, daß unter hundert tausenden ein einziges, und durch dieses einziges fast alle hundert tausend anführe.

Es kamen einmahl, ich sollte bald sagen, alte Tage, ein Paar in anderer Compagnie zusammen, die einander lange nicht gesprochen, davon der eine ein Commissarius, ich weiß nicht von wem, und der andere ein in allen Ländern herum gereister vornehmer Kauffmanns Sohn war: Also war die erste Rede:

Commiss. Nun, daß ist mir lieb, daß ich einmal das Glück habe, sie wieder zu sehen.

Mercat. Gehorsamer Diener, das Glück ist auf meiner Seiten.

Commiss. Wo seynd sie denn so lange gewesen, daß man das Glück nicht hat gehabt, sie zu sehen?

Mercat. Unterthäniger Diener, das Glück würde auf meiner Seite gewesen seyn; ich bin ein wenig verreist gewesen.

Commiss. Haben sie ihre Reise glücklich zurück geleyet, so soll es mir von Herzen lieb seyn?

Mercat. Gehorsamer Diener; so ziemlich, ich bin glücklich, sie bey gutem Wohlergehen anzutreffen.

Commiss. Ihr Diener; mir ist von Herzen lieb, daß ich sie wohl sehe: sie werden mir einmahl die Ehre geben, und mich in meinem Hause besuchen.

Mercat. Gehorsamer Diener, ich dancke, die Ehre wird meine seyn.

Commiss. Nun, wenn wollen sie mir einmahl die Ehre geben?

Mercat. Schuldiger Diener, die Ehre wird meine seyn; Ich will sie nicht incommodiren.

Commiss. O ihr Diener; sie incommodiren mich nicht; es wird mir sehr lieb seyn, wenn sie mir die Ehre geben.

Mercat. Ich erwarte die Ehre gleichfalls in meinem Hause.

Commiss. Weil ich aber erst darum gebeten habe, werden sie mir auch zuerst die Ehre geben; alsdenn will mir solche auch nehmen, und sie besuchen.

Mercat. Gehorsamer Diener: Morgen Nachmittag, wenn es ihnen gelegen, will mir die Ehre geben.

Commiss. Ihr Diener, es wird mir lieb seyn, wenn ich das Glück habe, sie zu sehen.

Mercat. Schuldiger Diener, das Glück wird auf meiner Seiten seyn.

Commiss. Ihr Diener.

Mercat. Schuldiger Diener.

Die natürliche Ehr-Furcht, die man vor regierende Prinzen hat, wird einem Cavalier so viel lernen, daß er in allen den höchsten Respekt müsse blicken lassen; daß er auf alle Fragen kurz müsse antworten, und nicht eine weitläufige Erzählung von seinem Zustande und dergleichen anfangen; daß er bey vielen Antworten: Ihro Durchl. gnädigster Herr hinzu seze, aber wohl a propos. Denn wenn man sonst dem Herzog was erzählte, darinnen man unanständige Sachen beschrieb, oder von gemeinen Sachen klingen, wenn man den Titel, Sr. Durchl. sonder Consideration brachte. Zum Exempel: Es fragte der Fürst unsern Cavalier, wie ihn

diese oder jene Nation in der Durchreise gefalle, und was vor Mores sie an sich hätten; Und er antwortete: Es giebt wenig politische Leute da, sondern sie sind fast durchaus grob, Ihr Durchlauchten. So würde die Mine wegen so guter Connerion mit dem Fürsten-Titel sehr gnädig fallen. Oder wenn ein Cavalier einer Herzogin von der oder jener Dame sollte Nachricht geben, und er sagte: Es ist eine gemeine und sehr liebliche Person, gnädigste Herzogin. So glaube ganz gewiß, er würde den Augensblick Hof- und Ceremonien-Meister werden. Fast noch possirlicher sollte es klappen, wenn jemand, wie in dem von mir übersetzten Traktat der Höflichkeit der heutigen Welt pag. 47. stehet, sich solcher zweydeutigen und unzulässigen Nebenbediente: Das ist eine schöne Stutte, Madame, oder es saß auf einem Esel, mein Herr. Wer von dem gemeinen Handwerk grober Railleur ist, wird sich aus dem ein Plaisir und einen Ruhm machen, was wir hier eine ungehobelte Bauren-Höflichkeit nennen; Allein vor diese gehört unser Traktat nicht. Sollte aber mancher in dem Wahn stehen, wie die Unbedachtsamkeit manchen Cavalier auf dergleichen Art bey Personen nicht ausschweiffe, denen man den größten Respekt schuldig; So wolle, wenn es nöthig, mit noch vielen lebenden Zeugen beweisen; daß ein gewisser Cavalier, der fast unter dem Charakter eines Envoyé, an einem zwanzig Meilen hievon gelegenen Hofe war, bey der Audienz so wenig Ministerräthliche Politesse spüren ließ, daß als der Herzog die Person eines gewissen Generals wolte beschreiben haben, er die schöne Vergleichung brauchte: Es ist ein kleiner und unansehnlicher, wie Sw. Durchl.

Man hüte sich imgleichen für alle zweydeutige Redens-Arten, dadurch etwas natürliches, oder schimpfliches, nur im geringsten kan verstanden werden: Als wenn einer eine vornehme Dame rühmte, daß sie wohl mit Leuten von Condition umgehen könne, und ich antwortete: Ja sie weiß sich wohl unter vornehme Leute zu schicken. So gibt dieser doppelte Verstand oft ein großes Nachdenken, und recommendirt schlecht. Oder, wenn ich den Namen einer Dame nennen wolte, und könnte mich nicht gleich besinnen, so wäre wider den Respekt zu sagen: Wie gerne ich auch wolte, so kan ich doch nicht auf sie kommen.

Meinen besten Freunde begegnete neulich aus Anschlag was Artiges: Er kam aus der Opern-Probe; und weil einige Damen hinein wollten, und zu wissen verlangten, wie weit sie mit der Probe wären, gieng es im Fragen und Antworten im Vorbeygehen so geschwind zu, daß aus seinen Worten der Verstand heraus kam: Gehorsamer Diener in der Mitten.

Ueber der Tafel was zu erzehlen, das und einen Eckel zu speisen verursachen kan, ist was ungemein plummes und unvernünftiges: Daher erweckte jener Hof-Prediger einen überaus großen Appetit bey denen Prinzessinnen und andern hohen Personen, da er über einer Fürstlichen Tafel von der Krankheit seiner Frauen erzehnte, und weil sie mit dem Stein geplagt gewesen, unter andern zu dem Herzog anfieng: Ihro Durchl. es gieng endlich ein Stein von ihr, und zwar durch die Urin-Röhre, der so groß als dieser

Mandel: Kern. Weil es eine geistliche Person, mußte man das Lachen verbeistern; Aber die Urin-Nähre und die Größe eines Mandel-Kerns gab den allerhand Gedanken, und einen solchen Appetit zu den Mandeln, daß man sie unberührt ließe.

Reinlich zu seyn, ist eine ungemein schöne Eigenschaft; Und wenn ich an jenen Magister gedachte, der bey der Tafel eines vornehmen Mannes, in angenehmer Gegenwart vieles Frauenzimmers sein Schnupftuch heraus zog, das durchaus mit weiß- und gelben Adern marmelirt war, so möchte ich alsobald nach dem alten Appellations-Gericht Speyer was bestellen.

Denn dieser höfliche Herr dehnte solches sehr weit auseinander, und besahe, wie unterschiedliche die löbliche Gewohnheit haben, die Naritäten darinnen mit Bedacht und nicht ohne Bewunderung seines sauberen Gemächts. Endlich pupte er sich mit einer gravitätischen Länge, daß man den Durchzug gar vernehmlich hören konnte, und das Zimmer worinnen keine Tapeten, gaben einen ziemlichen Resonanz von sich. Wäre der Herr mit dem großen W. ein Pferd gewesen, hätte man ihn wegen dieses Haupt-Mangels mit Manier los werden können. Allein, so kehrte er sich an nichts. Unmittelst verathschlagten einige, die den W. im Maul hatten, ob sie ihn unter Deckung der Serviette wieder heraus langen wollten; andere die eine innerliche Bewegung des Magens fühlten, saßen ein Glas Mosolis-Brandwein drauf; am allermeisten aber vergnügte mich das delicate Frauenzimmer durch die angenehmen Mienen, welche sie über einem so süßen Unblick machten, und ob sie gleich verdrießlich darüber waren, so hatte er doch bey dem Herrn des Hauses eine Obligation verdient, weil ihm die Helffte des Essens dadurch erspart wurde.

Einer hohen Person Gesundheit von sich selber anfangen zu trinken, kommt mit dem Respekt nicht wohl überein, den wir als eine geringere Person ihr schuldig. Wenn aber einer von gleichen Stande solche höfliche Gewohnheit anfängt, so machet man mit, und bezeuget, indem man sich etwas in die Höhe richtet, mit einer Biegung des Leibes stillschweigend viel besser, was man thun will, als überlaut zu sagen: Es ist Ew. Excellence Gesundheit.

Allein wie viel giebt es gute einfältige Leute, die entweder die Art zu leben wegen ihres Standes, oder wegen ihrer Unerfahrenheit noch nicht wissen, und wenn sie eines vornehmen Mannes Gesundheit trinken, das liebe bürgerliche Compliment brauchen:

Ew. Excellence gute Gesundheit; Auf alles Wohlergehen und glückliche Vorteile sowohl hier als anderwärts, und daß sie noch lange in aller Gesundheit und großen Ehren leben mögen.

Manche setzen noch hinzu: Und auch mein grosser Patron allezeit verbleiben mögen.

Wer die Welt, das ist, allerhand Leute gesehen hat, dem wird dieses Compliment nicht erdichtet vorkommen, indem solches mehr als einmal von unterschiedlichen Personen vom Stande gehört. Inskünftige sey aber die Straffe darauf gesetzt, daß, wenn es ein Gelehrter thut, er auf dem Fuchs-Berg nach Jena, ein Hof-

Cavalier in die Küche zum Schilling, ein Officier aber in die Corps du Garde verbannt werden soll.

Im Hasen-Hege, im Bauren-Blacken, und im Harem-Purgeln mit der Köchin und Vieh-Mägden, lernt man freilich wenige manierliche Höflichkeit; und also bleibt mancher Juncker vom Lande von unserm Geseß und Straffe ausgenommen, bis er am Hofe oder durch Reisen sich qualificirt gemacht. Daher kommt es auch, daß mancher ehrlicher vom Lande, (von den meisten rede ich nicht) sich scheuet, in galanter Compagnie zu kommen, und lieber mit seinem Knecht, als einem honnet homme spricht; Oder, wenn er mit diesem redet, sich einer Art bedienet, die mehr nach dem Dorff, als der Stadt oder dem Hofe schmecket.

Eine vornehme Person trinkt zuweilen über der Tafel unsere Gesundheit; dabey man einen Reverence mit dem Leibe machet, und wenn sie von der höchsten Qualite, so lange aufsteht, bis sie ausgetrunken, und sich denn mit einem Reverence wieder niedergesetzt. Man muß aber nicht dabey zu complimentiren anfangen, wie Mons. Symplicius: Ew. Excellence bemühen sich nicht, es ist dero eigene Gesundheit; der darauf gleich das Glas aus Maul setzte, und noch ehe fertig damit ward, als der vornehme Mann.

Eine vornehme Person, bey der wir zu spielen die Ehre haben, fängt zuweilen aus Gefälligkeit an, unserer Inclination Gesundheit zu trinken; und hierbey darf man nicht viel Wessens oder Entschuldigungs machen, noch vielweniger, wie jener ungehobelte Client, sagen: Ja wenn ich Ew. Excellence wäre, so hätte ich viel Inclinationen.

Vergleichen artiger, will nicht sagen, grober Streich ist mir einmahl in N. in der Opera begegnet. Da saß ein Sekretair bey einem appanagierten Herrn par Terre auf der Bank, mit dem ich sonst etliche mahl gesprochen, ihn aber, weil er abwesend gewesen, in langer Zeit nicht gesehen.

Weil nun vor ihm vorbey gieng, und es als eine Unhöflichkeit von mir dürften angenommen werden, daß ihn nicht angeredet, so war nach abgelegtem kurzen Compliment:

Daß lange nicht das Glück gehabt, ihn zu sprechen, und mir lieb wäre, wenn er sich in allen guten Wohlseyn befände:

Seine Gefälligkeit und Politesse desto größer, daß er still schwieg, sitzen blieb, mich nicht ansah, kaum ein wenig mit dem Kopfe nickte, inzwischen aber seine Augen beständig auf das Theatrum wendete, und dabey eine rechte H==: will sagen Heroische Mine machte.

Ich dachte am meisten an meine eigene Regel; sondern hätte aus übereilten Zorn dem Bärenheuter gewiß ein Paar Audivisti gegeben, wofern es nicht in der Opera gewesen. Allein ist es nicht ein unvergleichlich Ding um die Physiognomie? Ich sahe alsobald aus seinem Gesichte, daß er mit einem N., das ist, einen Narren von Haus aus, schwanger gieng, drehte mich dannenhero, um dieser ansehnlichen Creatur den gebührenden Respekt zu erweisen, alsofort rum, und gab ihm, weil er mein Gesicht nicht ansehen wollte, meinen Rücken zu bewundern.

daß ich bereits durch 2 Jahre alle Gradus der Partur, womit ihr bestialischer Eigensinn mich gemartert, willig und gelassen, ausgestanden. Bedenke sie nur, wie freundlich ich jemals gewesen, als sie mir, da ich im Vorbeygehen vor ihr Fenster eine tiefe Vorbeugung machte, zu Bezeugung ihres Widerwillens ins Gesicht gespiehen, und endlich gar einen Blumentopf! auf dem Bufel geworfen. Führe sie zu Gemüth, wie geduldig ich mich dazumal aufgeführt, als sie mich vor meine überbrachte angenehme Nacht-musik mit einem so gewaltigen Abendhau regallirte, und endlich gar mit Hundstuden vom Hause wegheben ließe; glaubt sie wohl, daß ich jenen Hut, Kleid und Hemde, welche Stücke alle von der nicht allzuwohl riechenden Perlenfluth befeuchtet worden, als eine Antiquität aufgehoben, und da ich meine innigst geliebte Auroram nicht erhalten kann, mich wenigstens in den Besitz ihrer unschätzbaren Dependention höchst beglückt schäze. Aber Ach! und etliche hundert tausendmal Ach! was nützt mich alle Veneration, Liebe und Sehnsucht, sie ist ja grausamer als Nero, unbarmherziger als Domitianus, und wüthender als Calligula; Cerberus, der dreiköpfige Höllenhund, ist in Vergleich ihrer Strenge ein freundlicher Canari-Vogel, der schwarze Tartarus in Gegenhaltung ihres grimmigen Herzens, ein wohlthätiges Krankenspital, aber seze sie nur versichert, das Unbild, so sie mir anthut, wird nicht ungerochen bleiben, die Götter, bei welchen ich sie verklagen will, werden sich gewiß meiner annehmen, ich kenne sie alle; und da ich ihnen zu Ehren schon manche Oden und Verse gemacht, bin ich versichert, daß sie mir davor auch einen Gefallen erzeigen, ich will bitten, Jupiter sie mit seinen Bliz bis auf die neunte Haut versenke und verbrenne, Vulkanus soll ihr mit seinem Schmiedehammer das Nasenbein einschlagen, Solus mit seinem Windhorn so viel Winde in Leib jagen, daß sie mehr einem Dudelsack als einem Frauenzimmer ähnlich wird; Wenn aber alle diese Strafen nicht sollten vermögend seyn, ihren Eigensinn zu brechen, denn soll der Tanz erst recht angehen, alle Götter müssen sich mit Gewehr, als Schwerter, Speiße, Degen, Flinten, Pistolen, ganzen Chartaunen, ja sogar mit Dreischlegeln versehen, sie mit Sturm attackiren, und zur Uebergaab zwingen! Was gilt's sie wird müde werden, und fußfällig um Gnade bitten. Alleine da wird meine Rache erst ihren Anfang nehmen, ich werde sie mit funkenden Augen ansehen, die Zähne blecken, sie mit einem Fuß von mir stoßen, und endlich mit donnernder Stimme anreden: Entweiche undankbare Verachterin meiner Zärtlichkeiten, geh! und erwarte mit Schrecken dein Urtheil, welches darinn bestehen wird: daß ich sie ein ganzes Jahr seines gänstigen Blickes würdigen, mein Schlaf-Cabinet bei der Frau Nachbarinn beziehen, statt Ambrosin mit düchtigen Schlegeln speisen; und

statt den Nektar mit Colloquinten-Saft werde tränken lassen. O wehe! mir schaudert schon selbst die Haut, und das Blut gefriert mir in denen Adern, wenn ich an jene entseßlichen Stunden gedente, in welchen sie ihren Jammer bezeugen, die Hände winden, ja vor Schmerz die Haare aus dem Kopf sich raufen wird.

Noch ist die Zeit vorhanden, dieses Unglücks-wetter zu entgehen, saume sie also um aller Götter Willen nicht lange, mich mit ihrer Gegenliebe zu versöhnen, den de dato bin ich noch allzeit liebste

Polexina

Ihr treu ergebener
Hexameter.

Narrenburg den 35. Feb.
1785.

2.) Schreiben einer verliebten Cammerjungfer, an einen jungen starken Heyduken.

Monseigneur
Monseigneur Hercules, heiducel tres renommee, pur la Comte de Plumage.
ala Altstadt

Scharmanter Herkules!

Wie lang willst du noch deine arme verlassene Turteltauben, die vor Kummer und Sorgen schon ganz vertrocknet und zusammengeschrumpfte Caterle, in der Ungewißheit lassen, du denkst vielleicht am wenigsten darauf, meinst du vielleicht, daß mein Herz ein Palladinshauben, oder Spigenbolster sey? so viel hundert Stiche zu erdulden, ohne sich zu beklagen, oder haltest du mich vielleicht gar für einen Ciocolladebecher, in welchen man täglich die schwarze Ciocollade der Traurigkeit schütten kann, daß du mich so lange ohne Beantwortung meines Schreibens seufzen läßt. O weh! wie geschieht mir, wann ich daran gedente, daß vielleicht ein andere verhasste Nachtfornette, mir als der allergetreuesten Neger, oder Taghauben vorgezogen wird, ich zittere, wenn mir nur dergleichen Dinge einfallen, was würde alsdann erst geschehen, wann ich erfahren sollte, daß meine Sentiments wirklich wahr sind, ja ja, ich zweifle fast nicht mehr daran, denn ich kenne deine Meritten und Qualitäten, daß du nemlich der Stadt Cupido bist, und den Teufel selbst verliebt machen kannst, hast du aber noch einen einzigen thermometrischen Tropfen Blut in deiner Haut, und proportionirten Leib, so reiße mich geschwind aus meinem tiefen Argwohn, werfe hinweg das harte spanische Rohr deiner verknüpften Härteigkeit, und ergreife davor die Sammetbürste der Zärtlichkeit, lasse mich baldigst durch deine küßenswürdige Handzeilen wissen, ob ich mir flattern darf, noch ferners zu heißen unser gallanten Herkules seine stets bei Tag und Nacht bereitwillige

Polexina madmoiselle
de P. Schambre.

Missellen.

1.
Schreiben einer Berlinerinn an den Grafen von B. (rühl) Intendanten des königl. Schauspielers, als nach Abbrennung des Theaters und der Garderobe freiwillige Beiträge, für die Garderobe vorzüglich, gewünscht worden waren. 1816.

Geehrtester Herr Graf vors Theater!

Denn das Unglück ist zu groß, und macht mir so dreist, uns an Ihnen zu wenden, und da Sie Kleider und alles miteinander auffammeln, und recht sehr bitten, daß man Sie zuschicke, so habe ich und meine Kammerräthin denn

unsre Garderobe ein bißchen durchgesehen, und schicken Ihnen unser Wenigstes.

Das Evantalg ist noch von meiner Mutter selige, und die Strumpfbänder hat mich ein, vor Gott, König und Vaterland vollendeter Freund, beim Abschied verlohrt.

Die Julie bittt Ihnen och, den Strohhut anzunehmen, denn sie hat einen neuen, und will den gern missen, wenn man nur ufs Oper-Theater wieder sieht.

Ich kann Sie nicht sagen, edler Hr. Graf, was mich das Theater schon vor Vergnügen verschafft, und mich die Tugend gezeigt hat, uf die ich jetzt halte, denn meine Schwester steht als Amme mit einer Mamsell in Condition, die

2. Aus: Equistophilus, der gelehrte Straßenbereiter. 1786.

1.) Schreiben eines verrückten Poeten an seine Geliebte, die ihm hasset.

A Madmoiselle

Madmoiselle Polexina, berühmte JudenWäscherin, mein alles, alles in der Welt.
Abzugeben in der Refersanka

Neustadt.

Allerschönstes Ungeheuer,
meiner armen Seele!

Wann ich ihr so zuwider wäre, als die stinkende HaringKäse, zc. zc. oder abgeschmacktes Vomitiv, so dachte ich, sie müßte mir endlich doch per fas oder nefas gewogen werden, wenn sie nur ein wenig in Erwägung ziehen möchte,

Ihre Theater-Dänzerin ist, und da hab ich erst gelehrt, was eine gute Körperhaltung ist. Hr. Graf, ich wollte gerade den Abend mit Herrn Schmid, der jetztunderisch Sekretär ist in die Meier, und können Sie denken den Schreck, als alles nun in Flammen, und alle Garderobe, Alles, Alles, und die Hige. Ich sterze och gleich mit unsre Fredrike hin, o Gott, wie wird mich! als die Komödie so ganz hoch in Himmel in Flammen, die Fredrike weinte, indem so schosfen Sie vorbei, und der Schweiß lief Sie man immer so runner, und, mit Permission, Ihr Gesicht war blaß, und Einer stieß mich in Rücken, und sagte: das ist er! und so rannte ich, und mußte an die D. denken, bei der ich damals in Condition stand.

Hr. Graf, alles hat Mitleid mit Sie, und gestern bei Raschmanns und Wischky's haben sich alle Damsells versprochen, Sie zu schicken; denn, ich vergeß nie, was das Theater an mich gethan, doch, die Zaubersleite und Pumpernickel ist man gemene, und vor die Rechen, aber Schiller und Cogeue, Cogeue ist abersch Oberst.

Die Kiste bey Bülow's tritt nimmer, daß Schiller der beste wäre, und red man immer von der Jungfer von D; Ne, Cogeue kennt das Leben, wie es bey uns is, und eiffert so schöne Geselle, und das is doch der beste, der nie gut macht, der mir rirt, und mich Selbstvertrauen eingibt. Ich kann Sie nicht sagen, Hr. Graf, wie mich das Theater verendert; denn ich denke noch an meine Erziehung; Gott, wie dumm war ich da, und freite mich über mein erstes Kleid, ohne falbln und besag, und schämte mir nich, mit der bibel auf die Straße zu gehn. Jetzt aber bin ich ene andre Persohn; und da Sie vielleicht die bibel ufs Theaterspiel in luther gebrauchen können, so schickte ich se mit. Wenn ich nu so Sonntags mit meinen Freund mit das eberne Kreuz in die Felle bin, und alle die Herrn mit den Zigarern und den Kaffeeshaa-len, und außs Dampfsschiff nach Charlottenburg und in Parkow und bey Eigens, denn Ach! wundere ich mir über mir selber.

Gott erhalte Ihnen, Hr. Graf, vor Berlin, und vor uns alle, und gebe unsern guten Kö-nig ins Herze, daß er nur bald wieder aufbaut, und das die Garderobe bald wieder gut is, nehmen Sie aber mein gemüthliches Schreiben nicht für ungnädig, und vergehn Sie ergebenst

Ihre Dienerin.
M.S. Eben kommet mein Freund, und bringt noch zwey par Stifel und Sporen und die landsturm Pike. Die gute Seele!

2.
Absage-Brief eines Lehrers aus der Kantischen Schule an sein Mädchen, samt der Antwort des Mädchens; mit dem Motto: Latine minus erubescimus!

Lapsus mihi est nuperrime in manus liber certus, qui magnam in me protulit revolutionem. Auctor agebat in libro suo de sancto matrimonio, quod minime inter homines statuere volebat. Habebat autem sequentes rationes: Si verum est, ita quidem ille inquiebat, hominem semper debere esse scopum et nunquam medium; sequitur, concubitus illicitum esse: atqui, verus est major, ergo etiam minor.

Major conceditur. Probatur consequentia. Labitur in oculos, matrimonium, seu concubitus nihil aliud esse, quam usum, quem vir de quibusdam partibus belli sexus facit, quod aliter fieri non poterit, nisi vir, quasi scopus, et femina, quasi medium sit, quod ille scopo suo petit. Sin autem medium esse per se non licet, multo minus sopo medium petere licebit. Quod si conceditur, omnis concubitus sublatu est. Vides, filia mea carissi-

ma, quod Ego non cum Te nuptias facere possum, ut Tibi quidem promisi. Non summe id mihi pro malo! nam domini mei auditores, qui sunt interdum maxime nasutuli, valde quasarent capita sua, si Ego ipse, qui iis, „hominem non debere esse medium“, quotidie de cathedra praemando. Te, puella amantissima, pro medio haberem. Sum usque ad mortem Christianus tuus.

Antwort.

Plurisariam amate Magister!

Rogo te ob coeli voluntatem, dic mihi, an sanus sis? Cum literam tuam legissem, eram tota extra me, et capilli mei steterunt ad montem. Si logica, quam Tu de cathedra Tua doces, non melior est, quam illa, quae in litera Tua regnat, praedico Tibi, Te cum illa non canem &c. fornace elicitorum esse. Post literae tuas receptionem habui unam interlocutionem cum D. Professore X., qui, uti scis, crines in dentibus habet, et plus venti circa nasum sibi ire sivit, quam Tu. Dixit ille mihi: „Verum quidem est, homo debet semper esse scopus, et nunquam medium“, attamen, cum usus ille, quem vir de illis partibus belli sexus facit, mutus est, ita quidem, ut uxor eodem fere tempore partibus viri sui utatur; sequitur, illa eo ipso personalitatem suam, post Imperativum categoricum, restituere, et non purum medium esse; ergo matrimonium licitum est. Breviter, Magister carissime, fac primum nuptias, quaeso, et reliquum se inveniet. Nam, si contra tua principia est, ut ego Tibi medio sim, sine cura esto. Deficiente enim scopo Tuo, non deerit, qui loco tuo, Magister, mihi sum praebat. Sum &c. &c.

3.

Gebetbücher und Romane.

Les livres de Dévotion et ceux de Galanterie s'achètent également. La différence, que l'on y trouve, c'est, qu'il y a plus de gens, qui lisent les livres de Galanterie, qu'il n'y en a, qui les achètent, et plus de gens, qui achètent les livres de Dévotion, et qu'il n'y en a, qui les lisent.

4.

Gleichnisse.

Cheute und Schnee Gänse sind sich ähnlich. Beide ziehen meist hintereinander her; auch lieben beide kaltes Klima.

Die Vertäumer und die Bomben machen immer einen Bogen, ehe sie treffen und — zerstören.

Jugendjahre sind wie die Worreden zu Büchern. Das Buch enthält oft ganz andere Dinge, als jene versprochen und hoffen ließen.

Menschen, die sich allein auf die Verdienste ihrer Vorfahren stützen, gleichen den Erdäpfeln, deren nützlichster Theil in der Erde liegt.

Geistreiche Männer werden oft in gemischten Kreisen behandelt wie Feuer Steine, an welchen gern jeder seinen Stahl versucht, um ihnen Funken abzugewinnen.

Jemand nennt die Jünglingszeit das Pfingsten des Lebens, wo der heilige Geist der Ideale über sie ausgegossen ist.

5.

Abderitishe Inschriften, Kataloge &c.

a. Ein Kaffeehaus-Besitzer zu M. auf dem M. Markt hat eine Tafel ausgehängt mit den Worten: Kaffeehaus, ausgeübt durch Peter Brach.

b. In einem kürzlich zu M. ausgegebenen Gemäldekatalog kommt vor: ein schönes Familien-Gemälde, wahrlich einlich eines Ober-Jägers mit vielem Feder Vieh.

Erheiterungsblätter; als Beilage zu den literarischen Monats-Verichten.

Juliusblatt 1819.

Scherze aus dem XVII. Jahrhundert.

(Aus Abele's künstlicher Unordnung. Sulzbach 1669.)

I. Der vorsichtige Freier.

Ich kannte einen guten Freund, der hätte in einer Woche an dreien Orten um Weiber angehalten, in Abschlag aber mit einer ebenso in dieser Woche auf Gradwohl ein öffentliches Versprechen gehalten; Ich fragte aus Vertraulichkeit am die Ursach dieser eilfertigen Leichtfertigkeit. Er sagte, wann ich an beeden Orten Korb bekomme, so bin ich schon mit der dritten Person, der künftigen Besingung oder possession halber, versichert.

Bekomme ich aber keinen Korb, so hab ich die Wahl, und stehet mir frey und bevor, diese oder diejenige zu einem Weib auszusuchen.

Mein einsträhen war; Vermeint dann der Herr! daß diejenige, womit derselbe das Versprechen gehalten, oder sponsalia de futuro contrahirt, gleich mit leeren Händen davon gehen werde?

Sein gegen einsträhen war: Ich habe allbereit auch dieses vorgesehen, ich muß mich halt mit ihr abfinden.

Wo Geld nehmen? (war mein Replik) sein Duplie: von meines Weibs zubringenden Geh-rathgut. Ich dachte bey mir, der Kerl seht sein Heil und Wohlfahrt auf nichts, das kann ihm auch nicht fahlen, verwundert mich anbey, über sein embsige, doch ganz unordentliche Fürsorg.

Wann aber der Herr mit einem Haus-Teufel besessen wird? Sein Erläuterung war: so jagge ich sie aus dem Haus.

Wann sie aber (war mein weitere Frag) nicht fort will? Sein Antwort: so lauff ich davon. Ich sagte, das ist ein kurze und runde doch abermal ein ganz unordentliche Resolution.

Wann der Herr wird bey ihr liebe Kinder bekommen, so wird er gar gern bey seinem Weib verbleiben, und ihr Mund Penzen, gar gern zu Lieb und Heil der Kinder, gedulden.

Wann die Kinder klein, so seynd sie ein Haus-Trost und Haus-Freud, wann sie aber groß und thun fein gut, so seynd sie ein Haus-Kreuz.

Lieber Leser! Du verlangst vielleicht zu wissen, den Ausgang angeretzten resoluten Kerls, sein Vermessenheit hat ihm wohl gelungen, er bekam von dem andern Det das Lieb = und trostreiche Ja-Wort, auch damit ein feines Gut, worvon er der letzten, mit welcher er das Versprechen gehalten, Sechzig Reichsthaler zu gebührender Abfindung und ausgelegten Versprechen = Unkosten unter einsten bezahlt, solcher Gestalt, sie ab = und hintan fertigte.

Der gute Kerl mußte aber in dem schriftlich aufgerichteten Vergleich bekennen, daß der Jungfrauen-Vater ihm selbst, aus gewissen Ursachen, die Herberig aufgesetzt, das ist, seine gewisse Bedenken gehabt habe, demselben sein Tochter länger zu lassen.

Ist aber dennoch in dem Vergleich die Abfindung pr. 60 Reichsthaler specificie einverleibt worden, sein Antwort war mit Ja.

2. Die goldene Kette.

(Aus Abele's künstl. Unordn.)

Anno 1654 reifete nach Augsburg, die Königl. Wahl Ihrer Majestät Ferdinandi Quarti seel. Ang. zu sehen, ein Kaiserl. Reichs = oder sonst ein vornehmer Rath, von M. in einer grossen Gutsch, neben andern Mitgeserten fasse auch darbey ein waderer und junger Cornet.

So seyd es beide Narren gewesen, und du der dritte! der resolut Kerl ist in diesem Stück nicht ein Narr, wie du, sondern bescheid und vernünftig genug gewesen, wann jemand aus dergleichen Ehe-Fegefeuer los und ledig werden will, so muß er das Concept auf Recht und Unrecht fort passiren lassen.

Ein gelehrter Kopf wird schon daraus kommen, wann der andere Punkt wahr, daß hingegen der Erste erlogen seye.

Dieser gut und treuherziger Kerl vertraute mir, daß er bey der Taffel seines gehaltenen Versprechens, sein neue Braut, welche er die Zeit seines Lebens, niemals ausser nur etliche wenige Tag vorher gesehen, und bis auf diese Stunde nicht weiß, wer, und von was Handthierung ihr Vater und Mutter gewesen seye (das ist ja Vivat Unordnung) und eine schöne Wittib, welche in einem Jänker von grün goldenen Stück eingeladner mit gegessen war, mit seinen lustrenden Augen konfrontirt, und darbey einen grossen Unterschied gefunden habe.

Kurz davon zu schreiben, er verliebte sich also bald, und noch unter dem Essen in die Wittib, so vorher einen Hauptmann zur Ehe gehabt. Er sagte, als er mit ihr tanzte, wann ich die Gestalt meiner Braut und hingegen meiner hochgeehrten Frauen Schönheit, betrachte, so finde ich, daß mein Braut ein finstere Latern, die Frau aber hierzu die hell und schön brinnende Kerzen seye.

Sie aber hierauf! O mein Herr! diese Kramm taugt noch wohl auf diesen Kirchtag, der Herr geht auch noch wohl hin, der Herr ist einer von den Schönsten, wann man von den Gastigen zu zählen anhebet. Ich vermeinte anfangs, sie voppe mich nur, aber ich hab es hernach erfahren, daß es ihr rechter und natürlicher Ernst gewesen seye, ich tanzte fort, nahm endlich die Reckheit, und sagte: Wann mein Frau will, so will ich sie selbst heurathen. Ihr Antwort war: Ich bedanke mich des anerbottenen Frühstücks, der Herr kommt zu spät, ich hab mich schon gestern mit einem andern wackeren Kriegs-Offizier, so sich gewaschen, vermählt und versprochen, wann der Herr will, so wird derselbe dem Herrn sein vermessene und unbefonnene Eherwerbung mit einer Mauschellen belohnen.

Ich erschrak hierüber, und dermassen, daß mir Hand und Fuß zitterten, ich fasse wieder auf den Stuhl, und wußte nicht wie und was mir wäre! ich gedachte, wenigst bin ich noch nicht ganz tod, in einem Augenblick verlor ich die Lieb sammt der Herzhaftigkeit, und nahm unter der Thür das heimliche Urlaub, aus Schrecken sah ich zum Ißtern mich um, ob nicht der wackerer Offizier mir nachlieff, und die Mauschellen wenigst in den Rücken wurff.

Die Reihe kam auf den Cornet, er sagte: bald als nun zu Vertreibung der Zeit (wie es meistens beschicht) unterschiedliche Geschichte und Gedicht erzählt wurden, mußte auch darbey, das sonst zartreine und liebreiche Frauen-Volk leiden und herhalten.

Die Reihe kam auf den Cornet, er sagte: bald

wird es seyn zwey Jahr, daß ich nach M. in Regiments-Sachen abgeordnet wurde, die Weil war mir lang und bang, ich suchte ein Kuplerin, die führte mich zu einer anständigen Ehefrau, mit derselben ich die unzimliche fleischliche Wollust pflegte, aber es koste mich etwas, ich hab ihr ein goldene Kette verehren müssen.

Nun ist die Lieb samt der Ketten hinweg, wann ich selbe wiederum bekommen möchte, da wollte ich mich vermaßen, nicht mehr in eines Ehemanns-Garten einzusteigen.

Der Kaiserl. Rath fragte: Wo wohnet die Ehefrau? Da und da, war des Cornets mündliche Auskunft. Der Rath merkte, daß es sein eignes Eheweib war; Er dachte mit innerlicher Wehmüthigkeit bey sich, damals bin ich nach Holsstein in Commission-Sachen verschickt worden, entzweyten haussete mein saubers Robert also, und verliesse ihren Leib in Afer Bestand.

Weiß der Herr Cornet was? (fuhr der Kaiserl. Rath fort) ich werde mich nur etliche Tage zu Augsburg aufhalten, alsdann wiederum auf dem Wasser nach Haus fahren; will der Herr mit, so wird er mir ganz willkommen und angenehm seyn; vielleicht kann ich dem Herrn sein Ketten wiederum bekommen? Gut, gut! (war des Cornets Anerbieten) es ist mir schon recht, und ich hab auch allda nur etliche Tag etwas in meiner eigner Angelegenheit zu verrichten, bekomme ich meine Ketten, so werde ich zu danken Ursach haben. Als sie nun nahend zu M. ankamen, entdeckte der Kaiserl. Rath in Vertrauen dem Cornet, daß er eben derjenige seye, welchem er Cornet beschimpft hätte, der andere bate um Verzeihung, er entschuldigte sich wegen Unwissenheit dessen Person, welche er unbekannter weis affrontiert hätte, es soll nicht mehr geschehen, er seye ein frischer und lediger Kerl a fortun, wann er zu schmartzogen Gelegenheit, daß er solche nicht aus- und noch unterliesse. Dem Herrn (war die Antwort des Kaiserl. Raths) ist es schon verziehen, Morgen verfüge sich der Herr zu mir, zu dem Mittag-Essen nach 11 Uhr; allwo der Herr sein Ketten verlangtermassen haben wird, wann anderst dieselbe noch vorhanden, und nicht verkauft und vertauscht worden, es soll dem Herrn nichts widriges zugefügt werden.

3. Der EheScheidungsProzeß.

(Aus Abele's künstl. Unordn.)

Es kam ein ehelicher Bürgermann in einer gewissen Stadt einstmals zu mir ganz traurig, und bat mich, ich sollte ihm zwey Schreiben ablesen, aber allein und in geheim, weil er des Lesens nicht kundig war; Ich fragte denselben warum? Ich hab, antwortete er, mein Weib schon langwürrige Zeit des Ehebruchs halber in großem Verdacht; Ich sagte, woher?

Es wohnet nicht weit von mir (erzählte er) noch ein junger frischer Wittiber, von guten Vermögen; der giebt sich aus für meinem Landsmann; Wann ich nach Haus komm, so finde ich denselben bey meinem Weib; Ich fragte denselben endlich, was er da zu verrichten hat? Nichts, sagte er, es ist mir halt dieweil zu lang; zu Zeiten aber: Ich hab auf den Herrn Landsmann gewart: Mein! wir wollen eins spielen und trinken, die Frau halt's auch mit. Ich dachte bey mir selbst: Ey so halt mit, daß dich der Teufel holle. Wann er nun ihm ein guten Rausch angeschlossen, und mit so grosser Begierlichkeit, daß mir die Haar gegen Berg stunden; Er sagte: Herr Landsmann, es ist ja besser öffentlich als heimlich küssen. Ich hierauf: Es ist weder eins noch das andere gut. Der Widerhall war: Herr Landsmann! (Ich dachte bey mir, du Mauskopff, ich merke wohl, du wollest mich gern zu einen Widthopfen machen) ihr eifert ja nicht mit mir: Lustig in Ehren kann niemand wehren. Ja,

den. Des Cornets Erklärung war: ich fürchte Niemand, nur Mann auf Mann, wann es nur redlich zugeht.

Der Cornet stellte sich zu rechter Zeit ein, beede saßen bey dem Tisch, und huben an zu essen, die Frau kam auch, und saße ingleichen nieder, als sie des Cornets ansichtig wurde, erbleichte sie um das Maul; der Cornet gab ein Zeichen heimlich mit dem Fuß ihrem Ehemann, damit er die Veränderung der Farb selbst abnehmen konnte; der Kaiserl. Rath fragte sein Weib: Was ist euch mein Herz? Ihr Antwort war: Nichts. Vielleicht sehet ihr diesen Herrn nicht gern, mein Schatz! er ist mein nahender Wetter, wir sind allererst in dem Hin- und Herreisen recht bekannt worden. Das hab ich nicht gewußt, mein Seel! war ihr Antwort. Der Cornet aber hierauf: Mein hochgeehrte Frau verzehe mir, wir kennen ja auch einander? Nein, mein Herr! der Herr wird mich für die rechte nicht ansehen. Nun müssen nur meine Augen liegen, war sein Nachstreich.

Sie stunden von dem Mittag-Essen auf, und zwar desto ehender, weiln allen dreyen Personen zu essen der Lust vergieng.

Mein Kind! sagte der Eheherr, mein! laß uns deine Kleinodien, deine Frauenzier besehen. Zu weh: war ihr Frag. Gern und es muß seyn. Er nahm ihr mit Gewalt die Schlüssel aus dem Sack, sperte das Kästel auf; sie funden unterschiedliche Kupfug, Perlen: und unter andern auch ein schöne goldene Ketten: Die ist mein, schrie der Cornet!

Weil der Herr das Seinige wiederum erlangt, so thue er mir die Gnad, und sagt hinfuro, daß er kein Hurr um das Geld, sondern ein Dama umsonst charitrt und beschaffen habe.

Er gab dem Cornet das Geleit, bis zu der Haus-Thür, und beschlusse des Herrn Dieners, doch aber nicht mehr Schwager.

Sein Ehefrau aber schickte er wieder zu ihren Eltern, und er haufete mit seinem Hausgefind allein.

Es ist die nachdenkliche Frag: Ob ein Eheweib, diejenige ihr, wegen verübter Hurerrey, geschickte Sachen mit guten Gewissen behalten könnte?

Ja war meine Antwort, seyds nur lustig, wann ich darbey bin, da schadet dieser Abwisch nicht, entzweyten aber möchte ich inwendig, auch zugleich, wann es mir nicht eine Schand gewest, auswendig geweint haben; Die grobe Vertraulichkeit wuchs je länger je mehr, und bey mir der innwendige Unwillen; Ich straffte mein Weib deswegen nicht einmal mit guten und ernstlichen Worten, es half aber nichts; Sie sagte: Was bist du für ein Narr: zahlst dann nicht dein Landsmann den Wein: haben wir nicht den Wein umsonst zu saufen: Du wirst ja mit deinen Landsmann nicht eifern: Warum nicht? replicirte ich, Landsmann hin! Landsmann her! er kann wohl auch ein falscher Judas seyn; Du hast ja ein eheliches Weib: fragte die Hurr! Ich zweifls (war mein Antwort) sie aber hierauf: Weil du zweiffelst, so hätte ich lust dir den Zweifel zu benehmen. Wie? (war meine Gegenfrag) ich weiß wohl, halt, wie du meinst; Nein mein Weib (war mein Abgebet) ich halte dich für ein Ehrenweib. So will ich auch (versprach sie mir) ein eheliches Weib verbleiben; Ich soppe nur deinen Landsmann das Geld aus dem Beutel, hab gleichwohl keinen bösen Gedanken. Ich dachte bey mir, das ist erlogen.

Einmalen kam ich nach Haus mit einem Hundstrunk, und antraff wiederum das Hurrengesind beyammen, sein Empfang war; Herr

Landsmann! beliebt dem Herrn ein Trunk, Ja, sagte, ich, doch will ich auch mitzählen. Er aber, der Herr lasse es nur bleiben, ich mache ohne das grosse Ungelegenheit. Ich dachte bey mir: Der Gälgenvogel! sagt einmal die Wahrheit. Wir tranken wacker herum, mein Landsmann hub wiederum an den Fuß, proceß, zwar nicht von der Execution, welche ich doch mittler Zeit besorgte. Mein Weib wich keinen Schritt, sondern sie empfing die Küsse mit solcher Herzhaftigkeit, daß mir die Hosen zitterten; Ich nahm doch endlich das Herz, und schlug sie in die Woschen, und schrie: Du Bluthurr! warum wehrest dich nicht: Was soll ich mich wehren: (War ihr Gegenbellen) thut doch, er mir nichts, du Puffer, du Schinder! Der saubere Landsmann aber: Warum schlaget ihr euer Weib: Um das Gesicht, sagte ich, und ihr seyd allein die Ursach dieses Unwillens. Ich kann wohl das Haus meiden, antwortete der saubere Landsmann. Bleibt darbey (war mein gewünschte Erklärung) ihr habt bey mir in dem Haus nichts verlohren, und daher auch daselbst nichts zu suchen, wir bleiben gleichwohl gute Freund, wann wir gleich selten zusammen kommen.

Als ich nun denselben das Haus verboten, ersuhr ich, daß Brief hin und her flugen, ich hab aber bis anhero auf die Fein nit kommen können, als anjago.

Mein Weib liegt der Zeit in den Kindbett, da hab ich ihre zugebrachte Truben, welche sie jederzeit vor mir verschlossen gehalten, durch einen falschen Schlüssel aufgespört, und darinnen diese zwey Brief gefunden; Mein Herr; Lasset es mir ab, und zwar den Tauf und Zunahmen des Schreibers gleich anfangs. Als ich nun solches that, so sagte er: Ja, ja, es ist der rechte Vogl: Ich machte aber die Schreiben wieder zu, und lagte Um Gotteswillen! der Herr zerreiße oder verbrenne die Brief, ich mag dieselbe nicht ablesen.

Was ich nicht weiß,
Das macht mich nicht heis.

Es ist besser, daß der Herr, den Inhalt nicht wisse, wer weiß, was darinnen für ein erbares Weisheit = Essen verhußlet liegt, in Ehesachen ist der beste Trost die Unwissenheit; ich rathe dem Herrn, ganz treuherzig, er lasse es nicht ablesen, geh der Herr mit mir in die Küche (ich nahm denselben bey der Hand) wir wollen solche zwey Schreiben verbrennen. Das thue ich nicht (widersehte der ander) der Herr lese es mir ab, um mein paares Geld, und auf meine eigne Gefahr. Ich verhartte bey voriger Weigerung, aber es hulf nichts, endlich sagte ich, meiner halben: Ich will dem nachkommen, aber es wird gewislich dem Herrn reuen.

Ich hub an zu lesen, der arme Schlucker stugt die Ohren als wollte er mich durchbrennen. Der Inhalt war! Herzliebtes Kind! aus deinem Schreiben hab ich mit sonderbarer Freud vernommen, daß du von mir schwanger worden bist. O Herr Jesu Christe! Kuwehe! Kuwehe! Was höre ich: ruffte der ander. Es geschicht dem Herrn recht, sagte ich, warum habt ihr mir nicht geglaubt; Er bat mich, aber mit Seuffzen, ich sollte fortfahren, das that ich, und lesele fort.

Ich besorge ingeleichen, weil ihr allbereits 6 Jahr, in euren Leib kein Kind getragen, es möchte euer ausgeleshtes Männl merken, daß ein anderer ihm über die Eyer oder in das Nest gefessen seye, allein könnet ihr ihm gar leicht durch den Sinne fahren; saget, es geschicht wohl öfter: daß die Eheleut allererst in ihren besten Jahren Kinder bekommen, und mit einer lebendigen Frucht gesegnet werden. Ey segne dich der Teufel du Hundeschlager! (einredete der andere, aber fort.)

Ich hab mit euch ein herzliches Mitleiden,

wann ich eure schöne Gestalt, sowohl des Leibs, als auch des Gemüths, hingegen aber die Verächtlichkeit eures Hausknechts betrachte. Ich bekenne zwar, daß wir schwerlich gesündigt haben; aber es ist hieran niemand schuldig, als diejenige, so dieses ungleiche Paar zusammen gekuppelt haben! O! du mein Gott! ruffte der andere es ist mit Einwilligung beiderseits Bestimmung beschehen; O mein Herr erlaubet mir zu sitzen, ich kann vor Schrecken nicht stehen. Als ich nun ihm einen Sessel selbst herzugetragen, bat er fortzulesen, ich sagte, es stund nichts mehr darinnen, als, gehabt dich wohl mein Kind! Ey holl der Teufel das Kind, welches ein Affter Kind in ihrer Wampen traget; Pog tausend Schlapperment hätte ich dem Herrn gefolgt, so wußte ich nicht, wer ich wäre, nun ist es schon geschehen.

Es geschicht gar recht, denjenigen Nachkriperlern und Nachsüchern, welche die Keuschheit ihres Weibs auf die Prob = Capellen des Zweifels setzen, mache nur selbst keine Gelegenheit zu sündigen, so thust du schon genug, das übrige befele Gott, du bist deines Weibs mit Leib; und keineswegs Gegenschreiber. Oft mancher Narr sperret sein Weib ein, als einen Vogl in in das Häusel! Was meinst du, was sie in ihrer Gefängnuß dichtet? Sie macht dir ein stumm's Lieblein, wie sie dir durch den Sinn fahren könne, oder aber, sie saufft heimlich, und bringet dir eins zu, auf gutes Herzabstossen: Sie ist zwar deinem Leib eigen, doch aber gleichwohl nicht dein Leibeigne, oder Selavin, sondern sie ist deine Ehe-Gesellschafterin, war mit zu gleich wie andere Kauf- und Handelsmänner mit: und gegeneinander in Fried und Ruhe heben! und leben müst; Der Ehestand ist nichts anders, als ein Handlung, beruhet auch auf Gewinn und Verlust, das ist auf Ehren und Wehstand, dessen Handlung-Zeichen ist, bis euch beide der Tod scheidet. Wie mancher Hunds-Grübel strebet seines Weibs halber auf der Schildwacht, und schreyet: Wer da: entzweyten aber bricht man ihm inwendig in die Fleisch-Kammer; Da heißt es wohl:

Incidit in Scyllam, qui vult vitare Carybdim.
Oft mancher scheuet das Regenwetter, und fällt doch in Bach mit allen viere hinein.

Bist du mit einer guten Ehe beglückseliget worden, so singe mit fröhlichen Mund:

Dulce merum, dulce conjux, mens conscia recti,
Quid tribus his junctis, dulcius esse potest.

Das ist
Ein süßer Wein, ein süßes Weib, ein gutes Gewissen,

Sag mir, lieber Nachbauer! seynd das nicht drey gute Bissen.

Utere temporibus, praesentibus utere rebus
Tempus erit nullum cum tibi tempus erit.
Grammaticus de praeterito, dicatque futuro
Tempore praesenti, dum licet, utar ego.
Gebräuch dich der Zeit, ehe selbe verschwinnt
Pfeil flüchtig ist die Zeit, lauft fort gleich wie ein Wind,

Der Gramatist thut zwar, viel von der Zeit sagen

Was gewest und künftig ist, und thut sich darmit plagen

Die Gegenwart ich lieb, ich lob dero Genuß;
Sie kam anhez zu mir, und gabe mir ein Kuß;
Bist du aber mit einer schlimmen Ehe besudlet worden, so seuffze: Cupio dissolvere: Ich verlange aufgelöst zu werden, schmähle wacker an bey und immittels.

Faemina dulce malum, horis opportuna duabus;
Dum jacet in thalamo, dum jacet in tumulto.

Das ist:
Ein süßes Uebel ist ein Weib, doch tanglich zur zwey Stund

Wann sie in Brautbett liegt, und in dem finstern Grabe schlund.

Aber wiederum zur Hauptsache! dem nun mehr selbst wissenschaftlichen Cornelio fragte ich, ob ich auch das andere Schreiben ihm ablesen soll. Freylich wohl, ich hab allbereit das meiste gehört; es kann kein ärgeres nachfolgen!

Der Inhalt war des andern Schreibens.

Auserwähltes Herz!

Die Cäcil! Dero ich ein gutes Trinfgeld geschenkt, hat mit dem Briefe zu recht eingehändigt; ich erkreue mich von Herzen. (Cy du Dieb, so lach, daß Du erstickst) daß du bey dieser Tracht gar wohl auf sehest: (Cy! erkrummt lieber an Händen und Füßen. (Ja einen freischen Huren-Sohn) ist es ein Sub, so verehere ich dir in die Kindbeth hundert Reichthaler, (Du Schelm hundert Edelpelthaler), ist es aber ein Mädel; fünfzig Reichthaler (ein saubere Kaufmanns-Waar)!

Die Cäcil dir fünf Dukaten geben, damit du zu Zeiten in der Kindelbett, wann dein Hundsfuß nicht dahelme seyn wird, haufen könnest: (Wie nennet er mich?) Ich höre einen Hundsfuß: gleichwol, soll der Dieb auf die schwägerliche Freundschaft gedenken. Ich fragte denselben, was sein Weib auf die Welt geboren? ein Babel, oder ein Mädel? er sagte ein Mädel, allein seye es schon vor etlich Tagen gestorben; Ich tröstete denselben, daß dieser Verlust oder vielmehr Unlust eine Ringerung seines Unglücks seye; er bat mich um einen heilsamen Rath, was dießorts zu thun seye? Wann es seyn könnte, so wollte er sein Weib köpfen lassen. Ich sagte hierauf, es gehöret mehrers hierzu, es ist kein schlechte Sach, wann man des Kopfs halber, ein blutige Conferenz zu halten pflegt, es werde der Ehebruch nicht gleich mit dem Kopf abschlagen vertilgbar, vielleicht aber in der Schweing, in Ungarn, und in Sachsen, wenigstens hätte ich dergleichen Strengheit in unsern Ländern noch nicht gesehen; Will er sich aber von dem Tisch und Bett, von ihr bey der Löbl. Geisteslichkeit scheiden lassen, so könne es wohl seyn; wann sie sich anderst zu diesen beiden Schreiben bekennen wird. Die Bluthar muß sich ja hierzu bekennen? schreibt doch es selbst ihr Ehebrecher, warum hat sie die Schreiben so fleißig und heimlich aufgehoben? Freylich, hat sie ihr hierdurch ein überaus grossen Argwohn auf den Hals geladen; doch könne sie gleichwohl wann sie ungewissenhaft ist, sagen; Der Kerl könne schreiben was er wolle, es seye aber gleichwohl nicht wahr, sondern er wäre in der Lieb befesten, er wäre ein traumsfichtiger Liebs-Phantast! Um Gottes Willen kann man dann die Wahrheit also betrieben, ein solche Hurr soll man noch dazu austreichen, und den Rathgeber hängen, wenn meynt ihr? Fragte ich einen falschen

Juristen. Ich bekenne selbst, wann ein Advokat ungewissenhaft; und zugleich tersch und vermessert ist, daß kein ärgerer bemäntelter Schalk auf der Welt seyn kann.

Aber Herr (fuhr er fort) Wann ich von meinem Weib geschieden wird, so darf ich wiederum heurathen? Nein, das könne nicht seyn. Cy so will ich das Schelmen-Geschmaize noch länger behalten, sie ist sonst fleißig in der Wirthschaft verthut mir nichts, und schauet fleißig auf das Meinige, kann wohl lesen und schreiben, der Diebs-Landsmann muß sie nur mit Geld verführen haben, der Geiz ist ein Stifter alles Uebels.

Als ich nun, von demselben Widerholter verstanden, wie daß er gewillet seye, mit ihr ungehindert dieses unangenehm entstandenen Incidents und heimlichen Eingriffs, in seines Weibs oder Leibs-Bottenmäßigkeit, dannoch noch länger und ferners zu hauffen, hab ich sie beede in der Stille, und in der Güte verglichen, sie fielen ihrem Ehemann zu Füssen, bate mit gebogenen Knien um Verzeihung ihres groß begangenen Verbrechens, sie hat in einer Hand ein bloßes Messer; und sagte: Willst du mir es nicht verzeihen? So kannst du anjago in deiner eignen Sach selbst Richter seyn: Ich hab den Tod verdient, frage also um so viel desto weniger, um mein verwirktes Leben: Willst du mir aber daselbe schenken, so werd ich dich forthin nicht für meinen Hauswirth, sondern für meinen Vater erkennen, und dir jederzeit getreu verbleiben. Ich nahm ihr das Messer aus der Hand, und wurf es in einem Winkel, Sie sagte ferners: Ich hab genugsamen Widerstand Anfangs gethan, bin doch endlich durch Geld, und Gold, und Gelegenheit zu sündigen, leider Gott erbarmt überwunden worden. Beede weinten bitterlich, womit auch meine Christlichen Mittheiden herabfließenden Thränen mit einstimmen.

Beede Ehen Leut leben noch auf die heutige Stund, und so lang der Mann nüchter, zimlich friedlich, wann ihn aber die Rauch-Wärm überfallen, so murret er: Cy du Hannerzmacherin, lecke mich zu Krakau! Sie nimmt aber auf solchen unangenehmen Vorwurf, ihr Flucht und Zuflucht in Kämmerl, welches mit einer Eisernen Thür versehen, und wohl verwahrt ist, daselbst sperret sie sich hinein, und laßt den Hanne-Kampf, auswendig krähen, gedendend, daß sie, zu solchen Schmählen und Brummen, nicht unerhebliche Ursach gegeben habe. Der eingeniste Landsman aber, machte sich darüber zeitlich aus dem Staub, damit er nicht angehalten wurde, gehörigen Orts Rechenschaft und Auskunft zu geben, wer ihm erlaubt habe, das verbotne Fleisch-Handwerk der Ehe-Zerritterey so wohl in Worten, als auch in den Werken, heimlich zu treiben.

Zufällige Gedanken.

Man sagt im Sprichwort: Niemand könne von der Luft leben. Im J. 1805 reiste ein gewisser Goldhagen aus Magdeburg in Südteutschland herum, der mit den verschiedenen Luftkuten Versuche für Geld machte, — also von der Luft lebte.

In Gall's Schädellehre, fehlt noch eine wichtige Entdeckung: die Entdeckung des Sinns der Charlatans.

Der erhabenste Tod ist, wenn — einer gehängt wird.

Civil- und Militär-Uniformen gelten für Massen: denn nach mancher Ball-Ordnung hat der Uniformirte auf der Redoute keine Maske nöthig.

Das Verbot, die Bibel zu lesen, machte nuzgierig. Das Corpus juris zu lesen, war nie verboten; und doch lesen es selbst viele Juristen nicht.

Erweiterungsblätter.

als Beilage zu den literarischen Monatsberichten.

Augustblatt 1819.

Scherze aus dem XVII. Jahrhundert.

1. Vergiftungs-Geschichte.

(Aus Abels's künstl. Unordn.)

Es kam zu mir ein, sowohl am Gut, als auch an Kräften reicher Weber; Er sagte zu mir: Herr! mein Weib hat mir vergeben. Ich sagte: Was seyd ihr für ein Lapp? Wann euer Weib hat euch vergeben, so ligt ihr schon in Grab. Mein Herr! ich lig nicht in dem Grab (war sein Antwort) Mein Gegenantwort aber: Das siehe ich wohl; Wollt ihr mich voppen? so könnet ihr es thun, ich leide es aber von keinem Weber. Seynd dann nicht die Weber so redlich, als wie ein anderer Handwerksmann? Das wird nicht disputirt, sondern es ist die Frag, ob ihr gleichwohl noch lebt, weil euch euer Weib vergeben hat? Herr! es ist ein Mißverständnis, mein Weib hat mir mit Gift vergeben wollen. Das ist ein anders, sagte ich; wie ist es zugegangen?

Herr ich hab sie geheurath. Das weiß ich wohl, weil es euer Weib ist; Hat sie euch gern zur Ehe genommen? Nainter (war sein Antwort) die gnädige Obrigkeit hat ihr's auferlegt. Das kann die Obrigkeit nicht thun, zum heurathen kann man zwar rathen, doch nicht schaffen. Ist sie noch jung? Ja Herr! sie hat noch alle Zähne im Maul. Ich frag nicht, wie viel Zähne, sondern wie viel Jahr? Herr! sie möchte 18 Jahr alt seyn. Und ihr wie viel? 62 Jahr. Ein gleiches paar zusammen!

Ihr sollt daher ein altes Mütterlein geheurath haben. O Herr! es grauset mir vor den alten Weibern, sie seynd zum ersten so böse, als wie der ledig gelassene Teufel, zum andern stinken sie wie mein Mistklack in dem Gärtel.

Wo ist euer Weib? Herr! sie ligt in Eisen und Banden; Weint! macht mir ein Zettel, an meinen gnädigen Herrn, daß er soll mein Weib köpfen lassen. Euer Herr ist euer Diener nicht, ihr müßt nur bitten. Wie ihr's halt meint.

Was hat sie verschuld? Mein Herr! wie seyd ihr so vergessen; Ich hab euch schon gebracht (das heißt bey sagen) mein Weib hat mir vergeben.

Mit wem? war mein Frag: Herr! es hat mich gelustt Schnecken zu essen. Diese Speiß gehört für keinen Weber, außer am Jahrtag. Ihr seyd ja nicht schwanger? Nein. Aber euer Weib? Nein, sie ist zwar gewest etwas schwanger. Wo ist das Kind? Mein Nachbar der Enge thut's aufziehen. Warum ihr nicht? Herr! das Kind hat sie noch im ledigen Stand getragen. Bey euch? Nein! sondern bey meinem Nachbarn, der ist hierzu der rechte Vater. Habt nicht ihr auch mit kurzweilet, und seyd vielleicht der linke Vater, so per indirectum heimlich eingetragungen. Nein Herr! Es hat mich wohl der Nachbar dessen ziehen.

Nun wie ist es mit den Schnecken zugegangen? Sie machte mir dieselbe in ein tiefes Remdl zusammen, und hierüber ein gutes Suppel, unter denen Schnecken aber lag eine halbe Hand voll Spinnweben. Sie muß fleißig in Versammlung derer gewest seyn.

Wo dergleichen Gast ankommen, da ist kein gutes Suppel, sondern ein gefährliche Suppen. Herr! wie seyd ihr so wunderbar, ich habe es also anfangs vermeint; Als ich nun die Schnecken aufgegesen, da bin ich alsdann auf die Spinn kommen.

Was habt ihr darüber gebraucht? Nichts, sondern es hat mich alsobalden und greulich gebrochen, daß ich Lungen und Leber darunter gesucht hab.

Darüber mein Weib zu ihrer Mutter gelassen, worvon der Landgerichts Diener, sie in die Gefängnuß (als ich ihn ein gutes Tang- und Trinfgeld versprochen) geführt hat.

Was wolt ihr mit eurem Weib anheben? Was sie verschuldet hat; So macht mir halt ein Zettel. Es muß ein ordentliche peinliche Klag seyn. Macht halt, was ihr woltet, ich verstehe es nicht, wann ich's verstande, so wollte ich euch nicht fragen.

Ihr müßt barmherzig seyn; schaut? sie ist noch ein junges Mensch, was ist euch mit ihrem Blut und Tod gedient? Nichts, als daß ich wiederum kann heurathen. Es wird am euch ein grosses Gereuß seyn. Warum nicht, wer Geld hat, kommt überall durch! Ich dachte bey mir, das ist wahr, und daß es nit ohne seye, daß die Spinnweben in dem Wasser kein Gift haben, oder lassen, ich zweifle aber sehr daran, wann man sie mit Haut und Haar stödet, und hieraus das Dehl des Giftes presset.

Als ich nun in Verfassung der CriminalKlag war, kam der Weber wiederum zu mir, und sagte: Herr! Ihr dürft keinen Zettel mehr machen, warum? habt ihr's euch vielleicht mit einander verglichen, dazu ich viel Glück anerkünsche: Mein Herr! die Fur ist durch die Gefängnuß gebrochen, und davon gelassen.

Ich dachte bey mir, es ist Zeit gewest, mit Anbefragung, wie sie mit Eisen und Banden habe davon lassen können? sein Antwort war: Der Landgerichts-Diener ist auch mit ihr fort, und er hat sein Weib und Kinder in Stich gelassen. Da ist es leicht! wann der Gefängnuß-Bewahrer auch treulos und abtrünnig wird.

Bei uns um Steyr und in der Nachbarschaft hat sich vor etlich wenigen Jahren, eben in gleichmäßiger Materi, wegen der ungleichen Zusammenparung, das ist, wann das Weib jung, und der huckende Mann ausgemergelt, und alt ist, ein grausame Begebenheit zugegetragen.

Ein frisches und wacker Bauern-Mensch, wurde an einem alten doch vermöglichen Unterthan verheurath, sie lebte mit ihm zwey Jahr, allein der Alte wollt nicht sterben! sie wurde ungeduldig und zündete zu Verführung der Zeit seinen Mairhof an, sie wurde hierüber ergriefen, und von dem Landgericht durch Urtheil und Recht zum Köpfen erkannt. Als sie zu dem Tod öffentlich, ausgeführt wurde, luffte der Ehemann ihr nach, und brachte durch flehentliches Bitten, Weinen und Kniebiegen die Sach so weit, daß sie nur gestrichen wurde.

Der Mann nahm sie wiederum aus blinder rafter Lieb zu sich, und in seinem Schutz und Schirm.

Der Mairhof wurde aufs neue wiederum aufgebaut, sie wohnten aufs neue beisammen, allein wollt der Baur halt noch nicht sterben. Was thut sie? Sie nahm ein leeres doch großes Moß-Jaß, darein legte sie auf den Boden,

Heu, Stroh und Pech, zündete wiederum auf neue gemelten Mayrhof an, als nun derselbe in vollen Flammen stunde, zündete sie in gleichen an, das Stroh, Heu und Pech in dem Fäß, stürzte sich alsdann mit Kopf voran hinein, und verbrannte samt dem Mayrhof jämmerlich.

Wie mancher wünschet, wann ich nur ein Weib ein Jahr genießen könnte, da wollte ich alsdann gern sterben, aber Kraut für die Herrn! non cuilibet licet hanc adire corintham, es gehörte mehr dazu, als zwey paar Pantofel.

Wie mancher, so noch ledigen Stand ist, oder sonst wider Willen die Keuschheit beobachten muß, und sich nicht verhebeligen darf, bildet ihn ein, es seye auf der Welt kein grössere Wollust, Süßig- und Ergötzlichkeit, als nur ein Weib, oder ein eignem Laquey zu haben.

Aber glaub es nicht, den Laquey kann ständlich beurlauben, aber das Weib nicht; diesen Ranzgen mußt du dein Lebtag tragen, wiewohl du wünschst, daß der Tod ein hungeriger Landstreckt wäre, welcher dich dieses verdrüßlichen Ranzgens unter Wegs, berauben thäte. Es ist nicht alles Gold, was glänzet, die äußerliche Annehmlichkeit verhältet die inwendige Marter und Qual des Herz durchnagenden Wehstands.

Die Kinder werden Dir auf den Tisch und gleichsam auf die Nasen schneissen, geh! koste die Süßigkeit des Ehestands. Dein Weib wird dir die Feigen unter das Gesicht stossen, geh! friß die Frucht? oder den hindern Stock weissen, geh! leck den Zucker-Kandel?

Ihre Befreunde, wann sie etwas vornehmeres seynd als du, werden dir über das Maul fahren, geh! küß sie vor Freuden? Zeigst du dich aber wie einen Rittermann, und mußt alsdann zum Richter, wie werden nicht deine Hosen zittern?

Oft mancher ist Krumb und Lahm an den Füßen und Händen, wann man fragt, woher es komme, wird die Ehefrau sagen: er faußt halt zu viel; nein, nein! Du bist daran schuldig, du bist die harte Nuß selbst, die er nicht aufbeiß-

2. Lob der Advocatie.

O, du hoch edle und vortreffliche Advocatur-Kunst! in was Erniedrigung bist du seithero gedigen! Wirst du nicht anjeho mit Mauschellen, mit Nasen-Stüber, mit Prügel-Suppen, Spießgerten und andern Schmähungen, ausgehönnet, ja von unterschiedlichen Span-Vögeln selbst? Der eine ruft die Advocaten soll man alle erschlagen, wann es doch zum erschlagen kommen soll, so müssen vorher die Partheyen daran, dann wo keine Partheyen, da seynd auch keine Advocaten; Wie will ein Hauptmann oder ein Lieutenant seine Compagnie trillen, wann er keine Soldaten oder Knecht hat? Wie will ein Führer man fahren, wann ihm die Roß ausgespannt worden? Wie will ein Advocat um Ertheilung der Gerechtigkeit anrufen, wann kein Kläger und kein Beklagter vorhanden? Justitia non est perse, vel ad se ipsam, sed ad alterum.

Ein anderer schreyt: Die Juristen seynd böse Christen, warum? es reimet sich halt also, aber reimt dich oder ich friß dich, ist dann ein Sau, ein Frau? ein Binder ein Schinder, ein Schneider ein Heider, ein Schuster ein Huster, ein Dichter ein Richter, ein Speck ein Fleck, ein Becker ein Drescher, ein Fisch ein Tisch, aber woll auf den Tisch ein Fisch, Kurifer, Carnifer, ein Malter ein Haller, ein Leder ein Feder, ein Schaffner ein Haffner, ein Köglischreiber Hurentreiber, ein Müller ein Dieb? O das reimt sich nicht, aber es kann gleichwohl zu Zeiten war seyn, wann es sich gleich nicht reimt.

Der dritte Variet, der heilige Jao hätte schon die Laiter in den Himmel gezogen, er hätte deren Partheyen umsonst gedient.

Bleibt darbey, giebt nur den Advocaten, sei-

ten kann, sondern verbeissen muß, was ist Wunder, wann alsdann das Gift in die Glieder schläget.

Ein herumlauffender Vagant schlug einstmalen an, auf einer gewissen Universität öffentliche Theses und neben andern.

Quod literato concubina concedenda sit, daß einem Gelehrten ein Köbs-Weib zugelassen seye. Die Ursach dessen ist, wann die Gans so viel schnattert, und sein Einsamkeit verhindern, oder verwirren will, daß er es wiederum anderwärts, wie wohl um das halbe Geld, künstlich überlassen könne.

Gleich wie ein Kack, so nicht Mausen; das ist: nicht wohl Wirthschaften will, die soll man zwar nicht auf den Bretl angenagelter, sondern frey von der Thonau bis in die Sau diese Köbs-Frau, in der Nachbarschaft bey Griechisch-Weisenburg fortfahren lassen.

Weil das Studiren ein freye Kunst ist, und daher an keiner Dienstbarkeit des gleichsam Ewigwährenden Ehestands angebunden seyn könne.

Die Literati hätten absonderliche Freyheiten, warum auch da nicht.

Die Guesz- und andere Kupfer-Schmied, und Klampfferer, müssen denen Papier-Schreibern weichen, warum nicht ein entlehntes Weib?

Welches man, zu Verhüttung des Sand und Stein, welcher Gebrechlichkeit meistens theils die Eigende und heimliche durch die Windspiel plagende Stuben-Hütter unterworfen, nothwendig zu einer Los- und Ledigprechung, gebrauchen muß.

Als nun der Tag seine Theses zu verwerffen, und zu Schanden zu machen verhanden, spielte der Dominus Defendens, bey Zeiten das Reiss aus, ihm gar leichtlich vor und einbildend, daß er bey dem Pedellen sein Köbsweib suchen, und allda über 4 oder 6 Wochen, bis auf den schändlichen und schändlichen Widerruf, übernachten müsse.

(Aus Wele's künstl. Unordn.)

nem Weib, Kindern, und Dienstbotten umsonst das Essen, das Trinken, die Kleidung, den Hauszinn und andere Nothwendigkeiten des Leibs, vielleicht wird sich jemand finden der die umsonst alsdann wird dienen? es liegt nur an den versuchen, die Laiter gehöret mehrers für die Diebskunst, die Advocaten können den Weg zum Himmel auch ohne Laiter fin. Ja es kommt so weit, daß auch die Advocaten gar auf der Kanzel, zu einem Schauspiel für ein Oster-Mädl, für ein rothes Eyer, für ein Fasching-Krapfen zu einen neuen Jahr, oder Heilingsrißl dienen müssen, ein jeder will schier daran seine Schuhe wischen.

Wie manche Zaud schmähet? Ich will lieber meine Tochter einen Handwerksmann geben, als einen Doctoribus! Warum? Es giebt Doctores so viel, als gestakte Hund. Ey so stuz, weiß nicht was, sie seynd gleichwohl keine Hund, sondern ehrliche gelehrte Leut, denen du fortheffen sollest.

Aber Lieber! gedulde dich nur ein wenig! Wann du in Eisen und Banden verstrickter liegst, wie wirst du um einem Advocaten so flehentlich seufzen? Ach Euer Streng! Euer Excellenz Euer Magnificenz erbarme sich meiner, um Gottes Willen. Wann dein Tochter ein Hurr, oder ein Ehebrecherin wird, gelt da kannst mit heißherabrinnenden Zähnen seufzen? Ich bitte mein Herr! verlasse die Meinige nicht, er schaue, damit der Handel möchte vertuscht, oder in der Gäte ehender es weiter bey Gericht einreisset, hingelegt werden.

Laufst aber die Sau mit dem Papfen darvon, das ist: Wann du Fallirest, und denen Credit-

toren das rechte Ohr abhauest. Wie zitterst du? wie schwißt du? Wer muß dir aus der Noth, und aus der Gefängnuß helfen? wer anderst, als der Advocat. Spricht man dir an, dein Haus, deinen Hof, deine Unterthanen, dein Herrschaft, deine Jehend, deine Güten, deine Dorf-gerechtigkeiten, ja dein ganze Haab und Güter, wer ist, nächst Gott, dein Erretter, und dein Nothhelfer? Wer anderst, als ein rechtschaffner Advocat, welcher die vorige Unannehmlichkeiten nur verachtet, und verachtet, der ist dein bester Herzensfreund, gegen einer doch schuldigen Ergöglichkeit, der ist dein irdischer Schutz-Engel, welchen du vorher für ein Trug- oder Schmutz-Engel mit verächtlichen Rücken angesehen hast? Kommt es endlich, um Erhaltung des angegriffenen Ehren-Kleinods, oder um Rettung deines, in höchster Gefahr stehenden und auf gewiß und ungewiß noch schwebenden Kuchlebens. Da hebt allererst an, das rechte lauffen, die

Geistliche Klopffen nur an, O, der Herr komme, ein! alsobalden, um ein Stillstand, um Gottes Willen, es ist kein Minuten-Zeit zuverabshäumen, die Frau lauft, doch muß sie unterweg zu Schöpfung des Athens, vor Kleinmüthigkeit, niederstigen, die Kinder heben an ein Jammer-Geschrey, O, helfst unsern Vatern! die Befreunde schnäuffen auch daher: der gute Mann ist mein Bruder! mein Vater, mein Schwager! O, Stillstand, O, Stillstand! Wasser her! Wasser her! gleichsam man ein Brunnst löschen wollte.

Wann nun die Gefahr vorüber, und unser Eliens wiederum auf freyen Fuß gestellt wird, so gehet desto langsamer her die Belohnung; vorher schreyt man: Ich will mich schon einstellen, und zwar dermaßen, daß der Herr zufrieden seyn wird, die Frau soll auch absonderlich ein Discretion haben. Freylich soll sie ein Discretion haben, aber sie hat gleichwohl dieselbe nicht, wird sie auch nicht bekommen.

Dialogische Turnspiele von E. H. Friedrich. (Berlin. 1819. 12.)

1. Der Herr der Herren: der Sklav der Sklaven.

Sultan und Bauer.

Bauer. Sohn des Propheten! Beherrscher der Gläubigen! Herr der Herrn! Großmächtigster Padiſchah! — Reige die Sohne deines Antlitzes auf den niedrigsten deiner Sklaven herab, welcher sich hier im Staube vor Dir wälzt. Lenke den Willen deiner Diener! Befehl, daß mir Gerechtigkeit werde! O hilf mir!

Sultan. Von Grund der Seele, mein Sohn! Aber nur sachte! sachte! daß unsre Diener es nicht hören; sonst kommen wir beyde in des Teufels Rüche. Nun, was solls denn eigentlich?

Bauer. Schleudere einen Blistral deiner allmächtigen Rechte auf das Haupt eines deiner Bassen herab, der mir Haus und Hof, Hab und Gut, Weib und Kind geraubt hat.

Sultan. Schleudern! einen Blistral schleudern! Ey ja doch! es schleudert sich auch so gleich. Und meinst du denn, daß sie sich vor unsern Blistralen fürchten? Im Vertrauen gesagt, liebe Kind! es sind meist kalte Schläge! unsere Bassen und Bezire, unsre Emir'n und Iman's verstehen sich darauf, sie durch Blistral-leiter in den Sand abzuleiten, oder gar auf die Köpfe unsrer armen Unterthanen. Dem Himmel sey's geklagt! unsere Donnerkeile treffen selten, wen sie treffen sollen.

Bauer. Aber du bist ja doch der Herr der Herren! Dir ist ja verliehen die Kraft, die Macht und die Herrlichkeit.

Sultan. Du sprichst, wie du's verstehst. — Nicht alles, was glänzt, mein Junge! ist Gold. — Unter uns: es ist mit unsrer gepriesenen Herrlichkeit eigentlich nicht so gar viel, als die Poeten es euch in die Köpfe setzen. — Ja, wer uns so auf unserm Throne sitzen sieht, umgeben von einem glänzenden Hofstaat, und einer stattlichen Leibwache, der glaubt Wunder, was wir Sultane für großmächtige Kerle sind. Aber es hat sich was; der Schein trügt, mein Sohn! — Es ist halt! ein glänzendes Glend, das Regieren. — Im Vertrauen gesagt: — aber daß du hübsch reinen Mund hältst! — es giebt keinen größern Sklaven im ganzen Osmanischen Reich, als unsere Majestät. Beim Barte des Propheten! Wir möchten unsere geliebten Unterthanen von Herzen gern so recht glücklich machen, daß jeder Bauer sonntäglich sein Huhn im Topfe hätte; wir möchten gern dem Aermsten zu seinem Rechte helfen, wenn wir nur könnten, wie wir wohl möchten; wenn es unsre Hofmeister nur zuließen.

Bauer. Das verstehe ich nicht. — Alle Welt sagt ja doch, deine Worte seyen Geseß, du brauch-

test nur mit den Augenwimpern zu zucken, und das ganze Osmanische Reich zittere wie bey einem Erdbeben.

Sultan. Pah! man sagt viel, ihr müßt nicht alles glauben. Wer hat euch das Märchen weiß gemacht? — Unsere Worte Geseß? hahaha! — ja wenn uns die Hände nicht gebunden wären.

Bauer. So zerreiß die Bande! — Pos elea ment! wenn ich nur ein Stündchen Sultan wäre!

Sultan. Pf! — Plagt dich der Teufel, Kerl! Wenn das der Großvezier gehört hätte, Du würdest ja ein Kind des Todes, und wir könnten dich nicht aus der Passche ziehen. — Tritt näher zu uns heran, mein guter Junge! daß wir dir etwas ins Ohr raummen. — Ach! so gut ist es uns lange nicht geworden, mit einem unserer geliebten Landes-Kinder unter vier Augen kosen zu dürfen. Die vertrackten Hofmeister lassen das nicht zu; ihre Vormundschaft ist gar zu streng. — Sage einmal, gute Seele! glaubst Du etwa, daß wir hier auf Rosen sitzen? O wie garstig betrügst du dich! — Ihr Unterthanen klagt stets bey uns. Wäre es uns auch einmal vergönnt, euch unser Leid zu klagen, euch zu erzählen, was wir alles von unserm Hofmeister dulden müssen; wie sie uns immer vorschreiben, was wir thun und lassen sollen; wie sie uns überall den Weg vertreten, daß wir nie zu euch hinabsteigen und traulich mit euch verkehren dürfen; wie sie uns mit allerhand Büngengeweben umgarnen, daß wir da sitzen, wie eine verpuppte Seidenraupe in ihrem Gespinnst, und nie erfahren, wo unsern geliebten Unterthanen eigentlich der Schuh drückt; wie sie uns die Wahrheit kredenzen, wie den Wein, damit wir nichts sehen, hören und lesen, als was nach ihrer Einsicht für uns taugt; kurz, wie sie uns einengen, umstricken und umgaukeln, daß von unsrer hochgerühmten Allmacht und Freyheit uns kaum der Schatten übrig bleibt. — Ach dürften wir euch alles das haarklein erzählen, ihr guten Leute! dann würdet ihr euren Schöpfer preisen, daß er euch nicht zu Sultanen gemacht hat.

Bauer. O du armer Herr der Herrn! — O ich armer Teufel! wer hilft mir denn, wenn du es nicht vermagst?

Sultan. Behm Propheten! du dauerst uns, armer Schelm! — Nu laß nur gut seyn: wir wollen ja sehen, was wir in deiner Sache thun können. Bringe uns deine Klage zu Papier! Hörst du, mein Sohn? Vielleicht trifft sich's,

daß wir unsern Großvezier oder Minister Aga, unsern Musti, oder unsere Sultanin-Favorite einmal bey guter Laune erhaschen. Haben wir diese Herrschaften erst auf unserer Seite, dann ist schon viel gewonnen. — Nur getrost! wir wollen ihnen keine Klage vortragen, und versuchen, was bey ihnen auszurichten ist. — Jetzt aber packe dich! Unser Oberhofmeister naht sich, und wenn der uns beyde zusammen flüstern sieht, dann ist der Teufel los. — Gehabe dich wohl, guter Jüngel und sage unsern geliebten Unter-

thanen — versteht sich unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit! — sage ihnen, daß wir tausend Seufzer für sie zum Himmel senden, daß wir sie stets in unserm Herzen tragen, daß wir Tag und Nacht auf ihr Glück sinnend, daß wir aber — du verstehst uns — Nu! mach, daß du fortkommst.

Bauer. Gott segne den Beherrscher der Gläubigen!

Sultan. (heimlich) Sachte! sachte! — (laut) Pack dich, Kerl!

2. Der Alterthumsfreund.

Nuper und Olim.

Olim. Wünsche mir Glück, Freund! ich habe einen wichtigen, höchst wichtigen Fund gemacht.

Nuper. Vielleicht einen Schatz gehoben?

Olim. Etwas Aehnliches allerdings! — Denke dir: gestern lasse ich altes Gemäuer in meinem Garten wegräumen, und was findet sich in dem Schutt? eine altrömische, wenigstens zehn Loth schwere Kupfermünze.

Nuper. Oh der Tausend! zwar Gold wäre besser gewesen; doch laß einmal sehen! ich verstehe mich ja auch ein klein wenig auf alte Münzen.

Olim. Da stehe selbst! Alles deutet auf ein graues Alterthum. In diesem lorbeergetrännten Kopfe mit dem umgekehrten römischen Buchstaben V glaube ich einen Vespasianus zu erkennen.

Nuper. Vespasianus! Höre! mein Guter! sollte das nicht ein A seyn, und so viel wie Asinus bedeuten? Denn wenn ich diesen Kopf nicht durch eine angelaufene antiquarische Brille betrachte, so scheint er mir einem Eselkopfe ähnlicher zu sehn, als einem römischen Imperators Kopfe.

Olim. Du bist nicht gescheut. — Und dann vollends diese Umschrift, von welcher der Zahn der Zeit leider schon einige Buchstaben weggenagt hat! Doch, das hindert nicht, noch jetzt deutlich genug die lateinischen Wörter: O dudum mere, sel! heraus zu lesen, die freylich keinen

rechten Sinn geben, aber doch für sich betrachtet lateinische Wörter sind.

Nuper. Keinen Sinn? Doch! doch! — sie geben einen recht guten. — Hahaha! — mein wahrer Alterthümer! Da hat dir dein antiquarischer Eifer einmal wieder einen garstigen Streich gespielt. Habe die Güte, und lies diese Wörter einmal recht unbefangen!

Olim. Nun? ich wüßte doch nicht?

Nuper. Abstrahire einmal von den Römern, und lies sie als Deutscher.

Olim. Pah! das giebt keinen Sinn.

Nuper. O einen vortrefflichen! — Soll ich dir — ? Aber du mußt mir erst versprechen, daß du mir nicht gram werden willst.

Olim. Nur her damit!

Nuper. Beliebe die Sylben nur anders abzutheilen, als sie da stehen, dann kommst du vielleicht auf die Spur.

Olim. (liest) „D du dummer — „ „Phui — Hahaha! Aber der Augenschein lehrt doch —

Nuper. Daß es eine altrömische Münze mit einer verben deutschen Lektion ist. Irgend ein spasshafter Vorfahr hat dem antiquarischen Einzel vielleicht eine heilsame Lehre geben wollen. — Laß sie die nicht umsonst gegeben seyn, dann hast du offenbar einen guten Fund an dieser Münze gemacht.

3. Die Vernünftigen.

(Arm in Arm.)

Nicht wahr, Brüderchen! wie sind so nüchtern wie ein Paar Herrnhuter?

Nichtig! wir haben nur das Kommando über die Füße verloren, nicht über den Kopf. — (gegen einen Lärmenpfehl rennend) Nu! hat der Teufel keine Augen? — Betrunkener Gauch!

Laß ihn! du siehst ja, er will mit uns anbinden; er geht auf Jank aus.

Jank? Laß ihn ankommen! — Her mit dir, Schurke!

Marisch fort! der Vernünftige geht aus dem Wege.

Gut gesprochen, Brüderchen! — Und geht! wir sind die Vernünftigen.

Nichtig! — aber laß uns auch vernünftig ger-

4. Die Naturfreunde.

Gottsegwunder! was ist die Natur schön! was ist sie schön! — Schau den Mond! sieht er nicht aus wie pur Silber?

Jau! es muß ebbs rores seyn von Versilberung.

5. Die Kenner.

Die Blonden, will ich dir sagen, sind bey weitem feuriger, als die Braunen. Nur lobet es bey ihnen mehr innerlich, es brennt gleichsam unter dem Plegma wie das griechische Feuer unter dem Wasser; während das Feuer der Braunen — Aber du hörst ja nicht auf meine Rede. Ich weiß nicht, du bist heute so zerstreut.

Fahre nur fort! ich höre schon.

Nu so sag einmal: welche gefallen Dir am besten.

Mir? je nun, wenn ich meine aufrichtige Meinung sagen soll: die isabellfarbenen mit weißen Mähnen.

Nu ja! da haben wir's.

Erweiterungsblätter, als Beilage zu den literarischen Monatsberichten.

Septemberblatt 1819.

Schilderung der deutschen Gasthöfe im XVI. Jahrhundert.

(Aus des Erasmus von Rotterdam Gesprächen, nach einer alten Uebersetzung.)

B. Warum hat es den meisten also gefallen zween oder drey Tag zu Leon, in Frankreich, zu verharren? Wann ich mich einmal auf den Weg begeben, so ruhe ich nicht, bis daß ich dahin gekommen bin, wohin ich gewollt.

G. Ja, ich verwundere mich sehr, daß einer von dannen kann abgehalten werden.

B. Warum dann?

G. Weil daselbst der Ort ist, von welchem des Ulyssis Gefellen nicht konnten gebracht werden. Daselbst seynd die Sirenen, oder Meerwunder, die oben Jungfrauen, unten Fische sind. Es wird niemand besser in seinem Haus traktirt, als daselbst in einer gemeinen Herberg.

B. Wie gehts dann zu?

G. Bey dem Tisch stund allezeit etwa ein Weib, so die Zech mit kurzweiligen und lieblichen Gesprächen lustig machte.

Und es giebt daselbst wunder-schöne Weibsbilder. Erstlich gieng die Mutter im Haus herum, welche uns grüßte; und sagte mir sollten lustig seyn, und dasjenige, was aufgetragen würde, sollte man vorlieb nehmen. Nach diesem kam die Tochter ein fein Weib, die an Sitten und Gebärden so holdselig war, daß sie auch den sauren Catonen konnte lustig machen. Und sie reden auch nicht, als mit unbekannten Gästen, sondern gleich als mit denen, die sie schon vor längst gekannt, und mit denen sie Freundschaft gehabt haben.

B. Ich kenne des Französischen Volks Freundlichkeit gar wohl.

G. Weil aber dieselbe nicht allezeit konnten bey uns seyn, weil die häußliche Geschäfte zu verrichten, und die andere Gást auch müßen gegrüßt werden, stunde immerhin ein kleines Mägdelein da, zu allen kurzweiligen Possen abgerichtet, sie allein war genugsam, eines jedweden Nebe zu begegnen! Diese versache das Spiel, bis die Tochter wieder kam, dann die Mutter war schon etwas alt.

B. Aber wie war doch endlich die Traktation oder Zursitung? Dann von Märlein oder Possen wird der Bauch nicht satt.

G. Für wahr, die Zursitung war statlich, daß ich mich verwundere, daß sie die Gäste so wohlfeil traktiren können. Wiederum, wann die Mahlzeit vollendet ist, halten sie einen mit lustigen Fabeln auf, daß ihnen nicht etwa ein Verdruß ankamme. Mich dächte ich wäre daheim, nicht über Feld.

B. Wie geht es in den Kammern zu?

G. Da waren an allen Orten etliche Mägdelein, die lachten, waren muthwillig und kurzweilen, sie fragten von sich selbst, ob wir etwas von schwarzen oder unreinen Gezeuch hätten: dieselbe wuschen sie, und brachten dieselbe gewaschen wieder: was darfs viel sagens? wir haben nichts da gesehen, ohne Mägdlein und Weiber, ohne im Stall: wiewollen die Mägdlein auch oft dahinein witschten: Diejenigen so dahinweg jogen, herzten und küßten sie, und ließen sie mit so freundlichen Gebärden von sich, als wann sie alle Brüder wären, oder einer nahen Blutsfreundschaft.

B. Vielleicht stehen diese Sitten den Fran-

sen wohl an, mir gefallen die Sitten in Deutschland besser, als die da männlich seyn.

G. Ich habe das Teutschland noch niemals gesehen, derohalben bitte ich dich, Du wollest mir doch erzählen, auf was Weis die Teutschen ihre Gäste traktiren.

B. Ob an allen Orten einerley Art zu traktiren seye, daß weiß ich nicht; was ich gesehen habe, daß will ich erzählen. Denjenigen der zu ihnen kommt, heißt man nicht willkommen seyn; daß sie nit dafür angesehen werden, als begehrt sie eines Gastes. Dann dieses halten sie vor gästlich und verächtlich, und welches ihrer angebohrnen teutschen Ernsthaftigkeit nicht wohl anstehet. Wann du nun lang geruffen hast, so steckt endlich jemand den Kopf durch ein klein Stuben-Fenster heraus, (dann in diesen halten sie sich gemeinlich bis auf die Sommer-Sonnen-Wände auf) nicht anders, als wie ein Schneef aus den Schallen heraus guckt. Denn muß man fragen, oder bitten, ob man da dürffte herabergen. Wann er nicht nein dargu sagt, oder den Kopf nicht schüttelt, so merkest du daß du Platz und Raum in der Herberge habest. Denen die da fragen wo der Stall sey, zeigt man solchen mit ausgereifter Hand. Daselbst magst du deinem Pferd abwarten nach deiner Gewohnheit. Dann kein Jüng legt die Hand an. Wann es ein Wirthshaus ist, da weist der Haus-Knecht den Stall, und dann auch den Ort, der dem Pferd ganz nit bequem ist. Dann die bequemere und bessere halten sie vor diejenigen auf, die da noch kommen wollen, insonderheit für die Adelige. So du etwas fürwendest oder klagest, so hörst du alsbald: Wann dir's nicht gefällt, so such eine andere Herberg. Das in den Städten geben sie ungern und gar nehrlich, und verkaufen nicht viel wohlfeiler als den Habern selbst. Wann das Pferd versorgt ist, gehst Du ganz wie du bist in die Stuben, und mit den Stiefeln, mit den Bündeln, mit dem Roth, daß ist ein Stüb, so du allen gemein bist.

G. Bey den Franzosen zeigen sie sonderbare Kammern, da sich die Gäste ausziehen, ausfehren wärmen oder auch ruhen, wann sie Lust haben.

B. Hier ist nichts dergleichen, in der Stuben ziehest du die Stiefeln aus, thust die Schuh an, und ziehest so du wilt ein ander Hemd an, die Kleider, so vom Regen naß, hängest du bey den Ofen, du machst dich selbst auch darzu daß du trocken werdest. Es ist auch Wasser zubereit, wann du Lust hast die Hände zu waschen, aber gemeinlich ist es so sauber, daß du hernach ander Wasser suchen mußt, mit welchem du das vorige Waschen wieder abwaschest.

G. Ich lobe solche Männer die nicht so zart und weibisch sind.

B. Wann du Nachmittag um 4 Uhr ankommst, wirst du doch vor neun Uhr nicht zu Nacht essen, bisweilen auch nicht vor zehn Uhr.

G. Warum?

B. Sie rüsten nichts zu, wann sie nicht alle Gäste sehen, daß mit einer Mühe allen aufgewartet werde.

G. Sie suchen ein Vortheil.

B. Vielleicht stehen diese Sitten den Fran-

B. Verstehst du. Darum kommen oft in eben derselben Stube zusammen artig, oder neunzig Fußgänger, Reuter, Handelsleute, Schiffeleute, Fuhrknecht, Bauerns-Leute, Kinder, Gefinde, Kranken.

G. Das ist ein rechtes Coenobium, oder gemeinschaftlich Leben.

B. Einer, da strälet den Kopf, ein ander wischt den Schweiß ab, ein ander pugt die Schuh oder Stiefeln, ein ander krotzet von Knoblauch. Was bedarfs viel Wort? Es ist da an Sprachen und an Leuten nicht eine geringere Verwirrung, als vor Zeiten da man den Babylonischen Thurn baute. Wann sie einen Fremdden sehen, welcher an Kleidung scheint etwas vornehmer zu seyn, denselben sehen sie starr an; ihn beschauend, als wann ein neu Thier aus Afrika, oder ein Meerwunder angekommen wär, so gar, daß sie auch, nachdem sie sich haben zu Tisch gesetzt, mit zurückgewendten Gesicht ihn für und für ansehen, daß sie auch des Essens darüber vergessen.

G. Zu Rom, zu Paris, zu Venedig verwundert sich niemand über das geringste.

B. Unterdeffen wird es dir für ein Schand gehalten, wann du etwas forderst. Nachdem es um finster worden, und kein Hoffnung ist, daß noch mehr kommen werden, kommt ein alter Hausknecht herfür mit einem Bart, mit geschornem Haupt, mit einem saurem Gesicht, und in garstiger Kleidung.

G. Diese sollten den Kardinalen zu Rom einschenken.

B. Derselbe indem er hin und wieder siehet, zehlet ganz stillschweigend wie viel in der Stube sind. Je mehr er sieht da seyn, desto heißer wird die Stube gemacht, ob schon die Sonne gar heiß scheint. Dieses ist bey ihnen das vornehmste Stück einer Tractation, wann sie alle Schützen, daß sie trieffen. So einer des Dampfes nicht gewöhnet ist, und machet das Fenster ein wenig auf, daß er nicht ersticke, so höret er alsbald: mach zu! so du zur Antwort giebst, ich kann die Hitze nicht erdulden: so hörest du alsbald, wohlan, so suche dir eine andere Herberg.

G. Es dünket mich aber nichts gefährlicher zu seyn, als daß so viel einerley Dampf einziehen, sonderlich, wann der Leib offen ist, und daselbst essen, und etliche viel Stunden sich darauf halten. Dann ich geschweige jegund, daß von Knoblauch stinkende Krölzen, Hosenreißer und faulen Aethem: es seynd viel die an heimlichen Krankheiten darnieder liegen, und ist keine Krankheit, die nicht ihre Unstetung habe. Für wahr, viel haben den spanischen Grund, oder wie ihn etliche nennen, die Franzosen: Da er doch allen Völkern gemein ist. Von diesem halte ich dafür, habe man eben so große Gefahr zu fürchten, als von den Kussfüßigen. Nun rathe du, was für ein Unterschied sey zwischen diesen Dingen und der Pest.

B. Es seynd starke und harte Leute, die Ding vertragen sie, und achten sie ganz gering.

G. Aber unterdeffen seynd sie mit vieler Leute Gefahr stark.

B. Was wolltest du thun? Also seynd sie gewöhnet, und es ist eine Anzeigung eines tapfern Gemüthes, von der Gewohnheit nicht abzuweichen.

G. Aber vor 25 Jahren war nichts gebräuchlicher bey den Brabändern, als die öffentliche Wärme-Bäder; Dieselbe seynd nun allenthalben in Abgang kommen, dann die neue Naude hat uns gelehrt sich derselben zu enthalten.

B. Aber höre das übrige, darnach so kommt der bartichte Aufwärter wieder, und legt die Tischtücher auf, so viel er meynet, daß zu der Zahl genug seynd. Aber, O ewiger Gott, wie sie gar mit mit ausländischen aus der Stadt

Mileto in Asien, du möchtest sagen, sie wären von Hanf von den Segelbäumen genommen. Dann er hat einem jedem Tisch zum wenigsten Acht Gäßt verordnet. Nun dann, diejenigen, so der Landsbrauch bekannt ist, die sitzen zu Tisch, wohin einen jeglichen gelüftet. Dann es ist kein Unterschied zwischen einem Armen und Reichen, zwischen einem Herrn und Knecht.

G. Das ist die alte Gleichheit, die nunmehr die unbillige Regierung im Leben aufgehoben hat. Ich halte dafür, daß Christus auf solche Weis mit seinen Jüngern gelebt habe.

B. Nachdem sie sich also zu Tisch gesetzt haben, so kommt der saure Aufwärter wieder daher, und zehlet alsbald seine Gesellschaft wieder: Bald, wann er wiederkommt, so legt er einem jedwedern einen hölzernen Teller vor, und einen Löffel aus eben demselben Silber gemacht, darnach einen gläsernen Becher, über ein Weil her nach Brod: dasselbe pugt ihn jedweder, vor die Lange Weile, bis daß unterdeffen die Brey gekocht und gar werden. Also sitzt man bisweilen wohl eine ganze Stunde lang.

G. Fordert dann unterdeffen keiner von den Gästen das Essen?

B. Keiner dem der Landsbrauch bekannt ist. Endlich so wird Wein aufgesetzt, O gütiger Gott wie ist er so gar nicht von Kräften. Keinen andern solten spißfindige Köpfe trinken, so eine große Subtilität und Schärfe ist darinnen. So irgend ein Gast auch mit absonderlich dargereichtem Geld bitten wollt, daß etwa her ein anderer Wein verschaffet würde, stellen sie sich erstlich als hörten sie es nicht, aber mit einem solchen Gesicht, als wollten sie einen umbringen: Hälst du an, so geben sie zur Antwort: Hier seynd so viel Grafen und Marggrafen eingekehrt, und es hat noch keiner von ihnen über meinen Wein geklaget: Wann er dir nicht gefällt, so such dir eine andre Herberg. Dann allein diejenigen, die von Adel und ihres Volkes, halten sie vor Menschen, und derselben Waffen zeigen sie allenthalben. Jetzt haben sie nun ein Stück zu essen, daß sie dem firrenden Wagen zuschieben mögen: bald kommen mit großem Gesprang die flache Schüsseln. In der ersten sind etwar Brodschnitten mit Fleischbrüh angefeuchtet, oder wann es ein Fischtag ist, mit Brüß von Hülsenfrucht. Darnach eine andere Brüh, darnach etwas vom gewärmten Fleisch oder wieder gewärmten gesalzenen Sachen. Wiederum etwas von Brey, bald etwas von harter grober Speiß, bis daß sie, wann der Magen recht gestillt ist, das gebratene Fleisch aufsetzen, oder die gesottene Fische, die du nicht allerdings verachten kannst. Aber in diesem Stück seynd sie gar karg, und hebens alsbald wieder auf, auf solche Weis wechseln sie die ganze Mahlzeit ab, gleich wie die Komödianten zu thun pflegen, so zwischen dem Spiel eine Musik halten, also wechseln sie mit Fleisch und Gemüß ab. Sie verschaffen aber, daß die letzte Handlung oder die letzte Tracht die beste sey.

G. Und dieses stehet einem guten Poeten.

B. Ferner wird es für eine große Sünde gehalten, wann einer unterdeffen sagt, heb die Schüssel auf, es ist niemand, man muß sitzen bleiben bis auf die vorgestimmte Zeit, die sie daselbst mit Wasser oder Sanduhren meines Erachtens abmessen. Endlich kommt der bartichte Kerl wieder, oder der Wirth selber, so von den Dienern sehr wenig Unterschied hat, dieser fragt, wie es uns geh, ob wir auch lustig. Bald wird ein anderer Wein, der edler und besser ist, als der vorige aufgetragen, diejenigen Gäßt aber haben sie gern, die wacker sauffen, da doch derjenige nichts mehr bezahlt, der gar viel getrunken, als derjenige, der gar wenig getrunken.

G. Dieses ist eine wunderliche Landsart und Manier.

B. Da bisweilen etliche sind, die da zweymal mehr an Wein verthun, als sie vor die Mahlzeit bezahlen. Aber ehe ich diese Mahlzeit beschleisse, so ist ein Wunder zu sagen, was da vor ein Geräusch und Gemurmel sey, wann ihnen allen der Wein beginnt in die Köpfe zu steigen; was bedarfs viel Wort? Es höret niemand nichts. Oft mengen sich die Schalks-Narren darunter, an welcher Art Leute, dieweilen keine mehr zu verwerffen ist, kannst du doch kaum glauben, wie sehr oder wie eine große Freud die Bauersleute daran haben: dieselben mischen mit Singen und Klappern, mit Raffen, mit Springen, mit Klopfen, daß man meint die Stube werde über ein Hauffen fallen, und keiner dem andern reden hört. Aber unterdeffen dünket sie, sie leben gar wohl, und da muß man sitzen, es thue es einer gern oder nicht, bis in die lange Nacht.

G. Nun beschleisse einmal die Mahlzeit, dann es verdrüßet mich selbst, daß sie so lang währet.

B. Leglich, wann der Käß aufgehoben ist, der ihnen kaum gefällt, er sey dann faul und voller Würm gehet der bartichte Kerl wieder herfür, und bringet einen Tisch-Teller mit sich, darauf er mit der Kreiten etliche Zirkel und halbe Zirkel gemahlet hat, den legt er auf den Tisch nieder, ist unterdeffen still und traurig. Du solltest sagen es wäre einer, der einen in die Hölle hinein führen wollte. Die das Gemahl kennen, die legen das Geld darauf, dann noch einer nach dem andern, bis das Teller voll wird. Darnach, wann er die gemerket, so gegeben haben, rechet er stillschweigend, wann nichts mangelt, nißt er mit dem Haupt nemlich es sey recht.

G. Wie aber, wann etwas übrig ist?

B. Vielleicht giebt er es ihnen wieder, und das thun sie bisweilen.

G. Widerspricht dann niemand der unbilligen Rechnung.

B. Keiner der da klug ist. Dann also bald müste ers hören, was bist du vor ein Kerl? Du sollst nicht mehr bezahlen als andere auch.

Beschreibung einer BucherVerbrennung.

(Aus Abels künstl. Unordn.)

Den 2ten May vergangenen 1668ten Jahres, allwohin ich abermal zu Fortfeg = und endlicher Vollenbung meiner hinterstellig gelassener Amts-Geschäfte, nach Wien zeitlich angelangt bin, und also selbst Zuseher seyn können, wurde ein Büchl auf den hohen Markt an dem Pranger, öffentlich verbrannt, vorhero aber nachfolgende Bereitschaften und Ordnung hierzu gehalten.

Das rothe Tuch als ein Kennzeichen der Hinrichtung einer Malefiz = Person, wurde auf der Kaiserl. Schranne, ausgebreitet.

Aus dem Amtshaus gieng man aus, der Schörg mit Spieß, nach diesen ritte der Unterrichter, dem folgte der Hufstock oder Kerker = Meister, trug das Büchl in der Hand, und in der Höhe, hernach kam der Scharff = Richter, Schörgen, Hundschlager und dergleichen Gesindl, sie giengen durch diejenige Gassen, durch welche man sonst eine zum Tod verurtheilte Malefiz = Person zu führen pfleget.

Als sie nun zu der Schranne = Stiege angelangt, stiege der Unterrichter von dem Pferd ab, gieng ordentlich auf die Schranne, allwo das k. k. Kaiserl. versammelte Stadt = Gericht, mit bloßen Schwerd saß; Das Verbrechen wurde von dem Kaiserl. Herrn Schranne = Schreiber öffentlich abgelesen, das Urtheil gefällt, der Stab gebrochen, und das Büchl, weil man dessen Urheber nicht haben konnte, dem Scharff = Richter zum verbrennen übergeben.

G. Du erzählst mir von solchen Leuten, die da thun was sie wollen. Wann aber einer von der Reise müd, bald auf das Essen wollte zu Bett gehen, so heißet man ihn warten, bis die andre auch zu Bett gehen.

G. Mich dünket ich sehe eine Stadt vom Platone angestellt, darinnen alles gleich und gerad ist.

B. Dann wird einen jedwedern sein Nest gezeigt, und in Wahrheit nichts anders als eine Schlaf-Kammer. Dann es seynd nur Bette da, und über das nichts anders, daß du brauchst oder stehlest.

G. Ist es auch fein sauber da?

B. Es ist da eben so, als wie bey der Mahlzeit beschaffen, die Leil = Tücher seynd ohngefähr vor einen halben Jahr oder sechs Monat gewaschen.

G. Wie geht es unterdeffen mit den Pferden zu?

B. Sie werden eben so streng tractirt als die Leute.

G. Ist aber allwegen einerley Tractation?

B. Etwa wo ist sie besser und höflicher, etwa wo auch schlechter und geringer, als ich erzehlet habe, aber insgesamt ist sie also beschaffen.

G. Wie wann ich dir nun erzähle, auf was Weise die Gäste tractirt oder gehalten werden, in demjenigen Theil des Welschlands, welches sie die Lombardi nennen, wiederum in Spanien darnach in England und in Wahlen? Dann die Engländer haben theils die Französische, theils auch die Teutsche Sitten an sich, gleichsam aus diesem beiden Völkern vermischet. Die Wahlen rühmen, daß sie wahre Engländische Einwohner seynd.

B. Lieber erzähle mir doch, dann ich habe niemals die Gelegenheit gehabt in dieselben Länder zu ziehen.

G. Vor dießmal hab ich nicht der Weil; dann der Schiffmann hat befohlen, ich sollte um 3 Uhr da seyn, wann ich nicht wollte dahinden bleiben, und er hat das Päcklein schon hinweg: Ein andermal wirds Gelegenheit geben, bis zur Genüge zu schwägen.

Darauf gieng man mit der vorigen Ordnung mit dem Büchlein von der Schranne herunter über dem hohen Markt, den Pranger zu, auf diesen wurde an vier Theilen der Titel des Büchels auf einen Bogen Papier groß geschrieben angeschlagen, von dem Scharfrichter aber, vor dem Pranger eine hohe Pün ausgerichtet, auf welche der Henker gestiegen, das Feuer angezündet, und das Buch hinein geworfen, bis es ganz verbrunnen.

Titulus libri war, memoria belli Ungaroturci, authore Johanne Henrico Andler Argentoratensi Massiliae 1665.

Zu Teutsch, Gedächtnuß des Ungarischen, Türkischen Kriegs, beschrieben von Johann Heinrich Andler von Straburg gebürtig, gedruckt zu Massilien, das ist in Frankreich 1665. Dieser Titel ist in vielen Papieren unter das Volk ausgeworfen worden, so überall voll war, weil dergleichen Abbildungen selten zu Wien, oder wie etliche sagten, über Manns Gedenken, wiewohl es in Frankreich nicht neues ist, gar niemals gesehen worden.

Doch muß gemeinlich bey solchen ernstlichen und peinlichen Händeln etwas Lächerliches vorüber gehen. Im Aus- und Fortgang aus dem Amtshaus gieng ein paar Geistlichen, sie begegneten dem zulauffenden Volk, sie fragten, was es bedeute? Die Antwort war: Man führt aus, ein arme Malefiz = Person, die soll auf ein Scheit-

verhauffen verbrennt werden, sie sahen aber von fern, weder die Malesz-Person, noch weniger die Geistlichen, sie hörten Niemand vorbeten.

Damit sie nun auf die eigentliche Feind kommen möchten, trugen sie aus Vorwitzigkeit durch das Volk hindurch, fragten den Hufstock: Wer? und wo die Malesz-Person seye? die wies er mit Fingern auf das in Händen tragende Büchl, womit sie schamrotig davon giengen. Diese wohlverdiente Büchels-Vertilg- und Verbrennung, war ein seltsamme, dieweil man verstandner massen dergleichen selten zu Wien gesehen,

doch ganz billig und rechtmäßige Execution, und ein wahre Vorbedeutung, wann man dessen Schelmischen Verfasser, Urvater und Beschreiber in originali erdappen konnte, wie man mit demselben haufen wurde.

Es ist mehr wenig schmerzlich, je gut und sanftmüthig- und barmherziger sich das Hochlöbl. Erz-Haus-Oesterreich bezeugte! das dennoch sich Ehrvergessene Plackschmeißer befinden, welche sich strafmässig unterstehen, selbes samt ihren vortrefflichen Kriegs-Helden zu verschimpfen.

Ich habe keine Geliebte. (Aus dem Taschenbuch des Scherzes und der Satire f. d. J. 1819.)

Nein, ich habe keine Geliebte, obwohl ich jung und alt genug dazu wäre. Drey Mahl wurde der bitterste Trank mir gebothen, der fast alle Sterbliche berauscht, aber dreyemahl habe ich gewußt, zu rechter Zeit ihn abzuweisen, und das heilsame Sturzbad in die Fluthen des Weltgerümmels als Kühlung zu gebrauchen.

Es ist eine drollige Geschichte, die, meines Liebens, und da sie zugleich einige interessante Momente meines Lebens enthält, so will ich sie mit kurzen Worten zum besten geben. Ach, warum beschreibt sie nicht die gelehrte Frau mir gegenüber! Eine jede Seite dieses Kapitels gebe ihr hinreichenden Stoff für ein Oktavband, und das Mittelstück würde sie obendrein zu einem mäßigen Schauspiel in fünf oder sechs Aufzügen verwenden.

Ich wurde 1776 geboren und ward neunzehn Jahr alt — (kann man gedrängter schreiben?) — als es meinem Vater einfiel, daß ich doch nun nachgerade etwas werden müsse. Auf das Etwas war ich von meiner Kindheit an abgerichtet worden. Man lehrte mich etwas vom Nähr- und Wehr- und Beherstande, etwas von den Dingen in mir, neben mir: etwas von Allem, und nichts Ganzes von Einem. Die väterlichen und mütterlichen Verwandten wurden im geheimen Rathe versammelt, und besprachen, was mit mir anzufangen sey. Der Better-Organist bemerkte meine eingebogene Füße, und meinte das sey vortrefflich für das Pedal der Orgel; ich könne kein Substitut werden. Die verwittwete Frau Zollauffseherin fand in meinen kleinen, bligenden Augen den Beruf zum Ante ihres seeligen Herrn. Der Schwager Rathsbuchdrucker, kammi der Wahrheit am nächsten, und weil die Finger meiner rechten Hand um einen Viertelzoll länger, als die der linken sind, so schloß er auf meinen natürlichen Beruf zum Schriftsteller. Alle stritten, und entschieden zuletzt, daß ich die älterliche Material- und Specereyhandlung fortführen solle. Das gefiel mir ganz und gar nicht, allein ich mußte gehorchen. Da stand ich nun im Laden, mit der Feder hinterm Ohr, allen Leuten zum Spectakel, aß viele Feigen und Eibeben, verkaufte auch einige wenige, copirte Briefe und mahlte Zeichen auf die Risten. Vier Jahre dauerte dieß langweilige Leben. Jetzt starb mein Vater. Der Onkel Stadtschreiber, als Senior des Hauses, übernahm meine endliche Versorgung; er ließ den großen Lehrlingen freysprechen, und schon drey Monate darauf rief er mich eines Abends in seine Kanzley.

„Es ist nun Zeit, daß Er heurathet. Er hat zur Handlung wenig Geschick, so sagen mir alle

Leute. Er ließt lieber in Gott weiß was für Büchern, als daß Er mit den Kunden spräche; Er läßt den Kassaschlüssel stecken, wenn er Geld heraus giebt, Er schreibt eine liederliche Handschrift und verwechselt in der Buchhaltung das Soll mit dem Haben. Darum muß er eine reiche Frau bekommen, die mit ihren Kapitalien Seine Unbeholfenheit bestreiten kann. Ich habe für Ihn ausgesucht; sie ist älter als Er, sparsamer als Er und nicht schöner als Er. Es ist die Jungfrau Barbara Schwarzwurz dort gegenüber! Morgen speiset Ihr Beyde bey mir, und in acht Tagen muß Alles in Ordnung seyn.“ Ich stand und hörte die Rede, wie die andern Delinquenten, die ihr endliches Schicksal an demselben Dreie und aus dem nämlichen Munde erfuhren. Heyrathen wollte ich nicht und Schwefelsäde zeit Lebens verkaufen, auch nicht. Bald fiel mir ein ehemaliger Schulfreund ein, der jetzt in der Hauptstadt wohnte. Mit der Morgendämmerung packte ich meine Sparhüchse, Wäsche, Kleider, Schillers Räuber und den Robinson Crusoe in ein Bündel, wanderte zum Thore hinaus, und schrieb vom nächsten Dorfe ein Abschieds-Cirkular an die ganze Familie. Die erste Liebe, die mir zwar nicht mein Herz, aber das Edikt des Dazel Stadtschreibers auftrug, war also glücklich umgangen und vermieden.

Nach drey Tagen war ich in der Residenz. Der alte Collega nahm mich mit Freunden bey sich auf. Er hatte ausstudirt, einige Verwandten beerbt, und bekleidete nun das schwere Amt des Nichtsthuns so methodisch, als immer ein junger Herr von Stande, es kann. Er lehrte mich sein Geschäft, das mir besser als der Specerey-Verkauf gefiel, und in dem ich bald dem Meister gleich kam. Nach zehn Uhr ständen wir auf, machten unsre ersten Toilette, ritten oder fuhren spazieren, nahmen ein Dejeuner à la fourchette, ritten nach Hause, um die zweyte Toilette zu machen; begaben uns um vier Uhr zum Diner, fuhren wieder spazieren, zögten uns in mehrern Theatern, soupirten und giengen nach Mitternacht schlafen, um den folgenden Tag das gleiche Leben neu gestärkt führen zu können.

Der Winter, in dem ich meine Irrfahrt angetreten hatte, gieng vorüber, es kam der Frühling, es kam der Sommer, und schon mit Frühlings-Anfange bemerkte ich, daß mich mein Gefährte Abends im Theater verließ, auch nicht mit mir soupirt, und allein, sehr spät und sehr müde, aber doch gut gelaunt zu Fuß nach Haus kam. Ich redete ihn um die Ursache seiner Entfernung mehrmals an, ohne eine befriedigende Antwort zu erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)